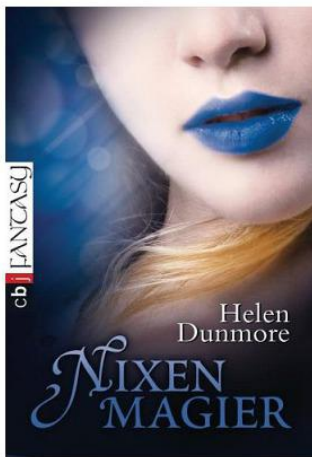


Nixenmagier

Helen Dunmore







DIE AUTORIN

Helen Dunmore ist in Yorkshire geboren und lehrte in Finnland Englisch, bevor sie mit dem Schreiben anfang. Sie verfasst belletristische Romane, Kinder- und Jugendbücher und Gedichtbände, die vielfach ausgezeichnet und in mehr als zwanzig Sprachen übersetzt wurden.

Weitere lieferbare Titel von Helen Dunmore:

Nixenblut (Band 1)

Nixenfluch (Band 3)

Für Issy Cheung

Erstes Kapitel



Indigo bei Nacht. Doch die Dunkelheit ist nicht vollkommen. Der Mond steht hoch am Himmel und wirft genug Licht, um dem Wasser eine tiefblaue unergründliche Färbung zu verleihen.

Ich bin in Indigo und schwimme durch das mondbeschienene Wasser. Faro muss irgendwo in der Nähe sein, da bin ich ganz sicher. Ich kann ihn zwar nicht sehen, doch empfinde ich keine Angst. Es ist hell genug, um sich orientieren zu können. Vor mir schimmert ein Felsen auf und ein grünlich silberner Makrelenschwarm zieht vorüber.

Wäre ich unter Wasser von völliger Dunkelheit umgeben, ich würde in Panik geraten. Doch in Indigo ist jede Panik

gefährlich. An das Atmen darf man keinen Gedanken verschwenden. Erst wenn man vergessen hat, dass Menschen unter Wasser eigentlich nicht existieren können, entdeckt man, dass es dennoch möglich ist.

Ich weiß genau, dass Faro eben noch hier war. Keine Ahnung, warum er sich versteckt hält. Selbst bei völliger Dunkelheit würde er mich vermutlich sehen können. Faro ist ein Mer und gehört hierher. Indigo ist sein Zuhause. Ich bin ein Mensch und habe hier nichts verloren.

Aber so einfach ist es nicht, denn ich trage noch etwas anderes in mir: das Mer-Blut, das mein Bruder und ich von unseren Vorfahren geerbt haben. Es ist mein Mer-Blut, das mich nach Indigo zieht, unter die Wasseroberfläche. Ohne mein Mer-Blut wäre ich längst ertrunken – aber darüber sollte ich lieber nicht nachdenken ...

»Faro?« Niemand antwortet. Dennoch spüre ich, dass er in der Nähe ist. Aber ich werde ihn nicht noch einmal rufen. Er soll bloß nicht

glauben, dass ich Angst habe oder ihn unbedingt brauche. Ich kann auch ohne ihn in Indigo überleben. Ich habe es nicht mehr nötig, mich an ihm festzuhalten, wie ich es letztes Jahr getan habe, als ich zum ersten Mal nach Indigo kam. Das Wasser ist angefüllt mit Sauerstoff. Es weiß, wie es mich am Leben hält.

Ich schwimme weiter. Das Licht ist sehr merkwürdig. Eben schien es mir so, als wäre das Riff gar kein Felsen. Es sah eher wie die Ruine eines großen Gebäudes aus, das vor Tausenden von Jahren aus dem Gestein gehauen wurde. Ich blinzele. Kein Zweifel, es ist ein Riff.

Wie bin ich hierher gekommen? Ich kann mich nicht genau daran erinnern. Vielleicht bin ich mitten in der Nacht von einer Stimme geweckt worden, die mich ins Meer gelockt hat. Bin ich etwa allein den Pfad entlanggegangen, über den Felsvorsprung zu unserer Bucht hinuntergeklettert und habe mich heimlich ins Wasser gleiten lassen?

Sei nicht blöd, Sapphire. Du wohnst doch gar nicht mehr in deinem alten Haus. Ihr seid aus Senara weggezogen. Du wohnst jetzt in St. Pirans, zusammen mit Mum, Conor und Sadie. Und Roger ist immer in der Nähe. Wie konntest du das nur vergessen?

Wie bin ich also hierher gekommen? Ich muss den Polquidden Beach aufgesucht und von dort aus ins Meer gegangen sein. Ja, jetzt erinnere ich mich. Ich lag im Bett und war drauf und dran einzuschlafen, als ich plötzlich das Gefühl hatte, Indigo würde mich zu sich rufen. Dieser Ruf ist so unwiderstehlich, dass ich ihn mit jeder Zelle meines Körpers beantworten muss. Indigo erwartete mich. Ich wusste, dass ich in der Lage sein würde, die Haut des Wassers zu durchdringen und tief hinabzutauchen. Ich wusste, dass ich mich mit den Strömungen durch die Unterwasserwelt treiben lassen würde, die so merkwürdig und rätselhaft und doch schon mein zweites Zuhause geworden ist.

Ja, jetzt fällt mir wieder ein, wie ich meine Jeans und meinen Kapuzenpullover angezogen habe und die Treppe hinuntergeschlichen bin. Verstohlen habe ich die Haustür aufgeschlossen und bin dann zum Polquidden Beach hinuntergerannt, wo das Wasser im Mondlicht glitzerte und die Stimme von Indigo so eindringlich war, dass ich nichts anderes mehr hörte.

Und jetzt bin ich wieder in Indigo. Seit wir nach St. Pirans gezogen sind, habe ich versucht, hierher zurückzukehren, doch erst heute Nacht ist es mir gelungen. In St. Pirans ist zu viel Trubel. All die Leute, Geschäfte, Cafés und Parkplätze. Doch nachts ist es anders. Vielleicht ist die Dunkelheit wie ein Schlüssel, der das Schloss zu Indigo öffnet.

»Hallo, kleine Schwester.«

»Faro!«

Ich drehe mich in einem Wasserwirbel, und da ist er.

»Faro! Wo bist du gewesen? Warum hast du dich so lange nicht blicken lassen?«

Er nimmt meine Hand. Selbst im Mondlicht erkenne ich sein spöttisches Lächeln, das mir so vertraut ist.

»Jetzt bin ich ja da, oder? Alles andere spielt keine Rolle. Ich muss dir so viel zeigen, Sapphire.«

Er lässt meine Hand los und macht einen Rückwärtssalto nach dem anderen, bis das Wasser so heftig schäumt, dass ich ihn nicht mehr erkennen kann. Schließlich taucht er aus dem brodelnden Strudel wieder auf und nimmt erneut meine Hand.

»Komm mit, Sapphire! Nachts ist es am allerschönsten.«

»Warum?«

»Weil du nachts Dinge siehst, die dir tagsüber verborgen bleiben.«

»Was für Dinge?«

»Wart's ab.«

Wir schwimmen Hand in Hand. Vor uns schießt eine dunkle, samtblaue Strömung dahin. Wir hechten in sie hinein. Die Strömung ist so stark, dass ich fast

zerquetscht werde. Sie wirbelt mich herum, rüttelt und schüttelt mich, doch kann ich ihr nicht entkommen. Sie hat mich in ihrer Gewalt. Ich bin wie ein Vogel in den Klauen einer Katze, kann der Strömung nichts entgegensetzen, und sie kennt ihre Stärke.

So fühlt man sich, wenn man gerade im wildesten Fahrgeschäft eines Vergnügungsparks festgeschnallt wird und weiß, dass es kein Zurück mehr gibt. Die Fahrt beginnt, und du siehst das amüsierte Lächeln des Angestellten, dem es völlig egal ist, wie es dir geht. Doch Indigo ist kein Vergnügungspark, wo Leute ihren Job verlieren, wenn ein Fahrgast ums Leben kommt. Hier kann alles passieren. Wenn ich jetzt sterbe, wird nie jemand davon erfahren. Sie werden einfach sagen, ich sei ertrunken, so wie sie gesagt haben, dass Dad ertrunken ist.

Ganz ruhig, Sapphire. Kämpf nicht gegen die Strömung an, dann kann dir nichts passieren. Beruhigende Gedanken fluten

durch meinen Kopf, und für einen Moment bin ich nicht sicher, ob es Faros Gedanken sind oder meine. Teilen wir sie wieder, so wie diesen Sommer? Entspann dich, und lass der Strömung ihren Willen. Ich werde kräftig durchgeschüttelt und bekomme es mit der Angst. Ich kann nicht atmen ...

Vergiss deine Atmung. Die Luft ist eine andere Welt und hat hier keine Bedeutung. Konzentriere dich ganz auf die Gegenwart. Denk an Indigo. Hier. Jetzt.

Die Worte pulsieren in meinem Kopf. Hier. Jetzt. Lass alles hinter dir und sei bereit. Ich habe es schon früher getan, doch niemals war es so schwer wie in diesem Moment. Indigo bei Nacht ist so finster, so gewaltig. Kein gemütlicher Spielplatz, sondern ein wildes Königreich. Wie leicht kann man sich hier verlieren. Die Panik lässt meinen Körper erzittern. Nein, Sapphire, nein, so geht das nicht. Panik macht dich taub und blind.

Ich höre auf zu kämpfen und habe das Gefühl, mich aus einem Käfig zu befreien. Ich bin im

Herzen der Strömung geborgen. Da vorne ist Faro, nur ein kleines Stück von mir entfernt. Seine Schwanzflosse schimmert bläulich im Mondlicht. Ich kann weder sein Gesicht noch seine Hände oder irgendetwas anderes an ihm erkennen, das an einen Menschen erinnert. Nur seine starke Schwanzflosse, wie die einer Robbe, die ihn durchs Wasser treibt. Wir schwimmen schneller, als ich es mir je erträumt habe, fliegen im Dunkeln durch Indigo.



Schließlich schießt die Strömung ohne uns davon und katapultiert uns förmlich in ruhigere Gewässer. Wir müssen viele Kilometer weit vom Land entfernt sein. Ich bin völlig erschöpft. Sogar Faro scheint müde zu sein, denn er zieht mich mit sich zum Meeresgrund hinunter, wo der Sand von tiefen Furchen durchzogen wird. Wir lassen uns in eine der geschützten Vertiefungen sinken, um uns auszuruhen. Hier unten ist es nahezu stockdunkel.

»Wo sind wir, Faro?«

Meine Stimme erzeugt ein merkwürdiges Echo.

»In der Nähe der Verlorenen Inseln.«

»Warum heißen die so?«

»Im Grunde sind sie nicht *alle* verloren. Einige von ihnen ragen über die Wasseroberfläche, und es leben immer noch Menschen auf ihnen. Doch die größten Inseln sind vor mehreren hundert Jahren in einer einzigen Nacht zu uns gekommen. «

»Zu euch gekommen? Wie meinst du das? Gab es einen Kampf?«

»Ja, es gab einen Kampf, aber nicht mit Schwertern und Pistolen. Die Inseln fielen uns zu, weil das Wasser anstieg.«

»Und warum ist das Meer angestiegen?«

»Es war eben an der Zeit, nehme ich an«, antwortet Faro.

»Aber was ist mit den Leuten passiert, die auf den Inseln gelebt haben?«

»Manche gingen verloren«, sagt Faro unbeteiligt. »Andere sind mit ihren Booten zu

den Nachbarinseln gefahren, die immer noch über Wasser lagen.«

Ich kann sein Gesicht in dieser Düsternis nicht erkennen, doch die Gleichmütigkeit in seiner Stimme ist unerträglich.

»Faro, sprich bitte nicht so, als ... als wäre alles eine Frage des Schicksals. Wir sollten doch versuchen, die Welt besser zu machen. Die Zukunft zu beeinflussen. Die Inselbewohner hätten zum Beispiel einen Schutzwall bauen können, um vor dem Meer in Sicherheit zu sein. Die Leute in Holland tun das. Sie bauen Deiche und Kanäle. Sie ertrinken nicht, weil sie erfahrene Ingenieure haben.«

»Davon habe ich schon gehört«, entgegnet Faro nachdenklich. »Sie sind sehr eigensinnig, diese Holländer.«

»Es geht darum, Faro, dass das Land nicht zwangsläufig verloren gehen muss. Holland beweist das. Dort macht man es andersherum. Die Holländer gewinnen dem Meer neues Land ab. Hast du das gewusst?«

»Sie nehmen Indigo also Land weg«, erwidert Faro, »aber das heißt noch lange nicht, dass es danach ihnen gehört. Was heute klappt, braucht morgen nicht zu funktionieren. Hast du nicht eben gesagt, dass wir die Welt verbessern und die Zukunft beeinflussen sollen? Ich bin vollkommen deiner Meinung. Es wäre für die Mer viel besser, wenn Holland ein bisschen ... kleiner würde.«

»Aber warum denn, Faro? Warum? Ist Indigo nicht schon stark genug? Die Meere sind doch größer als die Landmasse. Weißt du das nicht?«

Das hat mir Dad erzählt. Er hat mich mit seinem Boot, der *Peggy Gordon*, so weit aufs Meer mit hinausgenommen, dass ich sehen konnte, wie klein und unbedeutend das Land im Vergleich zum riesigen Ozean wirkt.

»Warum willst du immer noch mehr, Faro?«

»Ihr Menschen seid doch diejenigen, die nie genug bekommen«, entgegnet er gereizt. »Ihr wollt, dass die ganze Welt eurem Willen

gehört.«

Der Streit mit Faro verunsichert mich.
»Könnten wir die Verlorenen Inseln besuchen?«, frage ich rasch.

»Alle gehen heute Nacht dorthin.«

»Warum?«

»Weil es dort eine Versammlung gibt. Schau mal da drüben.«

»Es ist zu dunkel.«

»Schau doch, Sapphire. Mach die Augen auf.«

Ich spähe durch das samtige Dunkel des Wassers, erkenne kleine Schatten, die mit der Strömung durchs Wasser gleiten. Es sind viele, dicht beieinander. Vielleicht ein Schwarm von Fischen, die auf dem Weg zu ihren Futtergründen sind. Doch für Fische sind sie entschieden zu groß. Sie sind so lang wie ... so groß wie ...

»Mer! Faro, da vorne! Da sind Mer!«

Endlich bekomme ich sie zu Gesicht, Faros Leute. Der Schleier, der mich jedes Mal von ihnen getrennt hat, wenn ich Indigo besucht

habe, ist doch noch gelüftet worden. In einer Gruppe von ungefähr zwanzig Wesen ziehen sie rasch durchs Wasser. Sie haben noch einen weiten Weg vor sich und schenken uns keine Beachtung. Ihre Haut schimmert, als sei sie mit Schuppen bedeckt. Doch von Faro und seiner Schwester Elvira weiß ich, dass Mer keineswegs Schuppen haben. Das gibt es nur in Märchen, wo die Meerfrauen sich auf den Felsen sonnen, ihr langes Haar kämmen und Lieder für die Seefahrer singen. Die richtigen Mer sind ganz anders. Sie haben mehr Macht, sind komplizierter und viel, viel realer. Ich zwinkere und die Mer sind verschwunden.

»Was tragen sie da auf ihrer Haut, Faro? Was glitzert so im Wasser?«

»Perlmutterbesetzte Umhänge, vermute ich. Das tragen die meisten von uns, wenn eine Versammlung bei Mondschein stattfindet.«

»Das ist wunderschön. Hast du auch so einen Umhang?«

»Bitte?«

»Ich meine, ob du auch so einen schönen Umhang besitzt, in deinem Kleiderschrank oder wo auch immer.«

»Ich gehe nicht zu der Versammlung heute Nacht, warum sollte ich also einen Umhang tragen? Wenn ich ginge, würde ich mir einen anfertigen.«

»Machst du dir etwa jedes Mal einen neuen Umhang, wenn du zu einer Party, ich meine, einer Versammlung gehst?«

»Natürlich.«

»Dauert das nicht ewig, so einen Umhang herzustellen?«

»Doch. Die Muster sind sehr kompliziert.«

»Warum hebst du sie dann nicht auf? Du könntest schon eine wunderbare Sammlung haben.«

»Sammlung!«, schnaubt Faro. Dann senkt er seine Stimme, als wolle er nicht, dass uns jemand zuhört: »Pass auf, Sapphire. Vor langer Zeit haben einige Mer damit angefangen, Dinge zu sammeln. Allmählich wurden sie so stolz auf ihren Besitz, dass sie

erst zu Rivalen, dann zu Feinden wurden. Das hätte uns fast einen Krieg beschert.«

»Sind denn die Mer jemals in einen Krieg verwickelt gewesen?«, frage ich erstaunt. Faro hat mir stets den Eindruck vermittelt, alle Mer würden friedlich zusammenleben.

»Damals hätte es fast einen Krieg gegeben. Wir waren bereit, einander zu töten.«

»Bei uns gibt es ständig Kriege. Man muss nur den Fernseher einschalten.«

»Hat das Fernsehen denn was mit der Wirklichkeit zu tun?«, fragt Faro interessiert.

»Ich dachte, es würden dort nur Geschichten gezeigt, die Menschen sich ausgedacht haben.«

»Nicht nur«, sage ich. »Die Nachrichten haben mit der Wirklichkeit zu tun.«

»Es ist gut, etwas über die Menschenwelt zu wissen«, stellt Faro entschieden fest.

»Manche Mer sagen, wir sollten uns davon fernhalten, doch ich finde euer Leben sehr interessant.«

»Wenn du so redest, komme ich mir vor wie

ein Tier im Zoo!«

»Zoos! Wir könnt ihr Menschen nur Tiere in Käfigen gefangen halten, obwohl diese euch anflehen, freigelassen zu werden?«

»Wir verstehen sie nicht. Du weißt doch, dass wir nicht mit Tieren reden können.«

»Ja, stimmt. Dafür könnt ihr nichts.«

Faro drückt freundschaftlich meine Hand. Da er sich mit Walen, Delfinen, Seeigeln und Seeadlern unterhalten kann, ist es eigentlich kein Wunder, dass er unser Leben für etwas eingeschränkt hält.

Ich glaube, dies ist das wichtigste Gespräch, das ich jemals mit Faro geführt habe. Er hat das erste Mal zugegeben, dass auch in Indigo nicht alles perfekt ist. Im stillen Dunkel fällt es uns leichter, offen miteinander zu reden und nicht zu streiten.

»Ich wünschte, ich könnte diese Inseln kennenlernen«, sage ich zu ihm.

»Das kannst du sofort, wenn du willst.«

»Wirklich?«

»Aber ja! Zu der Versammlung kann ich dich

zwar nicht mitnehmen – das wäre den anderen Mer nicht recht –, doch wir könnten eine der Inseln besuchen.«

Wir schwimmen aus der Vertiefung heraus und sind von verschiedenen Strömungen umgeben. Sie sind nicht so mächtig wie diejenige, die uns hierher gespült hat, sondern eher wie kleine sprudelnde Bäche, die auf der Haut prickeln. Das Licht ist stärker geworden, und während wir über den Meeresgrund gleiten, verstehe ich auch, warum: Wir sind in seichtere Gewässer gelangt.

»Ich will nicht wieder an die Luft«, sage ich besorgt. »Ich will nicht die Wasseroberfläche durchstoßen, um mich auf eine einsame Insel verschlagen zu fühlen, meilenweit von Cornwall entfernt.«

»Wir verlassen Indigo ja nicht, aber die Inseln haben wir fast erreicht. Schau nach vorne, Sapphire!«

Ein merkwürdiger Anblick. Als würde man mit einem Boot auf die Küste zuhalten, nur dass

das mondbeschienene Land, das wir ansteuern, unter Wasser liegt. Hier sind die Felsen. Dort ist der Strand. Eine lange Mauer ragt aus dem Sand auf. Das muss früher die Kaimauer gewesen sein. Am versunkenen Ufer erblicke ich die steinigen Überreste von Gebäuden, die einst Wohnhäuser waren. Die Türen sind verschwunden, vermutlich verfault. Die glaslosen Fenster sehen wie starrende, hungrige Augen aus. Statt mit Dachziegeln sind die Häuser mit Seetang bedeckt, der sich sanft in der Strömung wiegt.

Das alles macht mir Angst. Ich frage mich beklommen, was wohl aus den leeren Türen kommen mag: eine krabbelnde Krebsfamilie, ein Seeaal oder eine Qualle mit langen, suchenden Tentakeln. Normalerweise machen mir diese Tiere keine Angst, doch sie sollten nicht hier sein, in den Häusern der Menschen. Stattdessen sollten die Schornsteine rauchen und die Häuser vom Geruch nach Essen, menschlichen Stimmen und Lachen erfüllt sein. Ich wende mich ab.

»Gefällt es dir nicht?«, fragt Faro.

Als ich den Kopf schüttelte, legen sich mir die Haare wie Seegrass übers Gesicht. Ich bin froh, dass Faro meine Miene nicht erkennen kann. Die versunkene Stadt lässt mich nicht los. Ich betrachte das Kopfsteinpflaster, das sich hinter den Häusern dahinzieht, und den gedrungenen, viereckigen Turm, der einst zur Dorfkirche gehört haben muss. Ein Wetterhahn ist zu sehen. Ich frage mich, ob er sich dreht, wenn die Gezeiten ihre Richtung ändern. Denkt er, dass es der Wind ist, der ihn bewegt? Alles wirkt so verlassen, einsam und traurig. Wie ein Friedhof.

»Dies ist ein Wallfahrtsort«, sagt Faro.

»Ein Wallfahrtsort?«

»Ja, die Pilger kommen von weit her, um sich anzusehen, wozu das mächtige Indigo in der Lage ist. Wo früher Land war, ist jetzt Wasser.«

»Na großartig«, sage ich ironisch. »Ich hoffe, sie genießen den Anblick.«

»Du hast keinen Grund, eingeschnappt zu

sein«, sagt Faro. »Dass die Holländer das Meer zurückdrängen, gefällt dir, aber wenn das Land vom Meer überflutet wird, gefällt es dir nicht. Dabei ist es ein ganz normaler Vorgang, so wie die Gezeiten. Bei Ebbe kannst du dich dort aufhalten, wo du sechs Stunden später ertrinken würdest.«

»Aber das hier hat doch nichts mit den Gezeiten zu tun. Hier war eine viel größere Kraft am Werk. Eine ganze Insel ist untergegangen, Faro! Wie viele Dörfer hat es auf ihr gegeben? «

»Ich weiß es nicht, vermutlich einige.«

»Und wie viele Menschen sind ertrunken?«, sage ich, mehr zu mir selbst. Ich mag vielleicht Mer-Blut in mir haben, doch kein Mer-Blut könnte so stark sein, dass ich hier glücklich bin. »Ist das nicht furchtbar?«, fahre ich fort, damit Faro versteht, was ich meine. »Diese Insel gehörte nicht zu Indigo und wollte das auch nie. Selbst heute ist sie kein wirklicher Teil von Indigo, weil alles tot ist.«

»Da irrst du dich aber!«, entgegnet Faro

leidenschaftlich. »Jedes Jahr wird sie lebendiger. Sieh dir doch an, was hier alles wächst und wie viele Lebewesen sich im Wasser tummeln. «

Ich mag nicht mit ihm streiten. Außerdem weiß ich, dass wir ja doch nie einer Meinung sein werden. Ein Teil von mir sieht, was auch Faro erkennt: die Schönheit des wogenden Seetangs auf den Häusern, mit seinen dicken Stängeln und Wedeln, die wie weiche Blätter aussehen. Die glitzernden Fischeschwärme, die Seeanemonen und Napfschnecken, die in den Ruinen ein Zuhause gefunden haben. Der Teil von mir, der zu Indigo gehört, findet dies alles wunderschön. Doch der menschliche Teil von mir denkt an all die Leute, die im Salzwasser ertrunken sind.

»Was ist los, Sapphire? Warum verziehst du so das Gesicht? «

Faro hat wirklich keine Ahnung. Er weiß zwar eine Menge über das Leben an Land, aber Tränen hat er offenbar noch nie gesehen.

»Ich bin einfach traurig. Das nennt man

weinen.«

»Davon habe ich schon gehört«, sagt Faro, »aber ich habe es noch nie gesehen.« Er sagt das so, als hätte ich einen Zaubertrick vorgeführt. »Zeig mir, wie du das machst«, bittet er.

»Ach, Faro, das geht nicht auf Kommando. Außerdem will ich jetzt nicht mehr weinen. Siehst du, es gibt keine Tränen mehr. Was tun denn die Mer, wenn sie traurig sind? Wie verhaltet ihr euch zum Beispiel, wenn jemand stirbt?«

»Dann behalten wir den Toten in unserem Gedächtnis.«

»Wir sollten jetzt gehen«, sage ich abrupt. Ich will diesen bedrückenden Ort verlassen. Wie hatte das nur passieren können? Wie konnte das Meer so plötzlich ansteigen, dass ganze Inseln überflutet wurden und den Menschen nicht einmal genug Zeit blieb, sich in ihre Boote zu retten?

Ich werfe dem versunkenen Dorf einen letzten Blick zu. Die Rümpfe von Fischerbooten sind

immer noch am ehemaligen Hafen festgemacht. Doch würden sie jetzt nicht mehr schwimmen, selbst wenn man sie an die Oberfläche brächte. Das Meerwasser hat ihre Planken zerfressen. Was würden die früheren Einwohner denken, wenn sie dies sehen könnten?

Ich kann nichts dagegen tun, dass mir erneut Tränen in die Augen steigen. Das Weinen in Indigo ist unangenehmer als an Land. Ich will nicht, dass Faro sieht, wie niedergeschlagen ich bin. Ich will auch nicht, dass er voller Neugier meine Tränen studiert, also halte ich mir die Hände vors Gesicht. Wie dieses untergegangene Dorf wohl geheißen hat? Es muss doch einen Namen gehabt haben.

Sag mir deinen Namen, geht es mir sanft durch den Kopf.

Doch niemand antwortet. Das Mondlicht ist verschwunden. Ich kann nichts mehr erkennen. Indigo ist stockfinster und voller Meergeräusche, die aus allen Richtungen kommen. Dann hebt mich die See nach oben

und trägt mich mit sich fort.



Ich erwache in meinem Bett in St. Pirans, doch der Schlaf hängt wie Klebstoff an mir. Mein Zimmer ist sehr klein, gerade groß genug für mein Bett und einen schmalen Streifen Holzboden. Auf den Dielen hat sich eine Pfütze gebildet. Mein kreisrundes Fenster steht offen. Vielleicht hat der Wind den Regen hineingeweht, aber das glaube ich nicht. Ich tauche einen Finger in die Pfütze und lecke ihn ab. Er schmeckt salzig. Indigo.

Im Haus ist es ruhig. Der ganze Ort schläft tief und fest. Ich blicke auf meinen Radiowecker, den Roger mir geschenkt hat, nachdem ich zum dritten Mal den Schulbus verpasst hatte. Seine Ziffern leuchten grün. 03:03. Neben meinem Bett liegen nasse Kleider auf dem Boden – meine Jeans und mein Kapuzenpullover –, und meine Haare sind auch nass. Den Pyjama muss ich mir angezogen haben, nachdem ich zurückgekehrt bin, aber daran kann ich mich nicht erinnern. Mein Gedächtnis ist getrübt.

Doch das Bild der versunkenen Häuser steht mir noch klar vor Augen. Die Fensterlöcher hatten wie die leeren Augenhöhlen eines Totenschädels ausgesehen. Ich will darüber nicht nachdenken. Ich will diese Erinnerung aus meinem Gedächtnis streichen.

Zweites Kapitel



Es ist hellichter Tag. Bei Tageslicht verdunstet alles, was nachts groß und erschreckend erscheint, wie eine Pfütze im Sonnenschein.

Ich bin mit Sadie am Strand. Mum ist bei der Arbeit, aber weil Samstag ist, habe ich keine Schule. Ich habe das Badezimmer geputzt und das Wohnzimmer gesaugt, und jetzt kann ich tun und lassen, was ich will.

Mit Sadie ist es wie mit dem Tageslicht. Wenn ich ihr warmes, goldenes Fell streichle, ist aller Kummer verflogen. Sie sieht mich fragend an und wedelt mit dem Schwanz. Wir stehen auf der letzten der Stufen, die zum Polquidden Beach hinunterführen. Werde ich sie frei laufen lassen?

Ja, das werde ich. Hunde haben ab dem 1. Oktober freien Zugang zum Strand, und jetzt ist Mitte November. Doch weil Sadie ein gutes Gedächtnis hat, zögert sie. Sie erinnert sich daran, dass sie nicht an den Strand durfte, als wir im September nach St. Pirans gezogen sind. Das Verbot besteht jedes Jahr von April bis Ende September, wenn die meisten Touristen hier sind. Ich finde das ungerecht, doch Mum sagt, dass man den Leuten nicht zumuten kann, einen verunreinigten Strand zu benutzen.

Ich muss es Sadie also jedes Jahr aufs Neue erklären: »Ich weiß, wie gerne du durch den Sand läufst, Sadie, aber leider geht das jetzt nicht.« Je näher ich sie kennenlerne, umso klarer wird mir, wie viel sie versteht. Auf Worte ist sie nicht angewiesen. An der Art und Weise, wie ich das Zimmer betrete, erkennt sie schon meine Laune.

Jetzt zittert sie vor Aufregung, wartet aber geduldig auf der letzten Stufe.

»Na, lauf schon, mein Mädchen! Jetzt darfst

du dich überall frei bewegen.« Sadie streckt sich und macht aus reinem Übermut einen Sprung, ehe sie mit voller Konzentration eine Möwe im Zickzack über den Strand jagt. Sie hat noch nie eine Möwe erwischt, und ich bin mir sicher, die Möwe weiß das. Sie hält Sadie zum Narren, ärgert sie, gleitet im Tiefflug über den Sand, um im letzten Moment steil in die Luft zu steigen.

Meinetwegen kann Sadie so weit laufen, wie sie will. Ich weiß, dass sie zurückkommt, wenn ich sie rufe. Außerdem will ich, dass sie frei ist.

Seit wir nach St. Pirans gezogen sind, habe ich diesen Traum – nicht jede Nacht, nicht einmal jede Woche, doch oft genug, um hin und wieder Angst vor dem Einschlafen zu haben. Im Traum bin ich in einem Käfig gefangen. Zunächst macht mir das keine großen Sorgen, denn die Gitterstäbe sind weit voneinander entfernt, und es dürfte kein Problem sein, zwischen ihnen hindurchzuschlüpfen. Doch sobald ich mich

auf sie zubewege, rücken sie enger zusammen. Ich versuche, mich langsam und wie zufällig zu bewegen, damit der Käfig nicht merkt, was ich vorhabe, doch jedes Mal sind die Stäbe schneller als ich. Als wäre der Käfig lebendig und wüsste, dass ich fliehen will.

Ich kann immer noch nicht glauben, dass wir wirklich hier in St. Pirans leben. Haben wir unser Haus für immer verlassen? Senara und unsere Bucht und alle Plätze, die wir lieben? Conor und ich sind in diesem Haus *geboren* worden, in Mums und Dads Schlafzimmer. Wie kann man nur das Haus verlassen, in dem man geboren wurde?

Mum hat versprochen, dass sie es niemals verkaufen wird, doch sie hat es vermietet. Mit dem Geld, das wir dafür kassieren, haben wir das Haus in St. Pirans gemietet, einem Ort, mit dem uns nichts verbindet.

Für mich ist die Entscheidung völlig verrückt, aber die Erwachsenen haben natürlich immer für alles gute Gründe:

In der Stadt werdet ihr so viele neue Freunde gewinnen!

Ihr könnt ins Kino und ins Schwimmbad gehen.

In St. Pirans gibt es wunderbare Geschäfte, Sapphy.

Wieso sollte man ins Schwimmbad gehen, wenn man direkt am Meer lebt? Schwimmbäder sind langweilig, haben künstliches blaues Wasser und stinken nach Chlor. Das Wasser ist völlig tot, weil so viele Chemikalien hineingekippt werden. Wenn man einen Wassertropfen aus einem Schwimmbecken unter das Mikroskop legt, sieht man gar nichts – höchstens ein paar Bakterien. Aber das Meer ist lebendig und jeder einzelne Tropfen voller Leben.

In St. Pirans ist sogar das Meer voller Menschen. Derzeit ist es ruhiger, weil die Badesaison vorbei ist, doch jeder spricht schon davon: *Wartet nur, bis es Sommer wird. Im August muss man froh sein, wenn man am Strand überhaupt noch ein*

Fleckchen für sein Handtuch findet. Es gibt vier Strände und einen Hafen sowie Horden von Touristen, die wie Bienen über die Stadt herfallen. Als wir noch in Senara lebten, sind Conor und ich manchmal für einen Tag nach St. Pirans gekommen, um ein bisschen Abwechslung zu haben. Doch ein Tag hat uns immer gereicht. Man kann nicht schwimmen gehen, ohne mit irgendwelchen Surfbrettern zu kollidieren. Es gibt verschiedene Gruppen von Surfern, die sich regelrecht bekämpfen – auf der einen Seite die Einheimischen, auf der anderen diejenigen, die mit ihren Vans aus dem Landesinneren kommen. Sie kriegen sich in die Haare, wenn ein Surfer dem anderen eine Welle weggeschnappt hat. Die denken doch tatsächlich, dass das Meer ihnen gehört, und kämpfen um »ihre« Wellen. Das ist ein weiterer Beleg für die Verrücktheit dieser Stadt. Faro wird sich bestimmt amüsieren, wenn ich ihm davon erzähle.

»Sadie! Sadie!« Plötzlich sehe ich, dass Sadie schon am anderen Ende des Strandes

ist und einem kleinen Hund entgegenspringt. Ich glaube, es ist ein Yorkshire-Terrier, der am Ufer entlangtollt. Sadie würde ihm niemals etwas zuleide tun. Trotzdem beginne ich zu laufen. In diesem Moment bemerkt ein Mädchen in meinem Alter, was vor sich geht. Sie hat mit einem kleinen Kind zusammen ein Loch im Sand gegraben, doch nun springt sie auf.

»Sa-die!«

Wird sie auf mich hören? Akzeptiert mich Sadie als ihre rechtmäßige Besitzerin? Ja, das tut sie! Wenige Meter vor dem Yorkshire-Terrier bleibt sie stehen. Man sieht ihrem Körper an, wie sehr sie sich danach sehnt, mit dem anderen Hund herumzutollen. Sie wirft mir einen Blick zu, der fragt, warum ich verhindert habe, was ein aufregendes Abenteuer hätte werden können.

»Braves Mädchen!«

Ich bin völlig außer Atem, knie mich in den feuchten Sand und nehme Sadie an die Leine. Das andere Mädchen kümmert sich

um ihren Hund, der nicht größer als ein Baby ist.

»Ich dachte schon, dein Hund wollte Sky auffressen«, sagt sie. Sie hat sehr kurze, struppige blonde Haare. Ihr Lächeln ist so strahlend wie die Sonne.

»Sky? Komischer Name für einen Hund.«

»Ja, ich weiß. Sie gehört nicht mir, sondern meiner Nachbarin. Aber die hat MS, also gehe ich mit ihr spazieren. Sie läuft nicht weit ... ich meine Sky, nicht meine Nachbarin«, fügt das Mädchen rasch hinzu, als wäre ihr etwas Peinliches herausgerutscht.

»Entschuldigung, ich glaube, das war etwas verwirrend«, sagt sie schließlich.

Da ich nicht einmal weiß, was MS ist, sage ich einfach: »Ach nein, gar nicht.«

»Ist das dein Hund?«, fragt das Mädchen mit einem Anflug von Neid.

»Ja.« Diese Antwort kommt mir immer noch wie eine Lüge vor. Es ist so abgedroschen, wenn die Leute sagen, eine Sache sei zu schön, um wahr zu sein, doch jedes Mal, wenn

ich Sadie als »meinen Hund« bezeichne, habe ich genau dieses Gefühl. Das ist wirklich zu schön, um wahr zu sein. Wochenlang habe ich mir Sorgen gemacht, dass Johns Familie sie womöglich zurückhaben will, aber das war nicht der Fall. *Sie gehört dir*, hat Johns Mutter gesagt. *Hunde wissen, zu wem sie gehören, und Sadie hat sich eindeutig für dich entschieden, Sapphire. Schau nur, wie sie mit dem Schwanz wedelt. So freudig hat sie mich nie begrüßt.*

»Sie ist wunderschön.« Das Mädchen streckt selbstgewiss ihre Hand aus, als sei sie ganz sicher, dass Sadie sie mögen würde. Und das tut Sadie auch und schnüffelt neugierig an den Fingern des Mädchens. Ich ziehe sanft an der Leine.

»Wir müssen dann«, sage ich.

»Sky und River müssen auch zurück. Dahinten, in der Grube, das ist River. Er gräbt immerzu Löcher. Er ist mein kleiner Bruder.«

»River ...« Komischer Name für einen

kleinen Jungen, hätte ich fast hinzugefügt, kann mich aber gerade noch beherrschen. Das Mädchen lächelt.

»Jeder findet unsere Namen ein bisschen merkwürdig.« Sie sieht mich erwartungsvoll an. »Willst du nicht wissen, wie ich heiße? Oder willst du vielleicht raten?«

Ich schüttele unbeholfen den Kopf. Ihre Freundlichkeit macht mich irgendwie verlegen.

»Rainbow«, sagt sie. »Rainbow Petersen. Meine Mutter hat mich Rainbow genannt, weil sie meinte, dass es vor meiner Geburt in ihrem Leben sehr lange geregnet hätte und mit mir die Sonne herauskam. Meine Mutter kommt aus Dänemark, lebt aber schon seit ihrem achtzehnten Lebensjahr hier.«

Für einen Moment ist es still. Ich frage mich, ob meine Mutter einmal etwas Ähnliches zu mir gesagt hat, aber mir fällt nichts ein. *Die Sonne kam heraus, als du geboren wurdest, Saphy.* Nein, das kann ich mir nicht vorstellen.

Das Mädchen – Rainbow – scheint auf irgendetwas zu warten. Sie nimmt ihren Terrier an die Leine und sagt: »Also mach's gut.«

Doch dann sieht sie mir direkt in die Augen und fügt ernst hinzu: »Jetzt kennst du unsere Namen. Willst du mir nicht deinen verraten?«

Ich spüre, wie ich erröte. »Äh, ich heiße Sapphire.«

»Das ist schön«, sagt sie warmherzig.

»Warum?«

»Weil ich froh bin, dass du keinen gewöhnlichen Namen hast wie Millie oder Jessica. *Sapphire*. Das gefällt mir. Und wie heißt dein Hund?«

»Sie heißt Sadie.«

Das Mädchen sieht mich wieder erwartungsvoll an, doch was auch immer sie sich erwartet, geschieht nicht. Nach einer Weile sagt sie: »Okay, wir treffen uns bestimmt wieder, Sapphire. Mach's gut, Sadie.« Sie geht zu River, der immer noch sein Loch buddelt.

Erst nachdem sie verschwunden ist, wird mir klar, dass sie gern mehr über mich erfahren hätte. Aber daran lässt sich jetzt nichts mehr ändern. Und wie sagt Alice Trewhidden immer: *Man soll Fremden nicht gleich alles auf die Nase binden.*

Doch so wie Rainbow mich angelächelt hat, könnte ich glauben, wir seien bereits befreundet.



Conor ist mit Mal bei Porthchapel angeln gegangen. Mum hat recht gehabt. Conor kennt schon einen Haufen Leute in St. Pirans. Zum Teil liegt das sicher daran, dass er hier in die Schule geht. Außerdem ist das eben Conors Art. Ich kenne nicht mal die Namen all seiner Freunde. Die meisten von ihnen sind Surfer und Conor unterhält sich mit ihnen in ihrem speziellen Surfer-Slang. Er und Mum und Roger wollen mich ständig dazu überreden, auch surfen zu gehen, aber dazu habe ich keine Lust. Warum sollte jemand, der schon mal auf den Strömungen von Indigo

gesurft ist, mit den Wellen am Polquidden Beach vorliebnehmen? Geschweige denn mit denen bei Gwithian? Als würde dir jemand nur einen Schluck Wasser erlauben, obwohl du vor Durst schier umkommst.

Conor geht es anders. Ich habe vor längerer Zeit versucht, mit ihm darüber zu reden, kurz nachdem wir hierhergezogen waren.

»Du gibst St. Pirans keine Chance«, sagte er. »Hier kann man super surfen! In unserer alten Bucht hast du doch immer Bodysurfen gemacht.«

»Das war, bevor wir in Indigo waren«, entgegnete ich. Conor wirft mir einen gequälten Blick zu.

Seit wir in St. Pirans sind, redet er kaum noch von Indigo. Als wäre er der Meinung, wir hätten Indigo endgültig hinter uns gelassen, gemeinsam mit unserem Haus und allen Dingen, die uns seit jeher vertraut sind. Vielleicht gibt es aber noch einen anderen Grund. Ich habe das Gefühl, dass Conor mir etwas verheimlicht. Mum sagt, Conor würde

eben älter, und ich könne nicht erwarten, dass er mir alles erzählt, so wie er es früher immer getan hat.

»Findest du diese Art zu surfen nicht total langweilig?«, habe ich ihn gefragt. Ich wollte herausbekommen, was er wirklich denkt. »Ich meine, das ist doch lächerlich, wenn du es mit dem vergleichst, was wir in Indigo erlebt haben. Wie kannst du dich damit zufriedengeben, ein bisschen auf der Wasseroberfläche herumzuplanschen?«

Conor sah bedrückt aus. »Ich kann so nicht leben, Saph«, sagte er. »Ich halte das Gefühl nicht aus, weder richtig hierhin noch dorthin zu gehören.« Er hörte sich wütend an, aber ich glaube, seine Wut richtete sich nicht gegen mich. »Ich muss versuchen, mich hier heimisch zu fühlen. Man darf sich nicht nach Dingen sehnen, die man nicht haben ...«

Er hielt inne, und ich erwiderte nichts, weil ich nicht genau wusste, was er meinte.

»Ich weiß, dass du Senara vermisst«, fuhr er fort.

»Du meinst wohl, unser *Zuhause*.«

»Okay, unser Zuhause.«

»Ja, natürlich vermisse ich es. Das ist doch ganz normal, Con!«

»Aber in unserem Haus wohnen jetzt andere Leute. Wir können nicht dorthin zurückziehen, also hat es auch keinen Zweck, ständig daran zu denken.«

»Natürlich könnten wir dorthin zurückziehen. Mum brauchte nur den Mietern zu kündigen.«

»Mum will das aber nicht, Sapphy. Verstehst du das nicht? Sie wollte das Haus und die Bucht und alles andere, was sie an Dad erinnert, endgültig hinter sich lassen. Es geht ihr hier viel besser.«

Natürlich weiß ich das, schon seit Wochen, aber ich wollte es nicht aussprechen.

»Und da ist noch etwas«, fuhr Conor fort.
»Sie will uns von Indigo fernhalten.«

»Mum weiß doch gar nichts von Indigo! Sie weiß nicht mal, dass Indigo existiert.«

»Wir haben ihr nichts davon *erzählt*. Aber Mum ist doch nicht blöd. Sie hat auf jeden Fall

gemerkt, dass da unten bei der Bucht merkwürdige Dinge passiert sind. Sie hat sich Sorgen um uns gemacht – vor allem um dich. Sie hat mich sogar gefragt, ob ich wüsste, warum du dich so komisch benimmst.

«

»Du hast ihr ja wohl nichts erzählt!«

»Warum bist du nur immer so misstrauisch, Saph? Natürlich habe ich ihr nichts erzählt. Mum weiß nichts über Indigo, aber sie spürt etwas, und seit Dad verschwunden ist, will sie jedem Risiko aus dem Weg gehen. Vielleicht ist das auch gut so«, fügte er nachdenklich hinzu.

»Meinst du etwa, dass sie ein Recht hatte, uns alles wegzunehmen, was uns vertraut ist? Erwachsene wissen, dass sie mit so etwas durchkommen, aber deswegen ist es noch lange nicht richtig! Wie kannst du nur so etwas sagen, Con. Das ist doch ... das ist doch, als würden wir Indigo betrügen. «

»Aber wenn du immer auf der Seite von Indigo bist, Saph, dann betrügst du *auch*

jemanden. Granny Carne hat gesagt, du hättest Mer-Blut in dir, aber sie hat auch gesagt, du sollst nicht vergessen, dass du ein Mensch bist.«

Ich bin auf mein Zimmer gegangen. Ich wollte nicht mehr über Indigo reden. Ich hatte Angst, dass Conor sagen würde: »Vergiss Indigo, Saph. Denk nicht mehr daran und fang endlich mit dem richtigen Leben an.«



Wir sehr ich unser Zuhause vermisse. Aber ich versuche nur abends, vor dem Einschlafen, daran zu denken. Ich vermisse unser Haus, die Bucht, die Landschaft, Jacks Bauernhof. Ich vermisse den Blick auf die erleuchteten Häuser am Abend, deren Besitzer ich ohne Ausnahme kenne. Und Dad fehlt mir in St. Pirans mehr als je zuvor, weil ihn hier kaum jemand kannte. Sie glauben alle, dass Mum geschieden ist, bis wir die Sache richtigstellen. In Senara war Dad seit seiner Kindheit bekannt, und alle kannten unsere Familie. In der Erinnerung der

Menschen ist er immer noch lebendig.

Zumindest gehe ich immer noch auf dieselbe Schule. Conor hat auf die Schule nach St. Pirans gewechselt, aber das wollte ich nicht. Dass ich den Schulbus benutzen muss, um meine alte Schule zu erreichen, macht mir nichts aus. Ich habe hart darum kämpfen müssen. Mum hat gesagt, dass ich ebenfalls nach St. Pirans wechseln solle, damit ich neue Freunde gewinne und mich hier besser »einlebe«. Doch ausgerechnet Roger, Mums Freund, hat mich unterstützt. Er sagte: »In Sapphires Leben hat sich schon genug geändert. Sie braucht auch Kontinuität.« Mum nimmt alles ernst, was er sagt, und, ehrlich gesagt, redet Roger nie, ohne vorher nachzudenken.

Das macht es auch so schwierig mit ihm. Es wäre einfacher, wenn ich ihn einfach nicht mögen würde. Ihn sogar hassen könnte. Aber das lässt er nicht zu. Er tut ständig Dinge, die mich dazu verleiten, ihn zu mögen, bis ich mich daran erinnere, dass ich das nicht darf,

weil ich damit Dad betrüge. Aber es war Roger, der dafür gesorgt hat, dass ich Sadie bekomme. Und es ist Mum, die ständig davon redet, ich müsse mich »einleben«, nicht er. Roger meint, dass alles seine Zeit braucht und wir die Dinge ruhig angehen sollten. Er hat zu den meisten Dingen eine sehr entspannte Einstellung, kann aber auch äußerst energisch sein.

Sich einleben. Wie sehr ich dieses Wort hasse. Noch schlimmer sind allerdings die Erwachsenen, die Mum erzählen, Kinder seien *ja so anpassungsfähig und würden die Vergangenheit schnell hinter sich lassen.*

»Nicht Sapphire«, antwortet sie dann verärgert, wenn die Leute ihr weismachen wollen, wie schnell wir uns an unser neues Leben gewöhnen würden. »Sapphy verschließt sich.«

Verschließe ich mich? Nein, meine Sinne sind weit geöffnet. Ich warte die ganze Zeit. Jeden Tag gehe ich an den Strand bis hinunter zum Wasser und lausche. Als wir im

September hierherzogen, waren immer noch Touristen am Strand. Aber natürlich hat sich Faro bis jetzt nicht blicken lassen. Ich hatte auch nicht wirklich damit gerechnet, ihn zu sehen. Doch falls ich ihn in St. Pirans jemals treffen sollte, dann bestimmt am Polquidden Beach, dem wildesten Strand der gesamten Gegend. Hier kommen die Stürme direkt aus Südwesten, und bei Ebbe kann man die Überreste des Dampfers sehen, der hier einst auf Grund lief. Ich denke, näher als am Polquidden Beach kann man Indigo nicht kommen. Die schwarzen Felsen neben dem Strand türmen sich hoch auf und bilden eine Art Figur, die Ähnlichkeit mit dem Kopf und den Schultern eines Mannes hat. Wenn ich mit Sadie am Strand bin, erwische ich mich manchmal dabei, wie ich diese Felsen nach einem Jungen absuche, der so aussieht, als hätte er sich seinen Taucheranzug bis zu den Hüften heruntergezogen. Eine Gestalt, die halb Mensch, halb Seehund und doch etwas ganz Eigenes ist.

Faro. Letzte Nacht ist er gekommen. Wären meine Sinne verschlossen, hätte ich niemals die Stimme von Indigo wahrgenommen. Deshalb kann ich mich in St. Pirans nicht einleben. Ich darf nicht. Es steht zu viel auf dem Spiel.

»Saph! Saa-aaphh!«

Ich fahre herum. Sadie springt mir entgegen. Conor kommt den Strand heruntergerannt.

»Da bist du ja, Saph. Ich hab schon überall nach dir gesucht. Komm, schnell!«

»Was ist denn los?«

»Du wirst es nicht glauben, beeil dich!«

Mein Herz macht einen Sprung. Ich weiß, was Conor mir erzählen will. Wir werden nach Senara zurückziehen. Mum hat genug von St. Pirans. Vielleicht ... vielleicht trennt sie sich ja von Roger. Wir werden nach Hause kommen!

»In der Bucht sind Delfine, eine ganze Herde! Sie tummeln sich bei Porthchapel. Mals Dad will mit dem Boot rausfahren, und er hat gesagt, dass wir beide mitkommen können, wenn wir uns beeilen.«

»Was soll ich mit Sadie machen?«

»Die bringen wir auf dem Weg zu Hause vorbei.«

Unser Haus liegt an einer Straße in der Nähe von Polquidden, ein wenig versteckt hinter den Häusern und Apartments, die sich in einer Reihe am Strand entlangziehen. Wir liefern Sadie zu Hause ab und rennen durch die engen Straßen. Sogar Conor ist außer Atem. Er ist den ganzen Weg von Porthchapel aus gelaufen, damit auch ich die Fahrt mitmachen kann.

»Danke, Conor!«

»Wofür?«

»Dass du mich mitnimmst.«

»Ich würde nie ohne dich rausfahren.«

Kurz darauf dehnt sich Porthchapel Beach vor uns aus. Eine kleine Mensentraube hat sich versammelt, und ein leuchtend orangefarbenes Schlauchboot schaukelt im Wasser.

»Komm, Saph, es geht los.«

Mals Dad gibt jedem von uns eine

Schwimmweste. Wir legen sie an, während er den Motor startet. Mal springt bis zu den Oberschenkeln ins Wasser und schiebt das Boot hinaus.

»In der Bucht mache ich den Motor aus, um sie nicht zu stören«, sagt Mals Vater. »Denkt dran, dass sie sich von Booten angezogen fühlen. Ich glaube, es sind zwölf Tiere. Ist schon erstaunlich, dass sie sich im November noch hier blicken lassen.«

Am Strand hat sich ein gutes Dutzend Leute versammelt und immer mehr eilen vom Golfplatz herunter. Ich schirme meine Augen ab und blicke suchend über die Wasseroberfläche. Da Porthchapel windgeschützt liegt, ist das Wasser hier stets ruhiger als am Polquidden Beach. Plötzlich sehe ich, wonach ich gesucht habe. Ein dunkler, glänzender Körper durchbricht die Wasseroberfläche und schießt in die Höhe. Im Flug strömt das Wasser über seinen Rücken, ehe er wieder ins Meer eintaucht. Ein zweiter Delfin springt aus dem Wasser,

gefolgt von einem dritten. Sie schwimmen im Halbkreis und bleiben immer dicht beieinander. Dann springen plötzlich fünf von ihnen gemeinsam aus dem Wasser, als hätten sie in diesem Augenblick alle denselben Gedanken gehabt.

Ein Delfin ist viel kleiner als die anderen. Vielleicht ein Kalb, das im Frühjahr geboren wurde. Er ist fast noch ein Baby, verglichen mit den anderen.

Dad hat mir viel über Delfine erzählt. Er hat sie geliebt und haufenweise Fotos von ihnen gemacht. Er kannte diejenigen, die Jahr für Jahr wiederkamen, meinte jedoch, dass es nicht richtig sei, ihnen menschliche Namen zu geben und menschliche Eigenschaften zuzuschreiben. *Sie wissen selbst, wie sie heißen*, sagte er immer. *Sie haben ihre eigene Sprache. Sie kommunizieren besser miteinander, als wir das tun.*

Das Delfinkalb schwimmt nahe bei seiner Mutter. Bald wird sie es in Richtung Süden mitnehmen, in wärmere Gefilde. Wo immer

Delfine sind, da ist auch Indigo, daran erinnere ich mich. Selbst wenn ihre Rücken aus dem Wasser ragen oder sie ihre Luftsprünge machen, tragen sie Indigo mit sich. Indigo muss in diesem Moment also sehr nah sein ...

Eine Herde ist wie eine Delfinfamilie, und hier zeigt sie sich unbefangen den Menschen, die sie eigentlich fürchten sollte. Ich zähle die Tiere: sechs... acht... elf ... ja, Mals Dad hat recht, es sind insgesamt zwölf Delfine. Sie scheinen nicht die geringste Angst vor uns zu haben. Sollten sie aber. Warum vertrauen sie blindlings einem Boot voller Leute?

Immer näher schwimmen sie ans Ufer heran. Die Leute am Strand winken und klatschen. Mals Vater stellt den Motor ab, worauf das Boot sanft hin und her schaukelt. Das Wasser gerät in Bewegung. Kleine Wellen schlagen an den Bootsrand. Ich beuge mich vor, gespannt, abwartend. Etwas liegt in der Luft. Jedes Geräusch, sogar das Plätschern des Wassers und das Rufen der Leute, scheint zu

verstummen. Plötzlich schießt einer der Delfine hoch aus dem Wasser.

»Er hat uns gesehen. Er will mit uns reden«, murmele ich in Conors Richtung. Mal schaut zu mir herüber.

Conor dreht sich beiläufig um und flüstert mir ins Ohr: »Sei vorsichtig, Saph!«

Mals Vater steht auf, steht mit gespreizten Beinen da, um im schwankenden Boot sicheren Halt zu finden, und greift zu seiner Kamera. »Von hier aus müsste ich ein paar richtig gute Fotos machen können«, sagt er.

Ich habe mich geirrt. Von Ruhe kann keine Rede sein. Schallwellen laufen durchs Wasser. Die Delfine reden miteinander. Es sind mehr als ein Dutzend Stimmen, die sich vermischen und ein dichtes Gewebe schnalzender und pfeifender Geräusche entstehen lassen. Vorsichtig, um das Boot nicht aus dem Gleichgewicht zu bringen, stehe ich ebenfalls auf.

»Pass auf, Saph!«, warnt Conor.

Sie kommen an die Oberfläche. Sie wollen

mit uns reden. Was geschieht hier?

»Perfekt!«, sagt Mals Dad, nachdem er seine Fotos gemacht hat. »Aus denen werde ich bestimmt Poster machen.« »Pst, hört mal!«

»Was ist?«, fragt Mal.

»Nicht reden! Sonst kann ich nicht hören, was sie sagen.«

»Es heißt, Delfine hätten ihre eigene Sprache«, pflichtet Mals Vater mir bei.

Und plötzlich verstehe ich sie. Als hätte man bei einem altmodischen Radio den richtigen Sender gefunden. Es pfeift und knistert. Einer der Delfine springt so dicht neben uns aus dem Wasser, dass unser Boot ins Schaukeln gerät und Mals Vater fast das Gleichgewicht verliert.

»Das ist ja unglaublich!«, flüstert er ergriffen. »Sie sind mir noch nie so nahe gekommen. Schaut mal, da drüben.«

Es ist kein Männchen, sondern ein Weibchen. Ein erwachsenes Weibchen mit hell leuchtenden Flanken und kleinen, dunklen,

intelligenten Augen, die mich vertraut anblicken.

Natürlich, jetzt erkenne ich sie, vor allem an ihrer kräftigen Schwanzflosse, die sie durchs Wasser treibt, und an ihrer Rückenflosse. Ich weiß, wie sich ihre Haut anfühlt, wenn ich auf ihrem Rücken reite und das Wasser an mir vorbeirauscht. Ich kenne ihre Stimme und die Kraft der Muskeln unter ihrer Haut.

»Hallo«, sage ich. Doch bringe ich nur ein klägliches Schnalzen und Pfeifen hervor, wie ein Baby, das Delfine nachahmt. Sie dreht sich um und entfernt sich ein Stück weit vom Boot, um dann in höchster Geschwindigkeit auf uns zuzuschießen. Drei Meter vor uns macht sie eine Vollbremsung, sodass das Wasser um sie herum schäumt und brodelt. Ihre Augen funkeln mich an.

»Wow, das ist ja unglaublich«, sagt Mal erneut. Obwohl er aus Cornwall kommt, versucht er wie ein Amerikaner zu klingen. Oder will er für einen Australier gehalten werden? Jedenfalls scheint er sich sehr cool

zu finden.

»Ich glaube, er will mit uns spielen«, sagt sein Vater. »Delfine sind sehr verspielt.«

Aber sie will nicht spielen. Das höre ich ihr an. Dann macht sich eine Vielzahl anderer Stimmen bemerkbar. Sie alle stammen von Delfinen, die sich teils näher, teils weiter weg befinden. Gemeinsam weben sie einen dichten Klangteppich, doch höre ich ihre Stimme deutlich heraus.

kommolek arvor trist arvor

truedhek arvor

arvor

kommolek

lowenek moryow

Indigo lowenek

Die Sprache der Delfine klingt wie Musik. Ich kann ihr ein bisschen folgen, dann entgleitet sie mir. Sie zieht an mir vorbei, reizt und kitzelt mich, aber ich kann sie nicht festhalten.

»Bitte hilf mir! Ich kann nicht verstehen, was du sagst.«

Sie ist dem Boot jetzt sehr nahe, schaut mir

direkt in die Augen und versucht, mir ihre Nachricht zu übermitteln. Aber ich kann sie nicht entschlüsseln, komme einfach nicht an sie heran. Mein Gehirn arbeitet unter Hochdruck, als wäre ich drauf und dran, eine komplizierte Matheaufgabe zu lösen.

Dann bricht die Verbindung ab.

»Hey, Sapphire, das war toll, wie du die Delfinsprache nachgeahmt hast!«, sagt Mal, während der Delfin abdreht und zu seiner Herde zurückschwimmt. Ich glaube, dass seine Anerkennung nicht echt ist, aber das behalte ich für mich. Conor sieht schweigend zu mir herüber und will, dass ich endlich die Klappe halte, statt noch mehr Aufmerksamkeit auf mich zu ziehen. Und natürlich lege ich nicht den geringsten Wert darauf, in St. Pirans als durchgeknalltes Mädchen bekannt zu werden, das mit Delfinen spricht.

Ich habe ja auch gar nicht mit dem Delfinweibchen gesprochen. Ich habe sie nicht verstanden, und sie mich wohl auch

nicht. Mein Gehirn und meine Zunge konnten die Barriere diesmal nicht überwinden. Sie versuchte so sehr, sich verständlich zu machen, aber es ging nicht. Vielleicht hat mich der Umzug nach St. Pirans schon weiter von Indigo entfernt. Ich verliere meine Fähigkeiten. Wenn das so weitergeht, werde ich niemals die Sprache der Mer erlernen. Ich werde von einem Anflug von Verzweiflung gepackt und kauere mich auf dem Boden des Boots zusammen.



Mal begleitet uns nach Hause. Ich sage nichts, als Conor ihn hereinbittet. *Lass uns in Ruhe*, denke ich. *Hau ab*. Als hätte Mal meine Gedanken gelesen, sagt er plötzlich: »Ich geh mal lieber. Tschüs, Conor ... äh, mach's gut, Sapphire.«

»Ja, bis bald.«

Sobald wir die Tür hinter uns zugemacht haben, sagt Conor zu mir: »Du könntest ruhig etwas freundlicher zu Mal sein. Er mag dich.«

»Der kennt mich doch gar nicht.«

»Meinetwegen, aber er mag dich trotzdem. Warum bist du immer so schroff? Sobald dir jemand zu nahe kommt, ziehst du dich zurück.«

Ich tätschele Sadie und vergrabe mein Gesicht in ihrem Fell. Doch Conor lässt sich nicht ablenken.

»Dieser Delfin, Saph ...«

»Welcher Delfin?«

»Du weißt genau, welchen ich meine. Der Delfin, mit dem du geredet hast.«

»Ich habe es versucht, aber es hat nicht funktioniert. Vielleicht hat es daran gelegen, dass ich an der Luft und er noch in Indigo war. Wenn Delfine aus dem Wasser springen, sind sie immer noch in Indigo. Das hat mir Faro erzählt. Kann aber auch sein, dass ich alles nur vergessen habe.«

Es ist seit Wochen das erste Mal, dass Faros Name gefallen ist. Conor runzelt die Stirn.

»Warum sind die Delfine gekommen? War es eine Botschaft von Faro?«

»Nein, mit Faro hat das bestimmt nichts zu tun. Es war keine Botschaft *von*, sondern *über* Indigo. Die Delfine wollten mir etwas mitteilen, aber ich war nicht schnell genug. Ich konnte sie nicht verstehen.«

»Wolltest du sie denn verstehen?«

»Wie meinst du das?«

»So, wie ich es sage. Wolltest du ihre Botschaft verstehen? «

»Natürlich. Indigo wollte mit mir ... ich meine, mit uns kommunizieren.«

»Ach komm, Saph. Der Delfin wollte nur mit *dir* reden. Was ich wissen will, ist, ob du ihm wirklich zugehört hast. Ob du willst, dass alles wieder von vorne losgeht.«

»Wie sollte ich das nicht wollen? Es geht doch um Indigo. «

Conors Blick wandert über mein Gesicht. Ein seltsamer Gedanke kommt mir in den Sinn. Conor versucht, mich zu entschlüsseln, so wie ich versucht habe, die Sprache der Delfine zu entschlüsseln. Aber Conor und ich gehören derselben Spezies an. Wir sind Bruder und

Schwester. Nach einer Weile sagt er sehr leise: »Du hättest es gekonnt, aber du hast es nicht wirklich versucht, Saph.«

Es fällt mir schwer, es ihm zu erklären. »Nein, so ist das nicht. Ich habe keine Wahl. Es kommt mir so vor, als wäre ich nur halb hier, nur halb am Leben. Das Leben in St. Pirans geht völlig an mir vorbei. Ich habe ständig das Gefühl, ich sehe mir alles nur im Fernsehen an. Ach wäre ich doch in Indigo ...«

»Sag das nicht!«

»Aber es ist wahr!«

»Ich weiß«, sagt Conor bedrückt. »Du kannst deinen Willen nicht beeinflussen. Ich mache dir ja auch keinen Vorwurf. Ich weiß, wie dir zumute ist, Saph. Es ist so stark und rätselhaft. Und es zieht einen magisch an. Mich auch ... Aber ich glaube, wenn du es wirklich versuchst, wenn du hart genug darum kämpfst, dann kannst du dich selbst davon abhalten, den nächsten Schritt zu tun.«

»Welchen nächsten Schritt?«

Conor zuckt die Schultern. »Ach, ich weiß

auch nicht. Ich habe nur laut gedacht.«
Plötzlich klingt seine Stimme spielerischer, spöttischer, weniger ernst: »Aber eine Sache hast du nicht bedacht, Sapphy. Du bist so scharf darauf, mit Delfinen zu reden, dass du Sadie ganz vergessen hast.«

»Was?«

»In Indigo gibt es keine Hunde, Saph.«

Als hätte sie seine Worte verstanden, schmiegt sich Sadie in diesem Moment eng an mich. Sie spürt immer, wenn irgendwas nicht in Ordnung ist. Ihre braunen Augen schauen mich an. Wie habe ich Sadie nur vergessen können, wenn auch nur für eine Minute? *In Indigo gibt es keine Hunde.*

Vielleicht doch. Vielleicht wäre es möglich. Sadie ist schließlich kein gewöhnlicher Hund. Könnte sie mit mir die Haut des Wassers durchdringen und nach Indigo tauchen? Ich weiß es nicht. Ich versuche, mir Sadies goldenes Fell unter Wasser vorzustellen, tief in Indigo, und ihre geschlossenen Nasenlöcher, damit das Wasser nicht

eindringen kann. Aber es gelingt mir nicht. Das Bild, das ich mir ausmale, gleicht eher einem schwimmenden Seehund als Sadie.

Sadie winselt. Flehende, klagende Laute dringen aus der Tiefe ihrer Kehle. Sie legt ihre Vorderpfoten auf meinen Schoß, sodass ihre Barthaare mein Gesicht kitzeln.

»Ohne Roger hättest du Sadie nie bekommen«, fährt Conor fort. »Er hat Mum ganz schön unter Druck gesetzt.«

Ich weiß, dass er recht hat, aber ich habe jetzt keine Lust, ihm zuzustimmen. Und warum bringt er überhaupt Roger ins Spiel? Roger hat vielleicht dafür gesorgt, dass ich Sadie bekomme, aber er hat uns auch Mum weggenommen und unsere Familie geteilt.

Sadie blickt mich vorwurfsvoll an, als solle ich zugeben, dass ich mir da eine Version zusammenreime, die nicht ganz der Wahrheit entspricht. *Wer hat denn deine Familie geteilt, Sapphire? War es Roger, oder war es dein eigener Vater, der dich und Conor so sehr geliebt hat, dass er euch verließ, ohne*

sich noch einmal umzudrehen oder zumindest eine Nachricht zu hinterlassen?

Ich werde von zornigen, bitteren Gedanken erfüllt. Ich habe Dad immer geliebt, doch so langsam begreife ich, dass es auch möglich wäre, ihn zu hassen. Warum ist er fortgegangen? Welcher Vater, dem seine Kinder etwas bedeuten, würde mitten in der Nacht mit dem Boot hinausfahren und nie mehr wiederkommen? Ich schmecke die Bitterkeit in meinem Mund.

Nein, ich werde nicht zulassen, dass mich die Wut überwältigt. Ich werde sie bändigen. Dad ist aus gutem Grund verschwunden. Er hatte nur noch keine Gelegenheit, uns den Grund zu erklären.

Plötzlich schlägt im Obergeschoss ein Fenster. Unser Haus in St. Pirans ist sehr klein, noch kleiner als unser altes. Unten gibt es nur einen großen Wohnraum, an dessen Ende sich die Küche befindet. Im Obergeschoss ist mehr Platz, weil ein Teil davon über das Nachbarhaus hinübergebaut

wurde. Dort gibt es drei Schlafzimmer und ein Badezimmer. Meines ist so winzig, dass gerade mal ein Bett hineinpasst, aber das macht mir nichts aus, denn es hat auch ein kreisrundes Fenster, das an zwei Scharnieren hängt und aufschwingt wie ein richtiges Bullauge auf einem Schiff.

Außerdem ist es das einzige Fenster, von dem aus man das Meer sehen kann. Mein Schlafzimmer ist Teil des Überbaus. Ich mag es, weil es gar nicht wie ein Bestandteil des Hauses wirkt. Ich höre Mum und Roger nicht reden. Ich bin völlig unabhängig. Wenn ich auf meinem Bett knie und aufs Meer hinausblicke, komme ich mir vor wie auf einem Schiff, das die Bucht in nordöstliche Richtung verlässt, tieferen Gewässern entgegen ...

Das Fenster schlägt erneut, diesmal noch lauter. Der Wind frischt auf. Das ist die Jahreszeit der Stürme. Wenn es stürmt, wird salzige Gischt über die Dächer der Häuser geweht. Ich kann es kaum erwarten, das Meer

in der Bucht brüllen zu hören wie ein Löwe.

»Mach lieber das Fenster zu, Saph.«

»Bist du sicher, dass das mein Fenster ist?«

»Klar. Keines macht so einen Krach wie deins. Dein Bullauge ist ja auch viel schwerer als die anderen Fenster.«

Conor hat recht. Der Wind hat das Bullauge weit aufgestoßen. Ich knie mich auf mein Bett und schaue hinaus. Hinter dem Wirrwarr der Schieferdächer befindet sich eine Lücke in der Reihe der Häuser und Apartments, die mir einen Blick aufs Meer gestattet. Der Wind bläst den weißen Schaum von den Wellen. Schreiende Möwen lassen sich von der Thermik nach oben tragen. Wir sind hier sehr nahe am Wasser. In Senara haben wir oben auf den Hügeln gewohnt, und ich finde es immer noch merkwürdig, dass wir uns jetzt auf der Höhe des Meeresspiegels befinden.

»Ich geh an den Strand!«, ruft Conor die Treppe hinauf.

»Ich komm mit!«



Der Wind hat mächtig aufgefrischt. Er schlägt uns entgegen, als wir um die Ecke des Hauses biegen.

»Meinst du, es wird einen Sturm geben?«

Conor schüttelt den Kopf. »Nein, das Barometer ist zwar seit heute Morgen gefallen, aber jetzt ist der Luftdruck beständig.

«

Von der letzten Stufe aus springen wir in den Sand. Unmittelbar hinter dem Strand bilden die Häuser und Apartments eine lange Reihe. Im Erdgeschoss verfügen alle über solide Fensterläden, die weit offen standen, als wir hierherzogen, doch nun sind sie geschlossen und verriegelt. Einige sind bereits halb mit Sand bedeckt, der sich vor ihnen auftürmte, als Ende September, zur Tagundnachtgleiche, einige Stürme über St. Pirans hinwegzogen.

Diese Häuser könnten ohne Weiteres ganz vom Sand begraben werden. Eine merkwürdige Vorstellung – eines Morgens im Dunkeln aufzuwachen, weil der Sand die

Fenster völlig bedeckt hat. Wäre es Wasser statt Sand, könnte man das Schäumen der Wellen auf der anderen Seite des Fensters beobachten. Schließlich würde die Scheibe unter dem großen Druck platzen und das Meer direkt ins Zimmer fluten.

»Ich frage mich, woher das Meer immer genau weiß, wie weit es vordringen kann«, sage ich zu Conor. »Es ist so riesig und gewaltig und erstreckt sich über so viele Meilen. Doch bei jeder Tide stoppt es genau an derselben Stelle.«

»Nicht genau an derselben. Jede Tide ist anders.«

»Das weiß ich. Aber das Meer entschließt sich ja nicht plötzlich, eine Meile weiter aufs Land vorzudringen. Dabei wäre das doch überhaupt kein Problem, oder? Warum macht es hier halt, wenn es leicht die ganze Stadt überfluten könnte?«

»Du meinst, wie die Sintflut?«

»Die Sintflut?«

»Du weißt schon – Gott sandte eine Flut, um

die ganze Welt und alles, was darin lebt, zu ertränken, weil die Leute so böse waren. Doch Noah baute sich seine Arche und überlebte. Als die Flut vorüber war, versprach Gott, es nie wieder zu tun.«

»Glaubst du an Gott, Conor?«

»Ich weiß es nicht. Früher habe ich versucht zu beten, aber es hat nicht funktioniert.«

»Warum hast du gebetet?« Natürlich weiß ich das ganz genau. Conor hat gebetet, damit Dad wieder nach Hause kommt. Ich weiß es, weil ich dasselbe getan habe. Nacht für Nacht habe ich das gemacht, doch Dad blieb verschwunden.

»Weißt du doch, Saph.«

»Ja. Hab ich auch gemacht.«

»Du hast auch gebetet?«

»Ja, lange Zeit, jede Nacht.«

»Aber es hat nichts gebracht.«

»Nein.«

»Weißt du, was der Regenbogen nach der Sintflut zu bedeuten hat?«

»Nein.«

»Er ist ein Zeichen dafür, dass Gott keine zweite Sintflut mehr über die Erde kommen lässt.«

»Ach, das habe ich ganz vergessen zu erzählen: Ich hab ein Mädchen namens Rainbow kennengelernt.«

Aber Conor hört mir nicht zu. Er hält sich die Hand über die Augen und starrt auf das Meer hinaus. Zuerst denke ich, er hält nur nach Surfern Ausschau, aber dann packt er mich am Arm. »Da drüben bei den Klippen! Siehst du?«

»Ein Regenbogen?«, frage ich wie ein Volltrottel.

»Elvira!«, entgegnet er, als sei das die einzig mögliche Antwort. Als würde man ständig nur nach Elvira Ausschau halten.

Er spricht nie über sie. Nimmt ihren Namen nicht in den Mund. Aber wahrscheinlich denkt er ständig an Elvira, seit er das letzte Mal mit ihr gesprochen hat. Das war unmittelbar nachdem Roger und sein Tauchpartner Gray fast getötet worden wären, als sie bei den

Bawns tauchen waren.

Ich weiß noch genau, wie Conor und Elvira miteinander geredet haben, nachdem wir Roger und Gray ins Boot gehievt hatten. Conor lehnte sich über den Bootsrand und Elvira war im Wasser. Sie schienen alles um sich herum vergessen zu haben, hatten nur Augen für einander. Dann ließ sich Elvira wieder unter die Wasseroberfläche gleiten und wir fuhren mit dem Boot zurück an Land.

»Ich sehe Elvira nicht«, sage ich. »Ich kann überhaupt nichts erkennen.«

»Da drüben! Schau doch, wo ich hinzeige. Nicht dort, da drüben! Ach, jetzt ist es zu spät! Sie ist verschwunden.«

»Bist du sicher, dass es Elvira war?«

»Es war Elvira. Ich weiß es ganz genau.«

»Es hätte auch ein Teil des Felsens sein können.«

»Das war kein Felsen. Das war sie.«

»Oder ein Surfer, der ...«

»Glaub mir, Saph, es war Elvira! Die verwechsele ich mit niemand.«

Ich glaube immer noch, dass Conor sich geirrt hat. Ich spüre jedenfalls nicht, dass Mer in der Nähe sind. Weder Faro noch seine Schwester noch irgendwelche anderen Mer. Doch in Conors Augen scheint sich jeder Felsen, jede Robbe und jede Boje in Elvira zu verwandeln.

»Es ist immer so«, sagt Conor frustriert, »kaum erblicke ich sie, ist sie auch schon wieder verschwunden. Aber diesmal bin ich ganz sicher, dass es Elvira war.«

»Wie kannst du da sicher sein?«

»Weil sie schon vorhin in der Bucht war, als die Delfine kamen.«

»Davon habe ich aber nichts bemerkt.«

»Ich weiß, dass sie da war. Ich habe sie aus dem Augenwinkel heraus gesehen, aber als ich mich umgedreht habe, war sie verschwunden – wahrscheinlich, weil Mal und sein Vater dabei waren. Elvira wollte nicht riskieren, von ihnen gesehen zu werden.«

»Glaubst du, das wäre möglich?«

»Wie meinst du das?«

»Vielleicht können nur wir die Mer erkennen, weil nur wir Mer-Blut in uns haben, wie Granny Carne gesagt hat. Vielleicht würden Mal und sein Vater sie gar nicht bemerken, selbst wenn Elvira und Faro direkt vor dem Boot auftauchten.«

Ich erinnere mich an Faros Worte: *Öffne deine Augen*. Vielleicht hat er damit auch gemeint, dass ich bereit sein muss, Dinge zu erkennen, die ich normalerweise für unmöglich halte.

»Natürlich hätten sie Elvira gesehen«, widerspricht Conor. »Wenn du so redest, könnte man meinen, wir hätten uns das alles nur eingebildet. Elvira ist genauso wirklich wie ... wie ... Warum versteckt sie sich nur vor mir? Warum will sie nicht mit mir reden, Saph?«

»Ich weiß es nicht.«

Ich glaube, ich sollte jetzt nichts mehr sagen. Unsere Rollen scheinen sich vertauscht zu haben. Plötzlich bin ich die Vernünftige und Pragmatische, während Conor, der Träumer,

sich nach Indigo zurücksehnt. *Sei ehrlich, Sapphire. Er sehnt sich nicht nach Indigo, sondern nach Elvira.* Und vielleicht macht mich gerade das so vernünftig und pragmatisch.

»Wir sollten jetzt lieber nach Hause gehen, Conor. Es fängt an zu regnen.«

»Jetzt hast du es selbst gesagt, Saph!« Conor dreht sich mit breitem Lächeln zu mir um. »Ist dir das Wort also doch noch über die Lippen gekommen. Ich hatte mich schon gefragt, wie lange es wohl dauern wird.«

»Was gesagt? Wovon redest du?«

»Ist dir das gar nicht aufgefallen? Du hast »nach Hause« gesagt.«

Drittes Kapitel



Ich gehe ein bisschen mit Sadie spazieren, Mum!«, rufe ich die Treppe hinauf. Es ist Samstagabend. Mum und Roger streichen die Fußleisten in Mums Schlafzimmer. Nachdem sie die schmutzige Rosentapete abgeschabt haben, sieht man an den Schlafzimmerwänden den nackten Putz. Unsere Vermieterin hat gesagt, wir könnten mit den Wänden tun und lassen, was wir wollen, was mich keineswegs überrascht. Denn die früheren Farben und Tapeten waren nicht nur scheußlich, sondern auch heruntergekommen und von Flecken übersät. Als wir hierherkamen, wollte Mum zunächst alle Wände weiß streichen.

»Das ist für uns alle ein Neubeginn,

Sapphy!«

Ich habe mein Zimmer blau und grün gestrichen, sodass es wie das Innere einer Welle aussieht. Unsere Vermieterin, Mrs Eagle, hat es sich angesehen und fand es sehr hübsch. Mrs Eagle ist eine alte Dame. Ihr Name ist nicht typisch für Cornwall. Sie sagt, das käme daher, dass ihr Mann während des Kriegs aus dem Landesinneren hierhergezogen sei. Er ist schon vor langer Zeit gestorben. Sie muss ungefähr 80 Jahre alt sein und besitzt in St. Pirans sechs Häuser, in denen es bestimmt nur Rosentapeten gibt. Aber die Miete ist günstig, sagt Mum, und das ist schließlich das Entscheidende. Die Mieten in St. Pirans sind nämlich der helle Wahnsinn.

Mum erscheint oben an der Treppe. »Es ist schon spät, Sapphy. Kann Conor nicht Sadie mit rausnehmen?«

»Der macht gerade seine Mathehausaufgaben.«

Das stimmt zwar, aber ich habe auch gar

keine Lust, ihn zu fragen, weil ich es bin, die nach draußen will. St. Pirans ist ganz anders bei Dunkelheit, wenn die Straßen leer sind und sich keine Menschen am lang gestreckten Strand von Polquidden aufhalten. Dann spüre ich, dass ich atmen kann.

»In Ordnung, aber bleib nicht zu lange weg. Und sag Bescheid, wenn du wieder da bist.«

Zum Glück kann ich das mit Mum ausmachen und bin nicht auf Roger angewiesen. Obwohl er mich noch nicht lange kennt, hat er ein beunruhigendes Gespür dafür, wenn ihm nur die halbe Wahrheit oder die Unwahrheit erzählt wird.



Der Wind ist am Wochenende wieder abgeflaut. Es ist eine kalte, stille Nacht. Die Luft riecht nach Salz und Seetang. Der Mond ist fast voll und tritt in diesem Moment zwischen den dichten Wolken hervor. Ich entscheide mich, auf das Licht der Straßenlaternen zu verzichten und Sadie mit an den Strand zu nehmen, wo sie

Mondschatten jagen kann.

Wir gehen zum Polquidden hinunter. Das Wasser in der Bucht steht hoch. Es ist Flut. Eine extrem hohe Flut. Erst um elf wird sie ihren höchsten Punkt erreicht haben, aber erstaunlich, wie weit sie bereits jetzt den Strand überspült hat. Das erinnert mich an die Tagundnachtgleiche im Herbst, als das Wasser bis zur Hafenstraße heraufschwappte.

Ein schmaler, weißer Sandstreifen ist immer noch sichtbar, aber das Wasser steigt rasch, wie eine Katze, die sich Schritt für Schritt vorwärtsbewegt. Was mich ebenfalls überrascht, ist, wie schnell sich die See wieder beruhigt hat. Nach der kräftigen Brise der letzten beiden Tage sollte sie eigentlich sehr viel rauer sein. Jetzt herrscht eine fast unheimliche Stille.

Sadie will die Stufen nicht hinuntergehen. Sie senkt ihren Kopf zwischen die Vorderpfoten.

»Alles in Ordnung, Sadie, du darfst ruhig an den Strand gehen.« Ich ziehe sie sanft am

Halsband, doch Sadie bewegt sich nicht vom Fleck.

»Sadie, du regst mich langsam auf.«

Ich sehne mich danach, im Sand zu stehen. Ich ziehe ein wenig stärker, doch sie bohrt ihre Pfoten in die Erde. Ich will sie nicht mit Gewalt wegzerren.

»Na gut, Sadie. Warte einen Moment.«

Ich mache eine Schlinge und lege sie um einen Metallpfosten. Sadie winselt. Der Mond scheint so hell, dass ich ihr Gesicht erkennen kann. Sie fleht mich an, sie nicht allein zu lassen, doch diesmal bleibe ich hart. Ich muss einfach an den Strand gehen. Der Sog ist so stark, dass ich ihre Stimme überhöre, sie rasch umarme und »Bleib hier, Sadie« sage, bevor ich die Stufen hinuntereile.

Neben mir, zur Rechten, höre ich Wasser rauschen. Es ist der Bach, der die Felsen hinunterstürzt. Im Sommer spielen die Kinder in ihm und bauen Dämme. Das Wasser glitzert im Mondlicht, während es die pechschwarzen Steine hinunterschießt. Das

Meer steigt immer noch. Warum wirkt es heute so mächtig, obwohl es keine wilden Wellen, keine Gischt und keine hämmernde Brandung gibt?

Viel Strand ist nicht mehr übrig geblieben. Ich gehe auf einen kleinen Felsen zu, der aus dem leuchtenden Sand ragt. Als mir eine Welle entgegenschwappt, springe ich hinauf, damit meine Turnschuhe nicht nass werden. Doch schon im nächsten Moment gurgelt das Wasser um meine Fersen. Ich klettere ein Stück weiter nach oben und schaue mich um. Die Bucht ist nun vollkommen mit Wasser gefüllt, das im Mondlicht glänzt. Es hat den gesamten Felsen, auf dem ich sitze, umschlossen.

Sapphire, du blöde Kuh, jetzt hast du dir den Weg abgeschnitten! Aber das Wasser ist noch seicht. Auch im Dunkeln kann ich ins Trockene zurückwaten. Ich muss mir nur noch die Turnschuhe ausziehen, und zwar rasch, denn das Wasser steigt immer weiter.

»Du musst schwimmen«, sagt eine Stimme

hinter mir. Ich zucke so heftig zusammen, dass ich fast vom Felsen gefallen wäre. Eine starke Hand schließt sich um mein Handgelenk.

»Ich bin's, Sapphire.«

»Faro.«

»Ja.«

Plötzlich bin ich böse auf ihn. »Warum kommt ihr nicht bei Tageslicht zu uns, so wie früher?«, frage ich gereizt. »Conor sucht die ganze Zeit nach Elvira. Wo ist sie?«

»Mal hier, mal dort«, antwortet er amüsiert. »Überall und nirgends. So wie ich.«

»Halt mich nicht zum Narren!«, entgegne ich verärgert. »Ich hasse es, wenn Leute, die eben noch da waren, im nächsten Moment ...«

Ich halte inne und schlucke den Rest des Satzes hinunter.

»Ich bin nicht verschwunden«, erwidert Faro ernst. »Ich werde niemals verschwinden. Das verspreche ich dir. Aber in St. Pirans ist es schwieriger für dich, uns zu sehen. Selbst in

der Nacht ist es nicht leicht. Es gibt hier so viele Leute. Davon abgesehen halten wir uns hier normalerweise gar nicht auf.«

»Das weiß ich«, sage ich düster. »Ich eigentlich auch nicht.«

»Aber du bist ein Mensch. Und das ist es doch, was Menschen machen: Sie drängen sich in Städten zusammen. Sie lieben es, wenn alles mit Beton und Asphalt bedeckt ist.«

Faro spricht das Wort Asphalt mit Stolz aus. Er liebt es, mich mit seinen Kenntnissen über unsere Welt zu beeindrucken.

»Hast du mal wieder mit den Möwen geredet, Faro? Und weißt du wirklich, was Asphalt ist? Und Beton?«

»Aber natürlich. Das ist das Zeug, das ihr Menschen auf die Straße kippt, damit die Erde nicht mehr atmen kann.«

Der Mond scheint so hell, dass ich seine Gesichtszüge erkennen kann. »Sag mal, Faro, bist du älter geworden?«

Ich weiß, dass die Zeit bei den Mer anders

vergeht als bei uns. Ist es möglich, dass Faro ein Jahr älter wurde, während bei uns nur wenige Monate vergangen sind? Vielleicht ist es aber auch nur sein Gesichtsausdruck, der ihn älter erscheinen lässt.

»Du kannst Indigo auch bei Dunkelheit erreichen, sogar von hier aus, Sapphire. Das weißt du.«

Eine Welle aus Furcht und Vorfreude flutet durch meinen Körper.

»Aber ich kann jetzt nicht nach Indigo kommen, Faro. Mum wartet auf mich, und Sadie. Wenn ich länger als eine halbe Stunde lang wegbleibe, macht sie sich schon verrückt. «

»Mach dir darüber keine Sorgen. Die Zeit vergeht heute Nacht im Schneckentempo«, entgegnet er mit größter Beiläufigkeit.

»Wie meinst du das?«

»So wie ich es sage. Die Umstände sind günstig. Komm mit nach Indigo, und im Nu wirst du wieder zurück sein. Schau dir den Mond an.«

Ich hebe meinen Kopf. Die Wolken scheinen von seiner hellen Oberfläche regelrecht davonzufliegen. Mein Gesicht badet in silbernem Mondlicht.

»Du bist bereits in Indigo, Sapphire«, sagt Faro.

Er hat recht. Tief in meinem Herzen habe ich die Luft bereits verlassen. Die mächtig anschwellende Flut umschließt meine Füße, meine Knie, meine Taille. Der nächste Schwall des Wassers hebt mich vom Felsen herunter und zieht mich ins Meer hinein.

Nach Indigo. Ich lasse die Luft entweichen und es tut kaum weh. Ich atme ohne zu atmen. Mein Körper bezieht den Sauerstoff direkt aus dem reichhaltigen Wasser. Meine Haare fließen aufwärts und umschlingen mein Gesicht. Ich streiche sie beiseite. Indigo. Ich bin wieder in Indigo, so wie vor zwei Nächten. Die Straße des Mondlichts führt weit in die Tiefe. Ich hechte nach vorne und folge ihr.

Wie schnell ich in Indigo vorankomme. Meine Schwimmszüge sind kraftvoller als jede

Bewegung, die ich an der Luft ausführen könnte. Unter mir, auf dem Meeresgrund, lässt das Mondlicht den weißen Sand aufleuchten. Das Wasser fühlt sich gar nicht kalt an. Es fühlt sich so an, als wäre ich ... als wäre ich ...

Zu Hause. Dort, wo ich sein sollte. Ich öffne meine Augen weit, drehe den Kopf und sehe Faro an meiner Seite. Seine Schwanzflosse glitzert.

»Schau mal!« Er zeigt nach unten. Ich sehe etwas Großes, eine dunkle Masse, die halb unterm Meeresboden begraben liegt. Es handelt sich weder um ein Riff noch um einen toten Wal oder etwas anderes, das zu Indigo gehört. Es besteht aus einem Material, das auf der Erde beheimatet ist. Metall. Ja, das ist es. Ein stählernes Schiff, vom Rost zerfressen, auf dem Weg nach nirgendwo.

»Ich weiß, was das ist«, sage ich. »Es ist das Wrack der *Ballantine*. Bei Ebbe sieht man ihre Schornsteine aus dem Wasser ragen.«

»Der Wind hat sie auf die Küste zugetrieben und sie ist zerschellt«, sagt Faro. »Wir haben gerufen und gerufen, um die Seeleute zu warnen, aber sie konnten uns nicht hören.«

»Das ist doch schon 70 Jahre her, Faro. Warum redest du ständig über Ereignisse, die lange zurückliegen, als hättest du sie selbst erlebt?«

»Öffne dein Bewusstsein, Sapphire. Lass uns miteinander reden, so wie wir im Sommer miteinander geredet haben.«

Damals hat Faro meine Erinnerungen gesehen und ich seine. Die Mer sind dazu in der Lage, weil ihr Bewusstsein nicht streng voneinander getrennt ist, so wie bei uns Menschen.

»Willst du sehen, was damals passiert ist?«, fragt Faro. Er schwimmt nahe an mich heran.

»Schau dir die *Ballantine* genau an, Sapphire.«

Ich starre in die dunkle Tiefe. Es wäre ein Leichtes, zum Wrack hinunterzuschwimmen und das scharfkantige Metall des

aufgerissenen Schiffsrumpfs zu berühren.

Aber das will ich nicht. Das Wrack macht mir Angst. Es muss grauenvoll sein, auf die Küste zugetrieben zu werden, während man dem Sturm und den Gezeiten hilflos ausgeliefert ist. Das Schiff kann jeden Moment an den Riffen zerschellen, doch das Wasser ist zu aufgewühlt, um an Land schwimmen zu können.

Der Wind beginnt zu pfeifen. Ich höre Stimmen, die panisch aufschreien. Die *Ballantine* wird von einer riesigen Welle emporgehoben und gegen ein unsichtbares Riff geschleudert. Eine Erschütterung geht durch das Schiff, dessen Seite kreischend aufgerissen wird, worauf das Meerwasser in den Schiffsbauch flutet. Schreie gellen durch das tosende Inferno.

»Nein, Faro, nein! Ich will nichts mehr hören!«
Plötzlich schließt sich das Fenster der Erinnerung. Ich bin zurück im ruhigen, mondbeschienenen Wasser, gemeinsam mit Faro.

»Jetzt hast du es selbst gesehen, kleine Schwester«, sagt er zufrieden. »Ich hatte mich schon gefragt, ob du deine Fähigkeit in der Stadt verloren hast.«

Ich schaudere. »Wie kann die Schiffskatastrophe in deinem Gedächtnis sein, Faro? Du bist doch gar nicht alt genug, um dich daran zu erinnern.«

»Meine Vorfahren haben die Erinnerung an mich weitergegeben, und jetzt habe ich dich an ihr teilhaben lassen. «

»Ich wünschte, du hättest das bleiben lassen. Ich will diese Erinnerung nicht in meinem Bewusstsein haben. Lass uns von hier verschwinden.«

»Wie du willst. Übrigens gibt es da jemand in Indigo, der dich treffen möchte.«

»Wer?« Mein Herz macht einen Sprung. Könnte ... könnte Faro vielleicht jemand kennen, der weiß, wo Dad ist?

»Mein Lehrer.«

»Aha.« Ich versuche, die Enttäuschung in meiner Stimme zu verbergen, doch Faro

nimmt sie sofort wahr.

»Er ist ein großer Lehrer«, fügt er stolz hinzu.

»Daran zweifle ich nicht ... äh, wie ist sein Name?«

»Saldowr.«

»Ich kann mir gar nicht vorstellen, wie es ist, in eine Unterwasserschule zu gehen.«

Faro lacht. »Wir gehen auch nicht in Schulen. Wir lernen die Dinge, wenn es an der Zeit dafür ist.«

»Ich verstehe.« Faro scheint so sicher zu sein, dass sein Leben das richtige ist. »Aber wäre es nicht besser, zur Schule zu gehen und alles am selben Ort zu lernen?«

»Ich hab schon von ›Schulen‹ gehört. Da sitzen dreißig junge Menschen und ein alter Mensch die ganze Zeit in einem Zimmer.«

»Wir haben verschiedene Räume für verschiedene Fächer«, betone ich.

»Hm.«

»Außerdem essen wir auch gemeinsam und gehen in den Pausen nach draußen.«

»Euer Leben ist schon merkwürdig«, sagt

Faro nachdenklich. »Alle Kinder auf einem Haufen und in diesen Schulen versteckt. Gefällt dir das, Sapphire?«

»Wir müssen dorthin gehen. So ist das Gesetz.«

Faro nickt schweigend. »Das würde ich mir gern mal ansehen. Die Räume müssen sehr schön sein, weil sonst niemand von euch so lange darin bleiben würde. Aber jetzt komm mit zu meinem Lehrer. Er möchte dich unbedingt kennenlernen.«

»Wie weit ist das?«

»Nicht sehr weit«, antwortet Faro unbedacht. »Ein Stück hinter den Verlorenen Inseln. Wir könnten schon morgen wieder zurück sein.«

»Morgen?« Plötzlich steht mir das Bild von Sadie vor Augen, festgebunden an einem Eisenpfosten. Sie denkt, dass ich in ein paar Minuten zurück sein werde. Sie macht sich bestimmt schon Sorgen, richtet ängstlich winselnd ihre Nase in Richtung Strand, während das Wasser steigt. Ich sehe sie genauso deutlich vor mir, wie die Erinnerung,

an der Faro mich teilhaben ließ. Normalerweise verblasst das Leben an Land hier in Indigo, doch das Bild von Sadie ist hell und klar. »Ich muss zurück, Faro!«

»Mach dir keine Sorgen um die Zeit, Sapphire. Indigo ist stark heute Nacht. Aber das muss ich dir nicht erzählen, oder? Du hast es gespürt. Du warst in Indigo, ehe du damit gerechnet hast, und es hat dir nicht wehgetan. Das Mer-Blut weiß um Indigos Stärke. Doch Indigo ist nicht nur stark, sondern auch glücklich. Hör genau zu, Sapphire. Indigo ist *lowenek*. Du kannst es hören.«

Dieses Wort erinnert mich an etwas. Wer hat es zu mir gesagt? Natürlich, der Delfin. Aber er schien nicht davon zu reden, wie glücklich er ist. Er klang erregt, unheilvoll. Als wolle er mich warnen.

»Ich muss zurück, Faro! Zu Sadie. Ich habe sie mit ihrer Leine an einem Pfosten angebunden.«

Faro macht im mondbeschienenen Wasser

einen Salto. Sein Körper dreht sich in einem Muster aus Licht und Schatten. Als er wieder zur Ruhe kommt, sagt er: »Ich glaube, du bist selbst ziemlich angebunden.«

»Ich?«

»Ja, du. Immerzu willst du nach Hause. Wenn du im seichten Wasser stehst, sehnst du dich nach Indigo, doch sobald du hier bist, musst du wieder zurück. Saldowr will unbedingt mit dir sprechen. Er hat dir etwas Wichtiges zu sagen.«

Ich bin drauf und dran, ihm eine patzige Erwiderung zu geben, als ich begreife, dass Faro verletzt ist. Er hat mir angeboten, mich zu seinem Lehrer mitzunehmen, und ich habe abgelehnt. Diese Sache muss ihm sehr am Herzen liegen. Faro hat nie über seinen Vater oder seine Mutter gesprochen. Vielleicht bedeutet ihm sein Lehrer deshalb so viel, weil er keine Eltern hat.

»Tut mir leid, Faro. Ich würde deinen Lehrer sehr gern kennenlernen«, erwidere ich, »aber heute Nacht geht es einfach nicht. Nicht wenn

ich Sadie angebunden zurückgelassen habe.«

»Hm«, brummt Faro und scheint durch meine Entschuldigung ein wenig besänftigt zu sein. »Mal sehen ... Saldowr ist nicht wie ein zahmes Haustier. Den kann man nicht irgendwo anbinden und wiederkommen, wann es einem passt.«



Triefnass stolpere ich aus dem Wasser, hinaus in die Kühle der Nacht. Die Wellen schlagen gegen die höchste Stufe und im nächsten Moment wird die Treppe vollkommen überspült.

Ich beginne unkontrolliert zu zittern. Schnell, schnell, sofort nach Hause. Ich schaffe es kaum, Sadie loszubinden. Sie drückt ihren warmen Körper gegen meinen und leckt mit ihrer rauen Zunge meine Hände ab. Doch auch Sadie zittert. Sie hat Angst. Die Kälte lässt mich stottern, als ich sie zu beruhigen versuche.

»Esssst tut mir Illleid. Ich wwwollte dich

nicht sssso lang alllllein lassen. Ich wwwollte dir kkkkkeine Angst machen. Bbbitte, Sssadie, hör auf zu zitttttern.«

Ich lasse meinen Schlüssel behutsam ins Schloss der Haustür gleiten, schleiche die Treppe hinauf und verschwinde im Badezimmer. Dort ziehe ich meine nassen Sachen aus, gehe unter die Dusche und drehe die Hähne voll auf. Das heiße Wasser prickelt auf meiner kalten Haut. Ich schließe die Augen und sauge die dampfende Hitze in mich auf. In Indigo ist mir niemals kalt. Ich tue meine Kleider in die Waschmaschine, stopfe meine Turnschuhe mit Zeitungspapier aus und stelle sie neben den Boiler, damit sie morgen früh trocken sind.

»Sapphy, bist du da drin?«

»Ja, Mum!«

»Du bist aber schnell zurück. Ich hoffe, Sadie hatte genug Auslauf. Und verbrauch nicht das ganze heiße Wasser.«

War ich schnell zurück? Wirklich? Faro hat also recht gehabt. Heute Abend vergeht die

Zeit in Indigo fast gar nicht.

»Bin gleich fertig, Mum!«, rufe ich.



Als ich am nächsten Morgen aufstehe, finde ich Sadie der Länge nach ausgestreckt auf dem Wohnzimmerteppich vor. Mum steht in der Küche am Ende des Raumes und macht Kaffee. Als ich das Zimmer betrete, blickt sie kurz auf.

»Ich will nicht, dass du dir Sorgen machst, Sapphy, aber Sadie scheint es nicht gut zu gehen.«

»Was ist mit ihr?«

»Ich weiß es nicht. Sie ist völlig apathisch.«
Ich knie mich neben sie. Ihr Schwanz klopft träge auf den Fußboden. Ihre Augen sind matt. Sogar ihr Fell scheint seinen Glanz verloren zu haben. Gestern war sie doch noch völlig gesund.

Ein kaltes Gefühl der Angst beschleicht mich, vermischt mit Schuldbewusstsein. Ich habe Sadie an den Pfosten gebunden zurückgelassen. War in Indigo, ohne einen

Gedanken an sie zu verschwenden. Mehrere Stunden hätten vergehen können. Aber so war es nicht. Ich war zurück, noch ehe sie mich richtig hätte vermissen können.

Zeit. Ist Hundezeit dasselbe wie Menschenzeit? Vielleicht kam Sadie meine Abwesenheit wie eine Ewigkeit vor. Vielleicht hatte sie Angst, ich könnte ertrunken sein. Ist es möglich, dass sie eine Ahnung davon hatte, wo ich war? Was für Ängste muss sie ausgestanden haben, falls sie gespürt hat, dass ich sie allein an Land zurückgelassen habe, um in eine fremde Welt einzutauchen, in der sie selbst allenfalls eine Minute überleben könnte. Sie muss gedacht haben, ich hätte sie im Stich gelassen.

»Wollen wir spazieren gehen, Sadie?«, frage ich, um ihre Reaktion zu prüfen. Doch sie rührt sich nicht. Kein freudiges Aufspringen, kein Scharren der Pfoten auf dem Holzboden, kein erwartungsvolles Glänzen in ihren Augen. Sadie starrt mich traurig an, als wolle sie sagen: Warum fragst du mich jetzt, wenn es

mir schlecht geht?

»Sie ist krank, Mum. Sie ist wirklich krank.«
Ich kann die Panik in meiner Stimme nicht verbergen, obwohl ich Sadie nicht beunruhigen will.

Mum kommt vom Herd herüber und blickt Sadie stirnrunzelnd an. »Nein, gut sieht sie nicht aus«, sagt sie schließlich. »Ich wünschte, Roger wäre hier. Der wüsste, was zu tun ist. Aber der ist heute in Newquay.«

»Ich gehe mit ihr zum Tierarzt.«

»Zum Tierarzt? Ach, ich weiß nicht, ob das nötig ist, Sapphy. Ihr ist nicht wohl, das ist alles. Lass uns erst mal abwarten, wie es ihr morgen geht.«

»Das sagst du doch nur, weil der Tierarzt Geld kostet!«, platzt es aus mir heraus. »Ich werde ihn selbst bezahlen. Ich habe immer noch das meiste von meinem Geburtstagsgeld, das reicht.«

»Hältst du mich wirklich für so eine Art von Mutter, Sapphy? Glaubst du, ich würde es zulassen, dass du dein Geburtstagsgeld für

den Tierarzt aus gibst?«

Mum scheint wirklich gekränkt zu sein. Ich merke, dass ich ungerecht bin. Mum schätzt das Risiko anders ein, weil sie nicht weiß, was Sadie letzte Nacht durchgemacht hat.

»Das macht mir nichts aus«, erwidere ich.
»Ich habe keine andere Verwendung für das Geld.«

»Hör zu«, sagt Mum besänftigend. »Wenn Sadie wirklich krank ist, dann werden wir selbstverständlich mit ihr zum Tierarzt gehen. Aber erst mal warten wir bis morgen ab, okay?«

»Aber sie *ist* krank, Mum! Schau sie doch an. Sie sieht aus, als wäre kaum noch Leben in ihr.«

»Du übertreibst, Sapphire!«, entgegnet Mum lebhaft. »Da kommt Conor, vielleicht kann er dich ja überzeugen.«

Doch Conor ist nicht in der Stimmung, um lange Diskussionen über Sadies Gesundheit zu führen. Er muss heute an der Schule eine Computerpräsentation machen und steht im

Geiste bereits vor seiner Klasse. Er würdigt Sadie kaum eines Blickes. »Ach, komm, Saph. Sadie ist müde, das ist alles.«

»Müde?«

»Ich muss los, Mum. Bis später, Saph.«

»Herrgott, schon so spät?«, ruft Mum.

»Warum kriege ich nur immer die Frühstücksschicht?«

Conor schnappt sich seine Tasche, die Gitarre und eine Wasserflasche und ist aus der Tür.

»Beeil dich, Sapphy, sonst verpasst du noch den Schulbus. «

»Ist schon okay, Mum. Fahr ruhig los. Ich mach mir noch mein Lunchpaket. Der Bus fährt erst in zehn Minuten.«

Die Tür knallt und Mum ist weg.

Zehn Minuten. Ich öffne den Kühlschrank. Milch, Eier, Joghurt ... Ich starre die Dinge an. Warum habe ich eigentlich den Kühlschrank geöffnet?

Wach auf, Sapphire, du musst dir dein Lunchpaket machen. Doch in diesem

Moment beginnt Sadie zu winseln, ganz leise und kläglich. Ich schlage die Kühlschranktür zu und eile zu ihr. Im nächsten Augenblick ist die Entscheidung gefallen. Ich werde nicht in die Schule gehen. Ich gehe mit Sadie zum Tierarzt. Ich weiß, wo sich seine Praxis befindet, in Geevor Hill. Mein Geburtstagsgeld ist in der Kiste unter meinem Bett. Vierzig Pfund. Kann der Tierarzt sie dafür behandeln, falls sie ernstlich krank ist?

»Komm, Sadie. Na, komm, mein Mädchen. Wir gehen zu jemand, der dich wieder gesund macht.«

Ich lege ihr das Halsband um und ziehe sanft daran. Mühsam kommt sie auf die Beine und schleppt sich träge zur Haustür.

Ich strecke meinen Kopf heraus und spähe in beide Richtungen. Niemand zu sehen. »Los geht's, Sadie!« Sehr langsam gehen wir die Straße hinunter, die am Strand entlangführt, und trotten dann weiter bis zur Ecke am Friedhof, wo Geevor Hill anfängt. Jetzt müssen wir nur noch den Hügel hinauf, die

Praxis des Tierarztes liegt auf halber Höhe. Sadie keucht wie ein zehnmal so alter Hund. Ihr Kopf baumelt vor ihrer Brust.

»Bist du gar nicht in der Schule, Sapphire?«
Oh, verdammt. Es ist Mrs Eagle. Sie wird Mum erzählen, dass sie mich gesehen hat.

»Lehrerkonferenz«, antworte ich rasch. »Da ist schulfrei.«

»Also früher hat's so was nicht gegeben«, entgegnet Mrs Eagle misstrauisch. »An einem normalen Wochentag solltest du in der Schule sein.«

Mit breitem Lächeln gehe ich an ihr vorbei. »Nur ein kleiner Spaziergang mit Sadie, Mrs Eagle.«

»Also ich weiß nicht«, brummt Mrs Eagle. Ich beeile mich, aus ihrem Blickfeld zu kommen, und schleife Sadie unsanft hinter mir her.



Die Tierarztpraxis befindet sich im Haus mit der blauen Tür. Doch an der Tür hängt ein Schild. *Öffnungszeiten: Dienstag und Donnerstag 10 – 17 Uhr.*

Heute ist Montag. Die Praxis ist geschlossen. Sadie sieht mich erschöpft und kläglich an. Plötzlich spüre ich mit jeder Faser meines Körpers, dass Mum und Conor unrecht haben. Sadies Zustand ist besorgniserregend. Wir können nicht warten, bis die Praxis morgen öffnet. Sadie braucht sofort Hilfe, und es gibt nur eine Person, die sie ihr vielleicht geben könnte. Granny Carne. Wer in dieser Gegend ein unlösbares Problem hat, der sucht sie auf. Ich denke an ihre bernsteinfarbenen, funkelnden Augen und die Kraft, die von ihr ausgeht. Sie wird wissen, was Sadie fehlt. Falls überhaupt jemand Sadie helfen kann, dann Granny Carne.

In diesem Moment höre ich das Brummen eines Busmotors, der am Fuße des Hügels herunterschaltet. Ich drehe mich um und erblicke einen klapprigen blauen Bus. *Senara Churchtown* ist als Endstation angegeben. *Mein Zuhause*. Ich strecke meine Hand aus. Der Bus rumpelt ohne anzuhalten an mir

vorbei. Der Fahrer dreht sich zur Seite und ruft mir etwas zu, was ich nicht hören kann. Als der Bus fast die Kuppe des Hügels erreicht hat, fährt er links ran und wartet an der Bushaltestelle auf mich.

»Konnte nicht mitten auf dem Hügel anhalten«, erklärt er, als ich einsteige und Sadie vor mir herschiebe. »Hast Glück gehabt, dass ich heute früh dran bin.«

»Danke fürs Warten.«

»Hab gesehen, wie dein armer, alter Hund sich abquält.« Ich entrichte den Fahrpreis und gehe bis zum Ende des Busses. Er hält Sadie für alt. Sie muss wirklich sehr schwach aussehen.

Ich lasse mich auf die Rückbank gleiten, Sadie liegt zu meinen Füßen. Der Bus schert wieder auf die Fahrbahn aus und nimmt Geschwindigkeit auf. Wir passieren die grauen Steinhäuser, fahren am Rugbyfeld und am Campingplatz vorbei und lassen den Bauernhof am Ende der Stadt sowie die Querstraße, wo der Schulbus immer links

abbiegt, hinter uns. Der Bus schwenkt nach rechts auf eine Landstraße, die durch das Moor von Senara führt. Die Hügel sind in fahles Winterlicht getaucht. Vor uns öffnet sich eine wunderschöne Landschaft. Ich atme tief durch und empfinde ein Gefühl der Freiheit. Keine Menschenmengen, keine überfüllten Gassen. Nur eine enge, graue Straße, die sich durch diese urwüchsige Landschaft meiner Heimat entgeschlängelt.

Viertes Kapitel



Als sich der alte blaue Bus in der Entfernung verliert, Sadie und mich am Straßenrand zurücklassend, wird mir auf einmal bewusst, was ich getan habe. Dies ist die letzte Haltestelle vor *Senara Churchtown*. Von hier aus gelangt man am schnellsten zum Haus von Granny Carne. Andere Häuser gibt es nicht, nur die Straße und die mit Adlerfarn, Stechginster und Heidekraut bewachsenen Hügel. Ein breiter schwarzer Pfad, Hinterlassenschaft eines Feuers, zieht sich wie eine Narbe durch die Hügel.

Kein Mensch weit und breit. Die Straße ist grau und leer. Aber das wollte ich ja – oder nicht? Ich wollte kein bekanntes Gesicht sehen. Wenn ich ein Stück weit die Straße

entlanggehe, gelange ich zu einem Trampelpfad, der zu Granny Carnes Haus führt.

»Komm, Sadie, es ist nicht mehr weit!«, sage ich aufmunternd. Doch diesmal ignoriert Sadie meine Stimme. Sie lässt sich auf den struppigen Grasstreifen sinken, der sich zwischen Straße und Graben befindet, legt ihren Kopf zwischen die Vorderpfoten und schließt die Augen.

»Sadie!«

Sehr langsam, als bereite es ihr unendliche Mühe, öffnet sie ihre Augen. Sie starren mich ausdruckslos an und scheinen mich nicht zu erkennen. Dann fallen die Lider wieder zu.

Panik durchzuckt mich wie ein elektrischer Schock. Ich glaube, sie ist tot. Ich werfe mich neben sie auf das Gras und presse meine Ohren an ihr Fell. Völlige Stille. Sie ist gestorben. Das ist so grauenhaft, dass ich unfähig bin, mich zu bewegen oder irgendeinen Laut von mir zu geben. Dann spüre ich, wie die Rippen unter ihrem Fell

langsam in Bewegung geraten. Ein kümmerliches Röcheln dringt aus ihrer Kehle, als würde sie durch Stacheldraht hindurchatmen. Sie lebt.

Es ist alles meine Schuld. Ich hätte sie niemals den Geevor Hill hinaufzerren dürfen. Jetzt kann sie kaum noch atmen, geschweige denn gehen. Was soll ich nur tun? Ich hebe verzweifelt den Kopf und blicke die Straße hinunter. Niemand zu sehen. Ein Spatz schlüpft aus einem Ginsterstrauch, dreht mir seinen Kopf zu und springt dann weiter.

»Sadie!« Ich versuche, sie auf meinen Schoß zu heben. Ihr Körper ist schlaff und schwer und kaum zu bewegen. Aber er ist warm. Sie lebt. »Halt aus, Sadie! Ich hole Hilfe für dich. Bitte, bitte, du darfst nicht sterben.«

Aber wie soll ich Hilfe holen? Hätte ich doch nur ein Handy dabei. Doch selbst ein Handy würde mir nichts nützen. Alle Einwohner von Senara beklagen sich darüber, dass hier kein Netzempfang ist. *Telefonzelle*. Unten bei der Kirche steht eine Telefonzelle. Wie lange

brauche ich dorthin, wenn ich laufe? Vielleicht zehn Minuten, dann der Anruf, und dann zehn Minuten wieder zurück – das ist zu lang.

Wenn ich Sadie jetzt zurücklasse, wird sie sich erneut im Stich gelassen fühlen und aufgeben.

»Oh, Sadie, es tut mir so schrecklich leid.« Ich nehme sie fest in den Arm, versuche, ihr neues Leben einzuflößen. Sie darf doch nicht sterben, einfach so. Gestern war sie noch kerngesund und quicklebendig.

So beruhigend und sanft, wie ich nur kann, streichle ich ihren Kopf. »Halte durch! Alles wird wieder gut!« Doch zum allerersten Mal weicht sie meiner Hand aus. Mit letzter Kraft versucht sie, von meinem Schoß herunterzukrabbeln.

»Steh auf, Sapphire! Geh beiseite! Lass ihr Platz zum Atmen!«, sagt eine Stimme hinter mir.

»Granny Carne!« Meine Stimme überschlägt sich fast vor Erleichterung. Granny Carne wird wissen, was zu tun ist, besser als jeder

Tierarzt. »Bitte helfen Sie mir! Ich wollte zu Ihnen. Sadie ist schwer krank. Ich glaube, sie muss sterben ...«

»Sag dieses Wort nicht in ihrer Gegenwart. Du wirst sie zu Tode erschrecken. Tritt zurück und lass mich sie ansehen. «

Widerstrebend lasse ich Sadie los und setze sie zurück in das kalte Gras. Granny Carne steht unbeweglich da und blickt auf Sadie herab. Mehr als je zuvor wirkt sie wie ein riesiger Baum, der Sadie schützt. Ihre wilden Augen funkeln. Ich ertrage es nicht, Sadie so krank und allein dort liegen zu sehen, und mache einen Schritt nach vorne.

»Nein, Sapphire, bleib zurück. Du kannst ihr jetzt nicht helfen.«

»Ich kann doch nicht hier stehen bleiben und sie sterben lassen!«

»Niemand wird sterben, mein Mädchen. Doch was Sadie jetzt braucht, ist die Kraft der Erde. Siehst du, wie sie die Nähe zur Erde sucht? Hast du schon mal gesehen, wie eine Mutter ihr Baby an sich drückt, wenn es krank

ist?«

»Nein.«

»Heutzutage lernen alle so viel in der Schule, dass sie am Ende gar nichts wissen. Aber Sadie weiß Bescheid.«

»Ich wollte sie zu Ihrem Haus bringen, doch der Weg war zu weit. Sadie konnte nicht mehr weiterlaufen.«

»Lass ihr Zeit. Sie wird sich erholen.«

Eine Weile sieht es so aus, als würde Granny Carne nichts tun. Sie rührt sich nicht von der Stelle, sieht Sadie unverwandt an, überwacht jeden ihrer Atemzüge. Plötzlich höre ich ein leises, zirpendes Flöten. Vielleicht einer der Spatzen im Busch. Doch als sich das Flöten wiederholt, eindringlicher und lieblicher als zuvor, weiß ich, dass es nicht von einem Spatz stammt, sondern von Granny Carne. Der Laut entweicht ihren Lippen und ist für Sadie bestimmt. Das Flöten wird immer lauter. Ein Schauer geht durch Sadies schlaffen Körper, gefolgt von einem zweiten. Sie beginnt so stark zu zittern, als sei ihr

plötzlich klar geworden, dass sie jeden Moment erfrieren könnte. Das Flöten Granny Carnes schwillt an, bis es in meinen Ohren schrillt. Ein weiteres Beben, von der Nase bis zur Schwanzspitze, erfasst Sadies Körper, der plötzlich anders aussieht. Weniger zusammengesunken. Ein Ohr stellt sich auf, als würde sie lauschen. Ihr Schwanz schlägt matt auf das Gras. Langsam, mit großer Mühe, öffnet sie erneut ihre Augen, und diesmal begegnen sie dem Blick Granny Carnes. Ein kurzes, vertrautes Aufleuchten, dann fallen sie wieder zu.

»Sadie!«

»Sie wird es schaffen«, sagt Granny Carne.

»Gib ihr Zeit.«

»Geht es ihr besser?«

»Das wird lange dauern«, antwortet Granny Carne ernst. »Ihr Geist hat sich von uns entfernt. Sie war auf einer langen, kalten Reise.«

»Wo war sie?«

»Indigo hat sie in Angst und Schrecken

versetzt. Ihr Geist schrak davor zurück. Als würde man Wasser in ein Feuer gießen. Das ist keine normale Krankheit, Sapphire. Ich glaube, du weißt das. Indigo ist ihr zu nahe gekommen. Ein Wesen der Erde wie Sadie kann dort nicht überleben.«

»Woher wissen Sie das?«

»Ich mache dir keine Vorwürfe, mein Mädchen. Aber sieh dich an. Dein ganzer Körper ist von Indigo durchtränkt. Erzähl mir nicht, du wärest nicht dort gewesen. Erzähl mir nicht, Indigos Musik wäre nicht wieder an deine Ohren gedrungen. Und wohin du auch gehst, Sadie muss dir folgen, denn sie gehört zu dir.«

»Aber ich habe sie nicht mitgenommen. Ich habe sie auf der obersten Treppenstufe zurückgelassen.«

»Das ist für einen Hund wie Sadie kein Schutz. Sie ist dir mit ihrem Herzen gefolgt. Sie ging in deinen Fußspuren, bis sie keinen Halt mehr fand. Ihr wäre vor Angst um dich beinahe das Herz gebrochen.«

Sadie versucht aufzustehen. Ich will ihr helfen.
»Nein, Sapphire, lass sie es allein versuchen. In ein paar Minuten wird sie in der Lage sein, uns nach Hause zu begleiten.«

Ich stelle keine Fragen mehr. Um die Wahrheit zu sagen, macht mir Granny Carne heute ein wenig Angst. Sie weiß zu viel. Sie verleitet mich zu Gedanken, die mir unangenehm sind. Ich weiß, dass sich jeder mit seinen persönlichen Problemen an sie wendet, doch vielleicht sind nicht immer alle mit ihren Antworten zufrieden. Sie lässt mich Sadie nicht berühren. Sie kann doch nicht glauben, dass ich Sadie jemals wehgetan habe.

»Ja, sie ist auf einer langen Reise gewesen«, wiederholt Granny Carne. »Hast du schon mal einen Mann gesehen, der fast erfroren wäre, nachdem er sich stundenlang im Wasser an ein Stück Treibholz geklammert hat? Den setzt man auch nicht gleich ans Feuer. Man sorgt dafür, dass er sich allmählich aufwärmt, damit sein Körper

es verkraften kann. Sadie wird zum Leben zurückkehren, aber sie braucht Zeit. Sie braucht die Erde um sich herum, Sapphire. In ihrem jetzigen Zustand ist der Atem von Indigo zu stark für sie.

Wie geht es eigentlich Conor?«, fährt sie fort, während wir langsam den Pfad hinaufgehen. Sadie setzt ihre Pfoten so vorsichtig auf den Boden, als fürchte sie jeden Moment einzuknicken.

»Dem geht's gut.«

»Er fühlt sich wohl in St. Pirans?«

»Ich weiß es nicht. Wahrscheinlich. Jedenfalls *will* er sich dort wohlfühlen.«

»Und das willst du nicht?«

»Ich will schon, aber ich kann nicht. Granny Carne, ich wollte Sadie wirklich kein Leid zufügen.«

»Das weiß ich. Aber es ist schwierig, die Zusammenhänge zu durchschauen. Ich sehe selbst noch nicht klar. Fest steht, dass es einen Grund dafür gibt, dass Conor und du seid, wie ihr seid. Das dient einem Zweck.

Möglicherweise wird eine Zeit kommen, in der euer gemischtes Blut von Nutzen ist. Es hat andere gegeben. Der erste Mathew Trehwella war einer von ihnen – du erinnerst dich doch an den Mann, der die Menschen verlassen hat und mit einer Meerfrau verschwunden ist. Dein eigener Vater war ein anderer. Doch kenne ich niemanden, bei dem sich Mer-und Menschenblut so die Waage halten wie bei dir. Du bist halb und halb. Das muss an der Art liegen, wie sich das Erbe auf dich übertragen hat. In der einen Generation wird es schwächer, um in der nächsten wieder stärker zu werden.«

»Meinen Sie etwa, dass Conor und ich genau halb Mer und halb Mensch sind?«

»Nur du, mein Mädchen. Nur du. Das Mer-Blut in Conor ist nicht annähernd so stark wie in dir und wird es auch niemals sein, denn er kämpft Tag für Tag dagegen an.«

»Das weiß ich.« Jetzt verstehe ich auch besser, was Conor gemeint hat, als er zu mir sagte: *Wenn du hart genug darum kämpfst,*

dann kannst du dich selbst davon abhalten, den nächsten Schritt zu tun.

»Conor will nicht halb und halb sein, oder?«, frage ich. »Er will überhaupt kein Mer sein.«

»Schon möglich.«

Höchstens Elvira zuliebe, denke ich.

»Er kämpft dagegen an«, wiederholt Granny Carne. »Dein Vater hat weniger gekämpft. Verstehst du, was ich dir sagen will?«

»Nein.«

»Du bist jetzt alt genug, mein Mädchen, um zu erfahren, dass Dinge nicht einfach von allein passieren. Ein Teil von uns gibt seine Zustimmung. Wir lassen Dinge geschehen, obwohl selbst unsere Nächsten der Meinung sind, wir würden dagegen ankämpfen.«

Ich fröstele und bin müde. Ich weiß, was sie mir sagen will. Sie will mir sagen, dass mein Vater nicht gegen seinen Willen von uns fortgerissen wurde. Und natürlich weiß ich das, nach all den Monaten. Jetzt ist es siebzehn Monate her, seit er uns verlassen hat und sein Boot in den Klippen verkeilt

gefunden wurde. Alle denken, er sei ertrunken. Nur Conor und ich nicht.

Lange habe ich mir eingeredet, irgendeine rätselhafte Macht hielte ihn davon ab, mit uns Kontakt aufzunehmen, aber das kann ich jetzt nicht mehr glauben. Wollte Dad mit mir sprechen, würde er es auch tun.

»So, gleich haben wir's geschafft«, sagt Granny Carne. »Sie hat sich gut geschlagen.«

»Tapferes Mädchen«, sage ich. »Tapfere Sadie.« Obwohl mir kalt und schwer ums Herz ist, versuche ich, meiner Stimme einen warmen, lobenden Klang zu geben – weil Sadie es nötig hat. Granny Carne ist zwischen mir und Sadie gegangen, doch nun tritt sie beiseite. Sadie schmiegt sich an mich, wie sie es immer tut. Ich streichle ihren warmen, goldenen Rücken. Minute für Minute. Sadie nimmt allmählich ihre alte Gestalt an. Ihr Fell wirkt wieder geschmeidiger, ihre Augen sind lebendiger geworden. Sie dreht ihren Kopf und schaut mich an, als wolle sie sagen: Alles in Ordnung, ich werde dich nicht

verlassen. Warum sind Hunde so versöhnlich? Meine Augen brennen, doch ich darf jetzt nicht weinen. Sadie hasst es, wenn ich weine.



Wir haben das graue Steinhaus erreicht, das wie ein Bestandteil der Granitfelsen wirkt. Granny Carne stößt die Tür auf und wir gehen hinein. Im Erdgeschoss befindet sich nur ein großer, weiß gestrichener Raum mit einem Holzfeuerofen, in dem eine leuchtende Tischdecke und bunte Kissen die einzigen Farbtupfer sind. Der Raum ist einfach, aber nicht karg eingerichtet. Alles ist von der sanften Patina unzähliger Jahre überzogen. Ich erinnere mich an unseren letzten Besuch, es war ein heißer Sommertag, an dem Granny Carne uns erstmals von unserem Mer-Erbe erzählte. Später hat Conor mit den Bienen gesprochen. Das scheint mir schon eine Ewigkeit her zu sein.

»Ich hole eine alte Wolldecke für Sadie«, sagt Granny Carne. »Sie muss hier

übernachten, um ihre alte Stärke wiederzuerlangen. «

Granny Carne verschwindet im oberen Stockwerk, bevor ich protestieren kann. Sadie kann nicht über Nacht hierbleiben. Wir müssen zurück, ehe Mum herausbekommt, dass ich heute nicht in der Schule war.

»Du bleibst heute Nacht auch hier, Sapphire«, sagt Granny Carne, als sie mit einer zusammengelegten Decke zurückkommt. Die Decke wirkt gar nicht alt, sondern besteht aus dicker, flauschiger Wolle und sieht so aus, als käme sie von Granny Carnes eigenem Bett. Sie breitet sie für Sadie neben dem Ofen aus.

»Ich kann nicht über Nacht hierbleiben, Granny Carne. Ich muss zu Hause sein, ehe es dunkel wird. Meine Mutter denkt, dass ich in der Schule bin.«

»Sadie braucht dich hier.«

»Aber Mum ...«

»Ich werde ihr eine Nachricht zukommen lassen. Sobald du es dir hier gemütlich

gemacht hast, werde ich ins Dorf gehen und mit Mary Thomas sprechen. Sie hat ein *Telefon*.« Aus Granny Carnes Mund klingt das wie etwas höchst Ungewöhnliches und nicht Wünschenswertes. »Deine Mutter wird wissen, dass du bei mir in guten Händen bist.«



Granny Carne hat zwei Schlafzimmer im Obergeschoss: ein großes und ein kleines, das sie als »Kammer« bezeichnet. Dort werde ich schlafen. Ich habe mich mit der Situation abgefunden: Ich kann Sadie nicht allein lassen. Es gibt eine Waschschüssel aus Porzellan sowie einen Krug, den Granny Carne mit dem Wasser füllt, das sie draußen von der Quelle holt. Ein Badezimmer gibt es nicht. Wenn Granny Carne ein Bad nehmen will, erhitzt sie das Wasser auf dem Ofen und gießt es in eine emaillierte Badewanne, die an einem Haken an der Wand hängt. Sie ist sehr klein und hat drinnen eine schmale Stufe, auf der man sitzen kann. Granny Carne

bezeichnet sie als Sitzbad. *Probier es nur aus, mein Mädchen*, sagt sie, doch ich entgegne, das Waschbecken sei absolut ausreichend. Auch eine Toilette sucht man hier vergeblich. Auf der Außentoilette, die Granny Carne Abort nennt, ist es so kalt, dass ich hoffe, heute Nacht nicht rauszumüssen. Nicht einmal Toilettenpapier gibt es dort, nur auseinandergeschnittene Seiten des *Cornishman*, der hiesigen Lokalzeitung, die auf einen Nagel gesteckt sind.

Es wird früh dunkel. Sadie will nichts essen, trinkt aber ein wenig Wasser. Granny Carne ist in den Ort gegangen. Ich bin mit Sadie allein. Ich frage mich, was Mary Thomas wohl denken wird, wenn sie erfährt, dass wir hier übernachten. Soweit ich weiß, ist noch nie jemand bei Granny Carne über Nacht geblieben. Die Leute achten sie, fürchten sie jedoch auch aufgrund ihres Wissens. Es gibt unzählige Geschichten darüber, dass sie in die Zukunft blicken und Wunden heilen kann, bei denen jede Medizin versagt. Ich meine

nicht Krankheiten wie Krebs, sondern eher seelische Leiden. Granny Carne hat großen Einfluss auf sie.

Ich weiß immer noch nicht, ob ich daran glauben soll, dass Granny Carne in die Zukunft blickt. Doch bin ich ganz sicher, dass sie Dinge sieht und versteht, die gewöhnlichen Menschen verschlossen bleiben. Ihre Fähigkeiten stammen von der Erde. Vor vielen Jahren wäre sie vermutlich als Hexe verbrannt worden, weil sie zu viel weiß. Das hat Dad immer gesagt.

Ich stelle mir vor, wie sie den Pfad in Richtung Senara hinunterschreitet und schließlich auf den Weg gelangt, der zu Mary Thomas' und unserem Haus führt. Unsere Fenster sind bereits erleuchtet. Im November wird es früh dunkel. Doch Granny Carne findet auch im Dunkeln den Weg. Ich bin froh, dort nicht vorbeigehen und mit ansehen zu müssen, wie andere Leute in meinem Haus wohnen. Ob die Vorhänge immer noch dieselben sind? Diese rot karierten

Vorhänge, die Mum angefertigt hat, als wir noch klein waren. Sie sahen immer so einladend aus, wenn das Licht durch sie hindurchschien, als wir an den Winternachmittagen von der Schule nach Hause kamen.

Ich frage mich, ob die Leute, die jetzt bei uns wohnen, manchmal zu unserer Bucht hinuntergehen. Ob sie jemals einen Blick auf Faro und Elvira erhaschen, wenn sie an der Mündung der Bucht auf den Felsen sitzen, wo Conor und ich ihnen das erste Mal begegnet sind? Ich hoffe, dass sie es nicht tun. Das hat nichts mit Egoismus zu tun. Falls sie die Mer erblickten, wäre ihr Leben nicht mehr dasselbe wie vorher.

Granny Carnes Haus liegt mindestens zwei Meilen vom Meer entfernt. Ich weiß nicht, wie weit Indigos Macht ins Land hineinreicht, doch Granny Carnes Haus gehört definitiv der Erde an. Vielleicht schläft Sadie deshalb so friedlich beim Ofen. Ich hingegen fühle mich weniger friedvoll. Ich bleibe wegen Sadie,

doch es gefällt mir nicht. Ich bin hier nicht zu Hause.



Die Vorbereitungen für die Nacht nehmen eine geraume Zeit in Anspruch. Ich helfe Granny Carne, das Feuerholz aus dem Schuppen hereinzutragen, und fülle einen Eimer mit Kohle. Der Ofen soll die ganze Nacht brennen. Bevor Granny Carne zu Bett geht, stochert sie mit einem eisernen Schürhaken im Feuer. Als sie damit fertig ist, glüht seine Spitze. Ich bin ihr gern behilflich, die heiße Asche in den Eimer zu schaufeln. Sie sagt, Asche sei gut für die Erde. Wenn sie erkaltet ist, wird sie morgen über die Gemüsebeete gestreut. Granny Carne schichtet die Holzscheite und bedeckt sie mit einer dicken Schicht Kohle. Dann entzündet sie das Feuer und schließt die Lüftungsklappe an der Vorderseite.

Plötzlich erinnere ich mich an etwas. »Wir hatten früher auch so einen Ofen, bevor Mum sich die Nachtspeicheröfen zulegte.«

»Die hat früher jeder gehabt, bevor die Elektrizität kam.« Granny Carne spricht das Wort »Elektrizität« so aus, als sei sie gerade erst erfunden worden. »Bis heute gibt es hier oben keinen Strom, aber das macht mir nichts aus«, fährt sie fort. Sie hat die Öllampen angezündet. Ich mag das Licht, das sie spenden. Es ist ein warmes, gelbes Licht, das die weißen Wände mit Wärme erfüllt. Im Wohnraum benutzt sie Öllampen, im Obergeschoss Kerzen. »Zum Schlafen braucht man nicht viel Licht«, sagt sie.

Das Haus riecht nach Kerzen und dem Rauch des Holzes, nach Paraffin und Stein. Die Ecken des Raumes liegen im Schatten. Dieser Ort macht mir nicht direkt Angst, doch er hat zu viel Macht, um gemütlich zu sein. Ich bin froh, dass Sadie auch hier ist. Sollte ich nachts aufwachen, werde ich ihren Atem hören, und wenn ich ihren Namen sage, wird sie sofort aufwachen.

Granny Carne, die vor dem Ofen gekniet hat, richtet sich langsam auf. Sie murmelt etwas

vor sich hin, das ich nicht verstehen kann.

»So, jetzt wird es die ganze Nacht brennen«, sagt sie. »Verehere das Feuer und es wird dir stets zu Diensten sein.«

»Geht Ihr Feuer niemals aus?«

»Das gibt es schon genauso lange wie mich, mein Mädchen. Manchmal ist es ziemlich heruntergebrannt, aber es ist noch nie erloschen.«

»Granny Carne?«, beginne ich zögernd. »Wie lange sind Sie schon ... ich meine, wie viele Jahre ...?«

Sie sieht mich mit verschränkten Armen an. Ihre funkelnden Eulenaugen sehen amüsiert aus. Sie weiß genau, was ich wissen will, weil sich das jeder in Senara fragt. Wie alt ist Granny Carne? Wie lange lebt sie schon hier in ihrem Haus und empfängt die Einwohner des Dorfes, wenn diese nicht mehr weiterwissen? Jahre? Jahrzehnte? Gar Jahrhunderte?

»Ich bin so alt wie meine Zunge und wenig älter als meine Zähne, Sapphire«, sagt sie.

»Beantwortet das deine Frage?«

»Nein«, antworte ich verwegen.

»Du willst noch mehr wissen?«

»Ja.«

»Du bist ziemlich wissbegierig.« Der Ton klingt ein wenig schärfer. Und auch ihre Stimme hat sich verändert. Sie ist keine alte Frau und ich bin kein Kind mehr. Ich blicke ihr in die Augen. Die Augen der Menschen verändern sich nicht.

Doch alles andere verändert sich. Während ich sie ansehe, glättet sich die faltige, braune Haut um ihre Augen und wird weich und sanft. Die Farbe kehrt in ihre grauen Haare zurück, deren Knoten sich löst, sodass sie über ihre Schultern wallen. Langes, leuchtend braunes Haar – die Farbe der dunkelsten Erde –, in dem feuerrote Reflexe spielen. Ihre Lippen sind rot und voll. Ihr Körper ist so rank und schlank wie eine junge Birke.

»Granny Carne«, flüstere ich, doch sie ist nicht mehr da. Die Lippen der jungen Frau teilen sich zu einem Lächeln, dann legt sie

ihren Finger an den Mund, um mich zum Schweigen zu bringen. Diese Erdmagie ist zu stark für mich. Ich schließe meine Augen. Als ich sie wieder öffne, ist die junge Frau verschwunden, und Granny Carne steht vor mir.

»Wo ist sie geblieben?«

»Außer uns beiden ist niemand in diesem Raum, Sapphire. Ich habe dir nur gezeigt, dass Zeit nicht das ist, was du denkst.«

»Aber wie können Sie zur selben Zeit alt und jung sein?«

Granny Carne lächelt. »Das könntest du jeden mit grauen Haaren fragen. Frag doch mal Mrs Eagle, ob sie sich anders fühlt als mit achtzehn Jahren. Der Unterschied ist wirklich gering.«

»Kennen Sie Mrs Eagle?«

»Ich kannte Temperance Eagle schon als junges Mädchen. Temperance Pascoe hieß sie damals. Sie war kaum zu bändigen«, fährt Granny Carne nachdenklich fort. »Am Samstagabend hat ihr Vater immer ganz St.

Pirans nach ihr abgesucht. Er rief, er würde sie züchtigen, wenn er sie zu fassen bekäme. Er war ein strenggläubiger Christ.«

Doch ich lasse mich durch Geschichten aus Mrs Eagles Jugend nicht ablenken. Heute ist Mrs Eagle jedenfalls durch und durch alt. Auch Granny Carne ist alt, wenngleich sie sich vor meinen Augen in eine Frau verwandelt hat, die aussah wie eine junge Birke. Ich weiß, dass ich mir das nicht eingebildet habe. Und die Verwandlung hat nichts mit einer alten Frau zu tun, die sich innerlich jung fühlt.

»Mrs Eagle kann nicht tun, was Sie getan haben«, sage ich mit größter Entschiedenheit. »Nur Sie sprechen über die Zeit, als könnten Sie Hunderte von Jahren zurückblicken.«

Doch plötzlich fällt mir etwas ein. Es gibt noch jemand, der das tut. *Faro*. Er spricht genauso über die Zeit wie Granny Carne, als würden Vergangenheit und Gegenwart unmittelbar ineinanderfließen. Als hätte er mit eigenen Augen gesehen, wie die *Ballantine*

am Riff zerschellte. Und auch ich habe es gesehen, als ich seine Gedanken teilte.

Granny Carne seufzt und sieht jetzt sehr alt aus. »Du stellst viele Fragen, Sapphire. Schwierige Fragen, die ich nicht alle beantworten kann. Aber du sollst wissen, dass es nicht viele gibt, die das sehen können, was du gerade gesehen hast.«

»Warum haben Sie es mich sehen lassen?«

»Es lag einzig an dir. Du besitzt die Fähigkeit, die alte und die junge Frau zur selben Zeit zu sehen. Du glaubst, dass sich deine besonderen Fähigkeiten auf Indigo beschränken, aber das liegt nur daran, dass du es so sehen willst.«

»Aber Sie haben doch selbst gesagt, wie stark mein Mer-Blut ist. Das haben Sie mir und Conor letzten Sommer erzählt. «

»Ja, aber das ist nicht alles. Dein Mer-Blut mag stark sein, doch auch dein Erdenblut hat große Kraft. Vielleicht nicht so viel Kraft wie das deines Bruders, doch es ist stark genug.

«

»Ist Erdenblut gleichbedeutend damit, dass man an der Luft lebt, ich meine, dass man ein Mensch ist?«

»Nein. Die meisten Leute müssen sich ihr Leben lang nicht zwischen der Erde und Indigo entscheiden. Sie haben das nicht nötig, weil sie so glücklich sind, wie sie sind. Sie leben ausschließlich in der Gegenwart und an einem einzigen Ort. Für sie ist die Vergangenheit aufgerollt wie ein Teppich und unerreichbar. Dasselbe gilt für die Zukunft. Vielleicht sind sie die Glücklichen«, fügt Granny Carne hinzu.

»Ich kann kein Glück darin erkennen, nicht nach Indigo zu können.«

»Frag deinen Bruder.«

Conors Worte hallen durch meinem Kopf: *Ich muss versuchen, mich hier heimisch zu fühlen.* Conor versucht wirklich, ein Teil von St. Pirans zu werden, zu surfen, Gitarre zu spielen, sich mit Freunden zu treffen – und doch hält er unentwegt nach Elvira Ausschau. Vielleicht wünscht er sich, er wäre ihr nie

begegnet. Vielleicht wäre es besser für ihn, er hätte Indigo niemals kennengelernt, weil es ihm dann leichter fiel, sich in St. Pirans heimisch zu fühlen.

»Schlafenszeit!«, sagt Granny Carne abrupt. Sie drückt mir einen Kerzenstummel in die Hand und zündet ihn an. »Sadie schläft heute Nacht in meinem Zimmer, Sapphire.«

»Aber ...«

»Sie ist noch nicht stark genug und braucht meine Nähe. Sie braucht die Erde, um wieder zu Kräften zu kommen. Spürst du das nicht? Sadie ist ein Erdwesen. Sie liebt dich, das macht alles so schwer für sie. Heute Nacht wird Sadie in einem tiefen Schlaf versinken, so wie die Erde im Winter. Der wird sie gesund machen. Du weißt doch, wie eine Zwiebelknolle den gesamten Winter unter der Erde liegt, um genug Kraft für den Frühling zu sammeln.«

»Aber Sadie wird doch nicht den ganzen Winter lang schlafen, oder?«

»Nein, sie wird ihren Winterschlaf in einer

einzigsten Nacht erledigen.«

»Sie sagen, dass Sadie mich liebt. Ich liebe sie auch. Ich kümmere mich um sie. Ich würde niemals zulassen, dass ihr etwas zustößt.«

»Niemals?« Das Kerzenlicht flackert und lässt einen Schatten über Granny Carnes Gesicht tanzen. Ihre Augen liegen im Dunkeln.

»Niemals, Sapphire?«

Ich habe Sadie an den Pfosten gebunden, weil ich nach Indigo wollte. Sadie wäre fast gestorben ... Aber das war keine Absicht. Ich wollte nicht, dass ihr etwas zustößt, es war nur, weil Indigo so stark war ...

Von alldem sage ich nichts, doch bin ich sicher, dass Granny Carne Bescheid weiß. Sie legt Sadie ihre Hand auf den Kopf, und Sadie versucht gar nicht erst, zu mir zu kommen. Sie sieht mich nur mit ihren sanften braunen Augen an, als wolle sie sagen: Versuche, es zu verstehen. Ich kann heute Nacht nicht bei dir sein.



Die Tür schließt sich hinter Granny Carne und

Sadie. Ich wasche mich schnell und schlüpfe ins kalte Bett. Ich frage mich, wann wohl das letzte Mal jemand in diesem Bett geschlafen hat. Vielleicht vor mehreren hundert Jahren. Ich schaudere.

Ich wünschte, ich wäre zu unserem Haus hinuntergegangen. Einfach nur, um es wiederzusehen. Granny Carne sagt, meine Mutter habe nichts dagegen, dass ich über Nacht hier bleibe, doch mit einem Mal fühle ich mich schrecklich einsam, habe Sehnsucht nach Mum, Conor und unserem Zuhause. Meine Kammer ist den Hügeln zugewandt. Sie ist dunkel und still und erdig. Ich kann weder das Meer hören noch das Salz in der Luft schmecken.

Ich bin sicher, dass ich nicht werde schlafen können. Wie viele Stunden sind es noch bis morgen früh? Viele, viele Stunden. Die Zeit vergeht so langsam. Es scheint mir Hunderte von Jahren her zu sein, dass ich St. Pirans heute Morgen mit Sadie verlassen habe.

Es ist nicht nur kalt, sondern es gibt auch

wenig Luft. Die Atmosphäre ist drückend. Wie in einer Höhle oder einem unterirdischen Bau. Es kommt mir so vor, als laste die Erde wie ein Deckel auf mir. Wie in einem Sarg ...

Hör auf, Sapphire! Du bist doch nicht im Gefängnis hier. Morgen wird es Sadie viel besser gehen und wir werden mit dem Bus nach St. Pirans zurückfahren. Mum wird bestimmt böse sein, auch wenn Granny Carne das Gegenteil behauptet, aber das ist mir egal. Ich will nur nach Hause.

Ich sollte lieber das Fenster öffnen und ein bisschen frische Luft hereinlassen. Die Luft in diesem Zimmer ist so abgestanden – das ist es, was mich an einen Sarg denken lässt. Eigentlich wollte ich unter dem Bett nachsehen, bevor ich mich hinlege, aber das habe ich nicht getan. Immer wenn ich ins Bett gehe, ohne zuvor einen prüfenden Blick darunter zu werfen, habe ich das beklemmende Gefühl, dass sich dort jemand versteckt halten könnte. Aber deshalb werde ich mich noch lange nicht unter der Decke

verkriechen. Das wäre ja furchtbar.

Die Kerze! Warum habe ich nicht früher daran gedacht. Ich werde sie anzünden. Mir liegt zwar nicht gerade an den Schatten, die Kerzen an die Wand werfen, doch ist das besser als Dunkelheit. Oh, nein, ich habe keine Streichhölzer. Granny Carne hat die Kerze für mich angezündet. Warum hat sie mir keine Streichhölzer mitgegeben? Was ist, wenn ich bis zum Abort gehen muss? Im Dunkeln finde ich mich hier nicht zurecht, so wie zu Hause. Wenn ich meine Arme ausstrecke und irgendetwas ... berühre?

Ach, wäre Sadie nur hier. Sie ist zwar bloß nebenan in Granny Carnes Zimmer, doch habe ich das Gefühl, als würde sie meilenweit weg sein. *Das Wichtigste ist, dass Sadie wieder auf die Beine kommt, Sapphire. Denk daran, wie schrecklich sie aussah, als sie an der Bushaltestelle auf dem Boden lag.*

Ich fröstele. Es ist sehr kalt. Ich wünschte, alles wäre anders. Völlig anders.

Ich bin in Granny Carnes Haus, in den Hügeln

über Senara. Ich wünschte wirklich, ich wäre zu unserem Haus hinuntergegangen. Auch wenn jetzt andere Leute dort leben, ist es immer noch mein Zuhause.

Plötzlich kommt mir eine glänzende Idee. Wenn es stimmt, was Granny Carne über die Zeit gesagt hat, falls mein Erdenblut wirklich genauso stark wie mein Mer-Blut ist, dann könnte ich versuchen, die Zeit zurückzudrehen, so wie Granny Carne es getan hat. Ich könnte jetzt gleich zu unserem Haus gehen, durch die Lücke im Küchenvorhang spähen und einen Blick in die Vergangenheit werfen. Vielleicht sitzen wir gerade beim Abendessen: Mum, Dad, ich und Conor. Aber ich muss sehr vorsichtig sein, denn falls die Sapphire von damals zufällig die Sapphire von heute erblickt, würde sie bestimmt fürchterlich erschrecken.

Wir alle wären jünger. *Sie* wären jünger, Dad, Mum, Conor und Sapphire von damals. Sie wüssten nicht, was in der Zwischenzeit alles geschehen ist.

Vielleicht kann es sogar *ungeschehen* gemacht werden. Könnte man in die Vergangenheit zurückkehren, hätte sich die Zukunft ja noch gar nicht ereignet. Vielleicht *sollten* sie mich sehen, bevor die Zeit den Moment erreicht, an dem Dad verschwindet.

Nein, wenn sie mich sehen, wird es nicht funktionieren, sondern nur ein gewaltiges Chaos geben.

Doch wenn ich Dad allein begegnen würde – dem Dad der Vergangenheit –, dann könnte ich ihn womöglich davon abhalten, uns zu verlassen. Ich könnte ihm von allem berichten, was inzwischen passiert ist: von seiner eigenen Trauerfeier, den weinenden Menschen, von Mum, die unbeweglich vor sich hin starrte, und wie uns das Geld ausging und Mum Roger kennenlernte und dass sie jetzt ein Paar sind und Conor in Indigo fast umgekommen wäre und dass wir danach nach St. Pirans gezogen sind und von all den anderen Dingen, von denen er nichts wissen kann. Und dann könnte er dafür sorgen, dass

all diese Dinge niemals geschehen.

Überaus vorsichtig stehe ich auf. Ich kauere mich ans Kopfende des Bettes, mache einen Satz und lande so leise, wie ich kann. Niemand liegt unter dem Bett und greift nach meinen Fußgelenken.

Hier ungefähr muss das Fenster sein. Ich taste nach dem Haken. Ja, das Fenster lässt sich leicht öffnen. Ich schiebe es weit auf.

Kalte, frische Luft strömt herein. Sie riecht nach Erde. Ich lehne mich weit hinaus. Obwohl ich mich im ersten Stock befinde, geht es hinter dem Haus so steil bergauf, dass es ein Leichtes wäre, aus dem Fenster zu springen. Draußen ist es viel heller als drinnen. Den Mond kann ich von hier aus nicht sehen, aber die Sterne leuchten hell.

Eine verwegene Idee kommt mir in den Sinn. Vielleicht könnte ich tatsächlich gleich unserem Haus einen Besuch abstatten. Granny Carne hat ihren Weg im Dunkeln schließlich auch gefunden. Wenn sich die Zeit zurückdrehen lässt und wir gemeinsam am

Tisch sitzen – ich und Dad, Mum und Conor –, dann wird auch der Reserveschlüssel immer noch an seinem alten Platz unter der Schieferplatte neben der Haustür liegen. Ich werde warten, bis wir alle im Bett liegen, dann die Tür öffnen und auf Zehenspitzen zu Mums und Dads Schlafzimmer schleichen. Ich werde Dad aufwecken und ihm erzählen, was alles geschehen wird, wenn er uns verlässt.

Es ist ein weiter Weg bis zu unserem Haus. Man muss dem Pfad bis zur Straße folgen, dann den Ort durchqueren und schließlich den Weg entlanggehen, der zu unserem Grundstück führt. Doch der Mond und die Sterne spenden genug Licht. Es wäre möglich.

Ich lehne mich weit hinaus und überlege, wo ich am sichersten landen kann. Das Mondlicht ist viel stärker geworden. Obwohl sich mein Fenster an der Rückseite des Hauses befindet, den Hügeln zugewandt, kann ich die Umgebung deutlich erkennen. Der Mondschein taucht das Zimmer in ein

bläuliches, gespenstisches Licht, doch draußen ist es bestimmt hell genug, um dem Pfad nach unten folgen zu können.

In diesem Moment höre ich ein entferntes Rauschen. Ich dachte eigentlich, Granny Carnes Haus läge zu weit vom Meer entfernt, um die Brandung hören zu können. Vermutlich hat sich der Wind gedreht. Aber nein, die Luft steht still. Kein Hauch ist zu spüren, dennoch nehme ich das untrügliche Rauschen der Wellen wahr. Sie brechen sich schäumend in unserer Bucht und rollen auf den sauberen hellen Sand, der bei Ebbe sichtbar, bei Flut verborgen ist.

Was ist das?

»Ssssssapphhhiiiiire ...

Ssssssapphhhiiiiire ...«

Eine Welle. Nur das zischende Geräusch einer Welle, die den Strand überspült.

»Ssssssapphhhiiiiire ...

Ssssssapphhhiiiiire ...«

Ich bleibe wie angewurzelt stehen. Es ist dasselbe Geräusch wie damals, als wir noch

in unserem Haus lebten und ich nachts eine Stimme hörte, worauf Sadie heftig zu bellen begann und eine Eule an meinem Fenster vorbeiflog. Das Geräusch verschwand daraufhin.

»Ssssssappphhiiiiiiiire ...«

»Ssssssappphhiiiiiiiire ...«

Sadie bleibt ruhig. Nichts als die Stimme ist zu hören. Meine Nackenhaare stellen sich auf. *Es ist doch eine andere Stimme als beim letzten Mal.*

Es ist Dads Stimme. Ich weiß es genau. Dad ruft mich. Wie ist das möglich?

Ein Teil von mir wünscht sich, dass Sadie anfängt zu bellen und Granny Carne aufwacht. Letzten Sommer, als ich die andere Stimme hörte, ist Granny Carne erwacht. Die Eule, die an meinem Fenster vorbeiflog, hatte ihre Augen. Wenn Sadie jetzt bellt, würde Dads Stimme verblasen und erneut Dunkelheit herrschen. Ich ginge wieder ins Bett, und morgen würde mir alles wie ein Traum vorkommen.

Doch ein anderer Teil von mir ist voll sehnsüchtiger Erwartung. Dies ist kein Traum. Ich bin hellwach, obwohl ich das Gefühl habe, außer mir schliefe die ganze Welt. Sadie hält ihren Winterschlaf, der sie laut Granny Carne wieder gesund machen wird. Wo auch immer sie sich jetzt aufhält, sie wird mich weder hören noch wissen, was gerade mit mir geschieht.

Ich blicke in den Himmel. Damals hat Granny Carne auf mich aufgepasst und mich in Gestalt einer Eule beschützt. Doch nicht heute Nacht. Vielleicht ruht sogar *ihre* Macht. Conor und Mum sind weit entfernt in St. Pirans. Aber ich fürchte mich nicht. Heute brauche ich keinen Schutz. Nichts und niemand wird mich davon abhalten, zu meinem Dad zu gehen.

»Ssssssappphhiiiiiiire ...«

»Ssssssappphhiiiiiiire ...«

Wie merkwürdig, dass ich gerade vorhatte, unserem Haus einen Besuch abzustatten, um dem Dad der Vergangenheit zu begegnen. Ich muss ihn nicht mehr suchen. Er hat *mich*

gefunden.

Fünftes Kapitel



Ich komme!«, antworte ich leise. »Warte auf mich.«

»Ssssssappphhiiiiiiiire ...«

»SSSSssappphhiiiiiiiire ...«

Die Stimme ist nicht weit weg. Nicht so weit wie das Meer. Dad ist nah. Er wartet auf mich, draußen in der Nacht. Ich ziehe mir die Kleider über, schlüpfe in meine Turnschuhe und gehe zum Fenster zurück.

Es ist so niedrig, dass ich leicht auf das Fensterbrett klettern kann. Der steil aufsteigende Hang sieht jetzt gar nicht mehr so nah aus. Ich muss einen großen Satz machen, damit ich nicht gegen die Hauswand zurückpralle. Eins ... zwei ... drei.

Ich springe wie eine Katze. Die Erde rast mir

entgegen, ich falle der Länge nach hin, kann mich aber an einem Büschel Heidekraut festhalten, sodass ich nicht den Abhang hinunterrutsche. Vorsichtig krabbele ich die Böschung entlang und schleiche um das Haus herum.

Vor dem Haus ist das Gras struppig und hart. Das Mondlicht scheint hier so hell, dass ich einen scharfen Schatten werfe. Ich spähe zum Fenster hinauf. Niemand zu sehen.

Wieder Dads Stimme, diesmal noch lauter.

»Ssssssapphhiiiiiiiire ...

Ssssssapphhiiiiiiiire ...«

Ich folge dem steilen Pfad, der sich den Hügel hinabzieht, und lausche seiner Stimme. Manchmal ist sie sehr leise, manchmal lauter. Sie ruft immer nur meinen Namen. Ich habe den Pfad verlassen, während mir die Stimme einen eigenen Weg bahnt. Unaufhaltsam eile ich über den steinigen Grund. Meine Füße scheinen von allein zu wissen, wohin sie treten müssen. Kein einziges Mal stolpere ich oder knicke um. Ich befinde mich oberhalb

des Dorfes und erkenne in der Ferne den eckigen Kirchturm im Mondlicht. Wie hell es jetzt ist. Ich frage mich, warum nicht jedermann aufwacht. Die Stimme zieht mich zu sich. Ich stapfe weiter und beginne schließlich zu laufen, durch Adlerfarn und Heidekraut hindurch, an Stechginster und Felsblöcken vorbei.

Schließlich führt mich die Stimme zu einem offenen Feld. Ich bin jetzt wieder näher am Meer. In der Ferne leuchtet es mir so strahlend entgegen, als hätte der Mond es poliert. Die Stimme leitet mich zu einer Lücke in einer Umhegung aus Granit, an der sich einige Rinder zusammendrängen. Was haben sie in einer Novembernacht auf dem Feld zu suchen? Sie schnauben, als ich an ihnen vorbeigehe, haben aber keine Angst vor mir. Sie heben ihre Köpfe und folgen mir mit den Augen. Ihre Wärme und ihr vertrauter Geruch umhüllen mich für einen Moment wie eine Decke, dann eile ich zum nächsten Mauerdurchlass, überquere das folgende

Feld und gehe durch das Gatter. Plötzlich rieche ich Wasser. Doch es ist nicht der würzige Salzgeruch des Meeres. Es riecht nach Süßwasser.

Jetzt weiß ich, wohin ich gehen muss. Hinüber zum Lady Stream, der zwischen den Hügeln und unter der Straße hindurchfließt, den Ort durchquert und schließlich eine tiefe Kluft hinunterstürzt, bevor er sich ins Meer ergießt. Der Lady Stream fließt mit hoher Geschwindigkeit. Wo er auf steile Abhänge trifft, bilden sich reißende Wasserfälle und große Wasserbecken, in denen Forellen schwimmen.

Das Geräusch des sprudelnden Wassers, das den Regen des Herbstes mit sich führt und nun über die Felsen schießt, wird immer lauter. Mein Herz hämmert, als würde mein Blut ebenso schnell durch meine Adern rauschen. Jetzt ist der Fluss bereits in Sichtweite. Ich erreiche eines der tiefsten Becken, in denen sich das Wasser sammelt, bevor es dem Meer entgegenströmt. Das

Mondlicht glitzert auf seiner Oberfläche und beleuchtet die umstehenden Granitfelsen.

Dann sehe ich sie, eine massige Gestalt in der Mitte des Beckens, nass und glänzend, die nicht dorthin gehört. Wie ein rundlicher Felsen, der aus dem Wasser ragt. Ein schwimmender Felsen. Das ist doch nicht möglich. Felsen können nicht schwimmen. Aber der Stein bewegt sich. Das Mondlicht flackert, das Wasser kräuselt sich. Der Felsen steigt empor, kommt an die Luft ...

»Sapphire«, sagt er.

Mir bleibt fast das Herz stehen, als der Fels weiter emporwächst. Ein nasser Kopf und glatte Schultern werden sichtbar. Die Schultern eines Mannes.

Ich trete einen Schritt zurück und öffne meinen Mund, um zu schreien. Doch seine Stimme hält mich zurück.

»Hab keine Angst, Sapphy.«

Ich weiß, wer das sagt. Wem die Stimme gehört, die mich hierhergelockt hat. Es ist Dad.

Doch ich kann nichts erwidern. Der Schock verschlägt mir den Atem. Er dreht sich zu mir. Das Wasser rinnt ihm über Gesicht und Schultern. Seine Haare sind lang und verschlungen wie Seegras. Sein Körper scheint aus Stein zu sein.

Ich habe mir immer vorgestellt, wie ich Dad entgegenrennen und mich in seine Arme werfen würde, wenn ich ihn wiedersehe.

Doch jetzt ist alles anders. Das ist mein Dad, keine Frage. Aber er hat sich verändert. Ich habe Angst, näher heranzugehen. Das Wasser sieht dunkel und gefährlich aus. Es will, dass ich hineinspringe. Es will mich mit sich fortnehmen.

»Weiter kann ich nicht«, sagt Dads Stimme. Er keucht, als habe er Schwierigkeiten zu atmen. »Komm näher, Sapphy. Ich kann das Wasser nicht verlassen.«

»Dad!«

»Ja.«

»Warum kannst du nicht aus dem Wasser kommen?«

»Komm näher heran, Sapphy. Lass dich ansehen.«

Bekommen mache ich einen Schritt nach vorne.

»Wir müssen reden«, sagt er, »ich kann nicht lange bleiben. «

»Wo bist du die ganze Zeit gewesen, Dad? Wie bist du hierhergekommen?«

Doch ich kenne die Antwort, bevor ich zu Ende gesprochen habe. Mein Herz ist kalt wie Stein. Conor und ich hatten recht, Dad ist nicht gestorben. Er ist am Leben und sieht mich an. Warum bin ich nicht glücklich? Ich habe immer gedacht, ich würde vor Glück sterben, wenn ich ihn eines Tages wiedersehe.

Es ist ein Fremder mit Dads Stimme und seinem Gesicht. Jemand, der sich völlig verändert hat ...

»Bist du's wirklich?«, flüstere ich.

»Ich bin's«, sagt er. Seine Stimme klingt so traurig und müde, dass ich am liebsten sofort zu ihm laufen würde.

Aber ich kann nicht. Ich starre ängstlich aufs Wasser. Ich sehe Brust, Schultern und Arme, doch der Rest seines Körpers ist unter der Oberfläche.

»Dad«, flüstere ich, »*warum* kannst du das Wasser nicht verlassen?«

»Du kennst den Grund, Saphy.«

Ja, ich kenne ihn. Die Mer können an Land nicht existieren. Manchmal klettern sie an der Küste auf Felsen. Das Atmen bereitet ihnen dort Schmerzen, aber ihre Neugier ist groß. Weiter an Land können sie nicht kommen, auch Dad nicht, weil er ...

Dad hat sich verwandelt, wie der erste Mathew Trewhella vor langer Zeit. Er hat uns verlassen, so wie der erste Mathew Trewhella seine Familie verlassen hatte. Und der erste Mathew ist niemals wiedergekommen.

Nein, das ist zu schrecklich.

»Komm aus dem Wasser, Dad, bitte! Ich weiß, dass du es kannst, wenn du willst. Bitte, versuch es für mich!«

»Dafür ist es zu spät.« Seine Stimme lässt

jede Hoffnung im Keim ersticken. Er streicht seine wirren Haare zurück. »Ich kann nicht lange bleiben, Sapphy. Sobald sich das Wasser wieder zurückzieht, muss ich von hier verschwinden.«

»Wie ... wie bist du hierhergekommen, Dad?«

»Ich bin flussaufwärts geschwommen.«

Ich halte mir die Ohren zu. Ich will mir das nicht anhören. Es ist zu seltsam und furchtbar. Dies ist mein *Vater*. Seine Lippen bewegen sich, doch ich verstehe kein Wort. Plötzlich werde ich wütend. Wie kann Dad nur behaupten, dass es zu spät sei? Es ist nie zu spät! Wir alle warten auf ihn – ich, Conor und Mum. Wir würden ihm keine Vorwürfe machen, sondern ihn einfach wieder zu Hause willkommen heißen. Wir würden ihm helfen, seine alte Gestalt anzunehmen.

Ich nehme die Hände von den Ohren.

»Du *kannst* nach Hause kommen. Niemand wird dich daran hindern. Wir werden dir alle helfen.«

Dad seufzt auf. Das Wasser kräuselt sich um ihn herum. »Weiter als bis hierher kann ich nicht kommen«, sagt er. »Ich bin so weit geschwommen, wie es der Fluss zugelassen hat.«

Aber der Lady Stream ist nicht überall tief genug, um in ihm zu schwimmen. Conor und ich sind seinem Verlauf, von Stein zu Stein springend, schon oft gefolgt. Dad muss sich an den schroffen, scharfkantigen Steinen immer wieder emporgestemmt haben, um vorwärts zu kommen. Das Atmen muss ihm dabei sehr schwer gefallen sein.

»Hat es sehr wehgetan?«, frage ich ihn.

»Nein.« Plötzlich dreht er sich um und wirft einen Blick aufs Meer. »Schnell, Sapphire, wir haben keine Zeit zu verlieren. Die Gezeiten kehren sich um. Komm näher und hör mir zu!«

»Du hast mich gerufen, Dad. Jetzt kannst du nicht einfach gehen.«

»Ich musste dich sehen ... um dich zu warnen, weil ...« »Dad«, unterbreche ich ihn. »Jetzt hörst du mir zu! Ich werde dir helfen.

Wir alle werden dir helfen. Es muss einen Weg geben. Du hast einen schrecklichen Fehler gemacht, das ist alles. Du wolltest uns nicht verlassen, nicht wahr? Du kannst wieder zurückkommen.«

»Wir haben keine Zeit, Sapphy. Komm und hör mir zu!«

Langsam und widerwillig trete ich näher. Ich will nicht ganz bis zum Beckenrand gehen. Ich will, dass Dad das Becken verlässt und zu mir kommt. Doch sowie ich den ersten Schritt mache, lockt mich das dunkel glitzernde Wasser an. Ein weiterer Schritt ... und dann noch einer. Es wäre so leicht, sich ins tiefe Wasser gleiten zu lassen ...

»Nein!«, ruft Dad. Für einen Moment klang er so wie früher. »Bleib zurück, Sapphy! Geh nicht weiter!«

Ich springe zurück.

»Bleib dort stehen und hör mir zu«, sagt er. »Meine liebe Tochter ... *myrgh kerenza*. Es gibt Dinge, die du nicht weißt.«

»Was für Dinge?«

»Ich habe das Gesetz der Mer gebrochen, indem ich zu dir gekommen bin. Aber ich musste dich warnen. Wo wohnt ihr jetzt?«

»In St. Pirans. Wir haben ein Haus unten bei Polquidden gemietet.«

Warum erkundigt er sich, wo wir wohnen? Was spielt das für eine Rolle, verglichen mit seinem Schicksal? Er gehört nicht mehr zu uns. Ich kann ihn nicht umarmen und er kann nicht mehr zu uns kommen.

»Liegt es in den Hügeln oder unten am Wasser?«

»Es ist nahe am Strand.«

»Dann war es also richtig, was ich gehört habe«, sagt Dad wie zu sich selbst.

»Wer hat dir von uns erzählt?«

»Alles nur Gerede«, entgegnet er ausweichend.

»Das ist nicht wahr! Du weißt alles über uns. Aber dir war es egal, ob wir dich für tot hielten oder nicht«, sage ich verbittert.

»*Myrgh kerenza ...*«

»Nenn mich nicht deine liebe Tochter!

Offenbar bin ich dir so lieb, dass du siebzehn Monate lang nicht mit mir sprechen wolltest. So lieb, dass ich dich für tot halten musste. Hast du nur die leiseste Ahnung, wie sehr wir um dich getrauert haben?«

Der Mond beleuchtet sein Gesicht, doch seine Züge sind mir fremd. Wo sind die Geistesgegenwart und das Lachen geblieben, das man ihm früher stets ansah? Nichts als Schwermut und Kummer sind geblieben. Wassertropfen glitzern in den neuen tiefen Falten, die sich auf seiner Stirn und um den Mund herum abzeichnen. Am liebsten würde ich voller Wut auf ihn losgehen, aber das kann ich nicht.

»Du hast allen Grund, böse auf mich zu sein, Sapphy«, sagt er schließlich. »Aber wir haben jetzt keine Zeit dazu. Es droht Gefahr. Indigo ist sehr mächtig geworden, weißt du das?«

»Ja.«

»Indigo stößt an seine Grenzen, und niemand weiß, was das für Folgen haben wird. Halt die Augen auf, Sapphy, und sag Conor Bescheid.

Ich werde wiederkommen.«

»Welche Gefahr meinst du? Wovon redest du?«

»Ich wünschte, ihr würdet weiter oben wohnen, Sapphy. So nahe am Ufer seid ihr nicht sicher.«

»Wir können nicht schon wieder umziehen, Dad. Dir habe ich es zu verdanken, dass ich bereits mein Zuhause verloren habe.«

»Sag Conor, dass ich wiederkomme, sobald ich von irgendeiner Gefahr oder Bedrohung höre. Aber jetzt muss ich zurück, Sapphy. Die Ebbe kommt. Gott weiß, dass ich jedes Gesetz gebrochen habe, um heute Nacht zu dir zu kommen.«

»Aber, Dad, sieh nur deine Schulter an, du blutest.«

Er wirft einen Blick auf seine Schulter.

»Das ist nichts. Vielleicht habe ich mir den Kratzer an irgendeinem Stein zugezogen.«

Doch es ist nicht nur ein oberflächlicher Kratzer, sondern eine tiefe Schnittwunde, aus der das Blut läuft.

»Komm mit mir, Dad«, flehe ich. »Ich werde dir die Wunde verbinden. Bitte! Ich verspreche dir, dass Mum nicht böse sein wird. Du kannst dich an meine Schulter lehnen. Bis zum Haus von Granny Carne ist es nicht weit. Ich bringe dich dorthin. Sie wird uns helfen. Bitte, bitte komm nach Hause.«

»Was würdest du mit mir in der Menschenwelt tun, Sapphy? Mich als Freak in einem Wasserbehälter ausstellen, damit alle mich anglotzen können? Du hast es immer noch nicht verstanden. Ich kann meine alte Gestalt nicht wiedererlangen.«

»Bitte, zeig dich nicht, Dad!«, sage ich, als das Wasser beginnt, sich zurückzuziehen. Ich halte mir die Augen zu. Ich will ihn nicht sehen. Will nicht sehen müssen, dass sich mein eigener Vater in einen Mer verwandelt hat.

»Ich werde dich nicht zwingen, mich anzusehen. Aber ich bin, wie ich bin, Sapphy. Ich gehöre jetzt zu Indigo.«

Seine Worte treffen mich wie Hammerschläge. »Du hast eine Familie, Dad.

Was ist mit mir? Was ist mit Conor? Hast du vergessen, dass wir deine Kinder sind?«

»Nein«, antwortet Dad. »Ich habe nichts vergessen. Nichts von alldem. Kein Wort, dass du je zu mir gesagt hast. Nicht einen einzigen Blick. Keinen Tag deiner Kindheit. Aber ich kann nicht nach Hause kommen.«

»Und Mum? Willst du nicht wissen, wie es ihr geht?«

»Deiner Mutter geht es besser ohne mich«, sagt Dad. »Sie hat Indigo immer gefürchtet, und sie hatte recht damit.«

»Aber warum? Warum hat Mum schon immer Angst vor dem Meer gehabt?« Ich erinnere mich an Conors Geschichte von der Wahrsagerin. Jetzt muss mir Dad alles erzählen. Ich fürchte, dass es noch mehr Geheimnisse gibt, die meine Familie ein zweites Mal zerstören könnten.

»Eine Wahrsagerin hat Mum erzählt, dass der Mann, den sie liebt, sie einst durch das Wasser verlieren würde. *Der Mann, den du liebst, wird dich durch das Wasser verlieren.*

Hüte dich vor dem Meer. Das Meer ist die größte Gefahr für dich«, sagt Dad, und es klingt, als würde er einen altbekannten Text aufsagen.

»Und Mum hat daran geglaubt?«

»Ja, sie glaubte, dass nichts passieren kann, wenn sie sich nur vom Meer fernhält.« Dads Stimme klingt traurig. Es hört sich so an, als sei Mum eine Person, die er vor langer Zeit, in einem früheren Leben gekannt hat.

»Wir sind dir egal!«, sage ich bitter. »Du hast uns vergessen. Wir bedeuten dir nichts mehr.«

»Ich habe nichts vergessen«, flüstert mein Vater. Warum flüstert er? Warum schreit er mich nicht an? *Dad* hätte mich angeschrien, wenn ich so mit ihm geredet hätte. *Dad* wäre aus der Haut gefahren und hätte die Tür zugeknallt. Später wäre er wiedergekommen, hätte mich umarmt und gesagt: *Tut mir leid, Sapphy! Ich habe die Beherrschung verloren, weil du mich so provoziert hast.* Mich überkommt eine große Traurigkeit, die

meinen Zorn verdrängt.

Das Wasser beginnt wieder zu steigen – oder sinkt mein Vater in die Tiefe? Das Wasser wirbelt um seine Brust, seine Schultern und seinen Hals. Der Mond scheint auf sein Gesicht. Er sieht seltsam aus. Fremdartig. Ein Mer. Unter Wasser streckt er seine Arme nach mir aus.

Wie gerne würde ich zu ihm schwimmen, ihn fest in die Arme schließen und nie, nie wieder gehen lassen. Doch habe ich mehr Angst als je zuvor. Er ist mein Dad, aber er ist auch ein Fremder. Einer der Mer. Das Wasser ist wie ein glänzender schwarzer Vorhang, der meinen wirklichen Vater von mir trennt.

»Gib Conor Bescheid«, sagt Dad, als das Wasser seine Lippen erreicht. »Warne ihn vor der Gef...«

Doch Indigo nimmt ihn zu sich, noch ehe das Wort seinen Mund verlässt. Er sinkt in die Tiefe, unter die Haut des mondbeschienenen Wassers. Sein Gesicht ist mir immer noch zugewandt, seine Augen blicken mich an, bis

sie vom Wasser bedeckt werden. Während er vom Becken verschlungen wird, schäumt und brodelt das Wasser, als würde ein riesiges Wesen in ihm um seine Freiheit kämpfen. Ich sehe seinen dunklen Schatten über den Rand des Beckens hechten und stromabwärts verschwinden.

Die Wasseroberfläche erzittert, bevor sie wieder spiegelblank daliegt. Nur die Granitblöcke bleiben zurück, die sich über den Rand des Beckens lehnen.

Sechstes Kapitel



Ich wundere mich, dass Granny Carne mich gar nicht fragt, was letzte Nacht passiert ist. Bestimmt hat sie nicht durchgeschlafen, so wie die meisten alten Leute. Doch anstatt mich zu fragen, geht sie weiter ihren morgendlichen Tätigkeiten nach – versorgt den Ofen, füttert Sadie und bereitet das Frühstück zu.

»Hast du gut geschlafen, mein Mädchen?« ist alles, was sie sagt. Ihre Miene ist unergründlich und lädt nicht gerade zum Gespräch ein. Ich nicke, während ich meinen Mund mit Brot und Honig fülle, um nichts sagen zu müssen. Doch bemerke ich ein Funkeln in Granny Carnes Augen, das den Eindruck erweckt, sie würde ihren Spaß mit

mir treiben. Im Grunde bin ich froh darüber. Das befreit mich von der Gefühlsstarre, die das Treffen mit Dad verursacht hat.

Ich hatte gestern Nacht keinen Gedanken daran verschwendet, wie ich wieder ins Haus zurückkommen sollte. Es war ein Leichtes, aus dem Fenster zu springen, doch viel schwieriger, wieder hineinzuklettern. Ich hatte verschiedene Szenarios in meinem Kopf: Ich wollte bis zum Morgen warten und dann so tun, als hätte ich einen frühen Spaziergang gemacht; ich würde eine Leiter im Schuppen finden; es würde mir gelingen, eines der unteren Fenster zu öffnen ... Doch als ich einfach zur Haustür ging und den Griff hinunterdrückte, glitt sie geräuschlos auf. Vielleicht schloss Granny Carne ihre Haustür nie ab, oder sie wusste, dass ich hinausgegangen war, und hatte sie für mich offen gelassen. Ich schlich die Stufen hinauf, öffnete die Tür der Kammer und kroch ins Bett.

Es schien mir hundert Jahre her zu sein, seit

ich Sadie und Granny Carne eine gute Nacht gewünscht hatte. Mein Herz klopfte immer noch heftig, obwohl ich unbemerkt mein Bett erreicht hatte. *Ganz ruhig, Sapphire*, sagte ich mir. Das Pochen des Bluts in meinen Ohren war so laut, dass ich fürchtete, Granny Carne könnte es hören.

Ich war nicht in Sicherheit. Nichts war sicher. Dad war in Indigo, doch er war nicht mehr wie mein Vater. Er wollte nicht aus dem Wasser herauskommen. Schlimmer noch: Er konnte nicht aus dem Wasser herauskommen, selbst wenn er gewollt hätte, denn seine Entscheidung war unwiderruflich gefallen. Er gehörte jetzt zu Indigo, nicht zu uns. Ich könnte nur mit ihm zusammenleben, wenn ich mich ebenfalls für Indigo entschied. Aber dieser Gedanke war zu gewaltig und furchteinflößend.

So lange habe ich darauf gewartet, dass er wieder nach Hause kommt. Monat für Monat für Monat. Alle hatten ihn aufgegeben, doch wir haben die Hoffnung nicht verloren. Conor

sagte: »Wenn wir die Hoffnung nicht verlieren, werden wir Dad eines Tages auch finden.« Wir schworen uns, keine Ruhe zu geben, bis wir ihn eines Tages gefunden hätten. Was soll ich Conor jetzt erzählen?

Ich habe Dad gefunden – oder er mich –, doch kein Problem ist gelöst worden. Wir haben uns nicht umarmt und geküsst und geweint. Ich habe ihn nicht einmal berührt. Hat er überhaupt nach Conor gefragt? Eigentlich nicht. Er hat nicht die Fragen gestellt, die ein Vater stellen sollte, wenn er seinen Sohn anderthalb Jahre nicht gesehen hat. Doch ich weiß, wie es in Indigo ist. Das Leben an Land verblasst schnell.

Ich drehte mich unruhig im Bett hin und her. Vielleicht hat mein Herz so laut geschlagen, weil es leer war. *Ach wäre ich doch in Indigo.* Jetzt kann mein Dad nie wieder aus Indigo zurückkehren. Es sei denn ... es sei denn, es gäbe einen Zauber, der ihn in einen Menschen zurückverwandeln könnte. Erdmagie. Die Magie von Granny Carne.

Vielleicht gibt es doch noch Hoffnung.

Ach wäre ich doch in Indigo.

Jetzt weißt du immerhin, wo er ist, und kannst zu ihm. Du kannst die Haut des Wassers durchdringen und nach Indigo hinabtauchen. Dorthin, wo Dad sich befindet.

Ich warf mich hin und her, als wären Kiesel in meinem Bett. Ich würde niemals Schlaf finden können. Was konnte ich Conor überhaupt erzählen? Ich hätte Dad mehr Fragen stellen sollen. Hätte ihn dazu bringen sollen, mir alles zu erzählen, was seit seinem Verschwinden passiert ist. Vielleicht wird Conor mir vorwerfen, mich dumm verhalten zu haben, doch der Mondschein und die gesamte Atmosphäre waren so rätselhaft und furchterregend, dass ich gar nicht daran gedacht habe.

Keine Ausreden. *Du hattest die Chance, Saph, und du hast sie verschenkt.* Mum davon zu erzählen, ist völlig ausgeschlossen. Selbst wenn sie mir glaubte, wäre sie nicht in der Lage, Dad zu helfen. Sie würde ihn

hassen, weil er uns im Stich gelassen hat. Vielleicht würde sie sogar sagen, dass wir ohne ihn besser dran sind.

Arme Mum, dachte ich. Sie hat sich ja nicht freiwillig in Roger verliebt und ist nach St. Pirans gezogen. Das alles ist nur so gekommen, weil Dad uns verlassen hat. Und ich habe ihr solche Vorwürfe gemacht, habe sie fast gehasst, wenn sie Roger anlächelte oder am Morgen fröhlich singend durchs Haus ging.

An Schlaf war nicht zu denken. Ich würde bis zum Morgen wach liegen. Oder war es bereits Morgen? Am Himmel schien es schon heller zu werden – aber vielleicht lag das auch nur am Mond ...

Ich wachte ruckartig auf, als ich Sadie im Erdgeschoss freudig kläffen hörte. Zunächst wusste ich nicht, wo ich war, doch dann fiel mir alles wieder ein. Weiße Wände. Granny Carnes Haus. Ging es Sadie schon besser? Zumindest hörte sie sich viel besser an. Sie bellte, als wäre sie in ihrem Leben nie krank

gewesen.



Nun bin ich in Granny Carnes Küche und esse ein Brot mit Honig. Sadie sitzt neben mir auf den Steinfliesen, nur so strotzend vor Lebenslust, und blickt mich aufmerksam an. Sie sieht aus, als hätte sie in Sonnenlicht gebadet. Ihr Fell glänzt, ihre Augen sind leuchtend hell, ihr Schwanz gleicht einer goldenen Feder. Sie kann es kaum erwarten, dass endlich der Tag mit all seinen Abenteuern beginnt, und versteht nicht, warum ich so träge dasitze und mein Frühstück mampfe, während ich zur gleichen Zeit die Hügel hinabspringen und Hasen jagen könnte.

»Sie ist heute voller Tatendrang«, sagt Granny Carne, indem sie von ihrem grünen Notizbuch aufblickt. Während ich gegessen habe, hat sie ununterbrochen geschrieben – mit einem altmodischen Stift, den sie zwischendurch in ein Tintenfass taucht. So einen Stift habe ich noch nie gesehen. Ich versuche, die auf dem Kopf stehende Schrift

zu entziffern, doch es gelingt mir nicht. Sie ist schwarz und eckig und scheint mir unbekannte Buchstaben zu haben. Vielleicht ist das ihr Zauberbuch, denke ich. *Molchesaug' und Unkenzehe, Hundemaul und Hirn der Krähe*, wie in Macbeth – das Theaterstück, das wir gerade in der Schule durchnehmen. Mein Gesicht muss mich verraten haben, denn plötzlich sieht Granny Carne mich fragend an.

»Ist das ein Kochrezept, das Sie aufschreiben?«, frage ich rasch, damit sie mir nicht auf die Schliche kommt.

»Nein«, antwortet Granny Carne. »Ich trage Sadie in das Buch des Lebens ein.«

»Ist das eine Art Biografie?«

»Viel mehr als das. In einer Biografie geht es nur um die Vergangenheit.«

»Aha.«

»Sadie ist noch jung, also wird es bei ihr hauptsächlich um die Zukunft gehen.«

»Gibt es das Buch des Lebens auch für Menschen?«

»Natürlich. Jeder von uns ist darin vorhanden.«

Sobald Granny Carne dies ausgesprochen hat, sehne ich mich danach, einen Blick in das Buch zu werfen und die Zukunft kennenzulernen. Könnte ich doch nur sehen, dass Dad zu uns zurückkehrt – nicht als Mer, sondern als Mensch.

»Hat schon jemals irgendwer darin gelesen?«

»Nein«, antwortet sie und legt ihren Stift hin. »Versuch es auch gar nicht erst, mein Mädchen. Diese Worte können dich blind machen.« Ihre Augen funkeln mich an.

Ich hole tief Luft. Meine Stimme überschlägt sich fast, doch ich kann nicht anders. »Ich muss darin lesen, Granny Carne. Sonst würde ich nicht danach fragen. Ich muss!«

»Nein, mein Mädchen.«

»Bitte! Sie wissen nicht, wie wichtig das für mich ist.« Granny Carne sieht mich durchdringend an. »Du weißt nicht, wonach du da fragst.« Sie wiegt das Buch in ihren

Händen. Dann scheint sie es sich plötzlich anders zu überlegen. Sie hält das grüne Notizbuch in die Luft, offen und mit der Innenseite nach außen.

Es ist ein ganz normales Notizbuch. Kein Zauberbuch oder dergleichen – was für eine lächerliche Annahme. Die Magie von Granny Carne ist anders.

»Das Buch des Lebens allein hat keine besondere Kraft«, sagt sie leise. »Es kommt darauf an, was man hineintut. Was *du* hineintust, mein Mädchen.«

Sie hält mir immer noch die Schrift entgegen, doch ich kann sie nicht lesen. Sie ist zu klein – oder es ist zu schwierig für mich ...

Granny Carne beginnt, die Seiten umzublättern, erst langsam, dann immer schneller. Es sind viel mehr Seiten, als in einem schmalen Notizbuch Platz haben. Die Seiten flattern, als würden sie von einem starken Wind erfasst. Ich stehe auf und beuge mich verzweifelt vor, in der Hoffnung, einige Wörter aufzuschnappen und damit einen

Tropfen der Zukunft aufzufangen. Doch anstatt sich zu einem Sinn zusammenzufügen, schwärmen die Wörter wie Bienen über das cremefarbene Papier.

Können Wörter sich so bewegen, nachdem sie aufgeschrieben wurden? Sie schreiben sich selbst, kringeln und schlängeln sich, ballen sich zusammen und schwirren summend über die Seite. Sie sind zornig. Zornig, weil sie von einem Fremden in ihrem Bienenstock aufgeschreckt wurden. Jeden Moment werden sie die Seite verlassen, mich angreifen und so lange stechen, bis ich blind bin. Ich halte mir die Hände vors Gesicht, um sie abzuwehren. Das Summen der Wörter schwillt bedrohlich an und schrillt in meinen Ohren. Ich trete zurück. Ein Stuhl klappert. Ich stolpere und versuche, die Balance zu wahren, stürze beinahe zu Boden. Die Wortbienen umschwirren mich, jederzeit zum Angriff bereit.

»Granny Carne! Das wollte ich nicht! Bitte ...«

Plötzlich verstummt der Lärm, als wäre eine Tür geschlossen worden.

»Alles in Ordnung, mein Mädchen.«

Langsam senke ich meine Hände. Granny Carnes grünes Notizbuch ist geschlossen und sieht völlig harmlos aus.

»Du musst dich geschickt verhalten«, sagt sie. »Wer sich den Bienen zornig nähert, wird auch ihren Zorn provozieren. Dieses Buch ist nicht für deine Augen bestimmt, Sapphire, ganz gleich ob es dein Leben berührt oder nicht. Du darfst es nicht lesen. Vergiss das nie – wie groß die Versuchung auch sein mag.«

Ich nicke. Mir ist zu schwindelig, um antworten zu können.

»Du willst, dass alles wieder so wird wie vor anderthalb Jahren, aber die Seiten sind umgeblättert worden«, fährt Granny Carne fort. Ihre Stimme klingt jetzt streng. »Und man kann sie nicht zurückblättern, ohne sich selbst zu blenden. Setze deinen Weg fort, Sapphire. Gutes und Schlechtes steht dir bevor, doch

wirst du ihm nicht begegnen können, indem du zurückblickst. Ich sehe die Ereignisse noch nicht deutlich vor mir, doch lese ich bereits von ihrer Kraft. Halte die Augen offen. Indigo ist mächtig geworden und dein Mer-Blut strebt ihm entgegen. Doch eines darfst du nicht vergessen. Vergiss nie, dass du ebenso sehr von der Erde abstammst, solltest du ihr auch böse sein, so wie ein Mädchen auf seine Mutter böse ist, wenn es langsam unabhängiger wird. Du trägst sie in dir, mein Mädchen, die Gaben beider Seiten, und es gibt zwei Möglichkeiten, sie einzusetzen. Entweder reißen sie dich in zwei Teile, oder sie heilen das, was der Heilung bedarf. Harte Zeiten werden kommen. Unruhige Zeiten.«

Für einen Moment sitzen wir schweigend da. Granny Carnes bernsteinfarbene Augen sind so weit geöffnet wie die einer jagenden Eule im Dunkeln. Sadie sieht aus wie eine Statue, und ich kann weder sprechen noch mich rühren. Dann ist der Zauber plötzlich gebrochen, und zurück bleiben eine alte Frau

beim Teetrinken, ein Mädchen, das ein Brot mit Honig isst, und ein Hund, der nach draußen will.

»Geh jetzt nach Hause«, sagt Granny Carne. »Und beeil dich, der Bus hält um zehn nach neun an der Ecke. Wenn du ihn verpasst, musst du zwei Stunden warten.«



Doch ich gehe zielstrebig an der Bushaltestelle vorbei, weiter in Richtung Senara. In der Hoffnung, nicht erkannt zu werden, halte ich den Kopf gesenkt, doch natürlich werde ich erkannt. Zuerst hält das Auto des Postboten, der mich in einen kurzen Plausch verwickelt. Dann begegne ich Alice Trewhidden auf ihrem Weg zur Bushaltestelle, und schließlich tritt der Pfarrer in dem Moment auf die Straße, als ich an der Kirche vorbeigehe.

»Wie geht es dir, Sapphire? Wie ist das Leben in St. Pirans?«

»Wie geht's deiner Mutter? Gefällt es ihr dort unten?«

»Ach, Sapphire, wie schön, dich zu sehen! Wie geht's dir? Und wie geht es deiner Mutter?«

»Der geht's gut.«

Das Gesicht des Pfarrers lächelt, doch er blickt mich scharf an. Er senkt seine Stimme und wirkt plötzlich nicht mehr wie ein Pfarrer, sondern wie eine ganz normale Person. »Ich weiß, wie schwer das für dich ist.«

Ich weiß nicht, was ich sagen soll. »Geht schon«, murmele ich. Das Problem ist, dass ich immer an Dads Trauerfeier denken muss, wenn ich den Pfarrer sehe. Doch ich will nicht mehr daran denken.

»Sag deiner Mutter herzliche Grüße«, fügt er hinzu. Auch darauf fällt mir keine Entgegnung ein. Mum hat immer gerne mit dem Pfarrer gesprochen. Dad ist nie in die Kirche gegangen, doch Mum hat es hin und wieder alleine getan.

Inzwischen wünschte ich doch, ich hätte den Bus genommen. Aber ich kann nicht nach St. Pirans zurückfahren, ohne zuvor unser Haus

gesehen zu haben. Es spielt keine Rolle, ob die Leute, die jetzt dort wohnen, mich sehen oder nicht. Sie kennen mich ohnehin nicht. Als sie sich damals das Haus angesehen haben, war ich lange spazieren. Ich wollte sie nicht kennenlernen.

Ich erreiche den Weg, der zu unserem Haus hinunterführt. Alles ist so vertraut und doch ein wenig anders. Sogar die Schnur, mit der das Tor am Pfosten befestigt wird, ist nicht mehr orange, sondern grün. Vor dem Haus parkt ein Jeep. Er sieht alt und staubig aus, scheint aber noch gut in Schuss zu sein. Dad hat sich immer einen Jeep gewünscht.

Unsere Haustür steht offen. Radiomusik dringt in den Garten. Zu meiner Überraschung ist das Gemüsebeet gründlich umgegraben worden. Die Stachelbeersträucher wurden beschnitten, die Rosen ebenso. Die Fensterrahmen sind frisch gestrichen.

Die Vorhänge, die Mum angefertigt hat, wehen nicht mehr am Küchenfenster. Stattdessen hat jemand dort hübsche

kornblumenblaue Vorhänge angebracht. Ich versuche, sie nicht zu mögen, doch sie gefallen mir.

Sadie schnüffelt eifrig außerhalb des Tores. Ich gehe langsam, versuche aber nicht zu sehr zu trödeln, sondern wie jemand zu wirken, der gerade einen gemächlichen Spaziergang mit seinem Hund unternimmt. »Komm, Sadie!«, sage ich laut, um mir Gehör zu verschaffen. Doch Sadie ist intelligent genug, um zu wissen, dass ich nicht wirklich weitergehen möchte.

Ich sauge jedes Detail des Hauses auf. Es ist beinahe unverändert und wirkt doch ganz anders, weil wir nicht mehr darin wohnen. So muss es sein, wenn man stirbt und später als Geist an den Ort zurückkehrt, den man einst geliebt hat.

»Kann ich dir helfen?«, fragt eine Stimme. Ich zucke heftig zusammen und spüre, wie mir die Röte ins Gesicht schießt.

»Nein, danke, mein Hund ist nur gerade ...«
Eine Frau tritt aus der Haustür. Sie geht auf

Krücken, handhabt sie aber so selbstverständlich, als habe sie viel Übung damit. Sie ist jünger als Mum, trägt einen langen roten Rock und einen Pullover. »Suchst du etwas?«, fragt sie. Ihre Augen blicken mich durchdringend an. Ahnt sie, wer ich bin?

»Nein, nein, ich gehe nur mit meinem Hund spazieren ... vielleicht zur Bucht hinunter.«

Du Schwachkopf! Warum erwähnst du die Bucht? Vielleicht haben sie sie noch gar nicht entdeckt.

»Die Bucht«, wiederholt die Frau. »Kennst du sie?«

»Ja.«

»Die würde ich auch gerne mal kennenlernen. Ich kann zwar die meisten Orte erreichen, aber die Felsen hinunterzuklettern ist mir doch zu gefährlich. Da müsste man mich schon in einen Korb setzen und an einer Winde hinunterlassen. Ich werde noch ziemlich lange auf diese Krücken angewiesen sein.«

Sie lächelt – ein spontanes, warmherziges Lächeln, das ich einfach erwidern muss, auch wenn ich eigentlich keinen Grund habe, die Person zu mögen, die in unserem Haus wohnt.

»Leben Sie hier allein?«, frage ich sie.

»Nein, mein Mann arbeitet in Exeter am Met Office und kommt nur an den Wochenenden nach Hause.«

»Ist das nicht sehr einsam für Sie?«, frage ich probenhalber. Doch sie schüttelt den Kopf.

»Alles eine Sache der Einstellung. Außerdem empfinde ich es nicht so. Die Nachbarn sind auch nett. Anfangs war ich allerdings gar nicht so sicher, ob ich hierherziehen wollte.«

»Was ist das Met Office?«

»Die befassen sich mit Meteorologie. Wettervorhersagen. Rob kümmert sich allerdings nicht um die kurzfristigen Vorhersagen. Er beschäftigt sich mit dem Klimawandel und der Rolle extremer Wetterphänomene.«

»Er sieht also in die Zukunft?«, sage ich unwillkürlich.

»Ja, in gewisser Weise tut er das. Interessiert dich der Klimawandel?«

Ich denke an die Seepferdchen und Mondfische, die inzwischen bis nach Cornwall vorgedrungen sind, obwohl sie das früher nie getan haben. Ich denke an die Veränderungen, von denen Faro gesprochen hat, und die Gefahren, die damit verbunden sind.

»Ja, schon.«

»Dann musst du dich unbedingt mal mit Rob unterhalten. Wohnst du hier in der Nähe?«

»Ja ... das heißt, nein, äh ... nicht ganz in der Nähe.« Ich verhaspele mich, obwohl ich eigentlich ganz beiläufig antworten wollte. Plötzlich sieht sie mich genauer an. Ihr Gesichtsausdruck verändert sich. Sie scheint sich an irgendwas zu erinnern.

»Jetzt weiß ich, wer du bist. Du bist das Mädchen mit den Haaren wie Seetang.«

»Wie meinen Sie das?«

»So habe ich dich genannt. Rob nennt dich »die kleine Meerfrau.«

»Bitte?«

»Entschuldige. Ich wollte dich nicht kränken. Jetzt habe ich alles kaputt gemacht, nicht wahr? Eigentlich wolltest du ja, dass ich nicht erfahre, wer du bist. Aber ich habe dich von dem Foto in der Anrichte wiedererkannt.«

»Oh ...«

»Du weißt, welches ich meine.«

Ich weiß es genau. Dad hat es vor zirka drei Jahren gemacht. Es ist ein Farbfoto. Ich trage ein meergrünes Kleid, das ich auf einer Silvesterparty anhatte. Meine Haare sind offen und sehr lang. Ich lächle nicht. Dad hat das Foto immer geliebt. Er sagt, ich sehe aus, als käme ich aus einer anderen Welt. Er hat das Foto in eine Kachel eingesetzt, die jetzt zur Anrichte gehört. Aber wir konnten die Anrichte nicht mit nach St. Pirans nehmen, weil sie fest mit der Wand verbunden ist.

Ich blicke zu Boden. Ich komme mir so dumm vor. Sie denkt bestimmt, ich wollte sie

ausspionieren. Doch ihre Stimme hört sich nicht verärgert an. »Es ist ein wunderschönes Foto«, sagt sie. »Du solltest stolz darauf sein. Rob sagt, du siehst aus, als kämst du aus einer anderen Welt.«

»Wirklich? Das hat mein Dad auch immer gesagt.«

»Hat er das Foto gemacht?«

»Ja.«

»Tut mir leid. Der Makler hat mir von dem ... Unfall erzählt.«

Sie hat es so vorsichtig ausgedrückt wie nur möglich. Dennoch balle ich unwillkürlich die Fäuste und bohre die Fingernägel in meine Handflächen.

»Ich habe mich noch gar nicht vorgestellt: Ich heiße Gloria Fortune.«

»Sapphire Trewhella.«

»Natürlich, daran hätte ich mich erinnern sollen. Mary Thomas hat mir deinen Namen gesagt.«

Ich weiß nicht, ob mir das recht ist. Mary ist *unsere* Nachbarin.

»Es muss dir sehr schwer gefallen sein, diesen Ort zu verlassen. Jeden Tag, wenn ich aus dem Fenster schaue, muss ich mich kneifen, weil alles so schön ist.«

»Es ist mein Zuhause.« Ich bin nicht mehr zornig. Ich möchte nicht einmal, dass Gloria aus unserem Haus auszieht. Doch das Wiedersehen hat mir bestätigt, dass ich mich in St. Pirans niemals zu Hause fühlen werde, gleichgültig, wie lange ich dort bleibe.

»Dann wirst du sicher eines Tages hierher zurückkehren«, sagt Gloria, indem sie mich ansieht.

»Können Sie auch in die Zukunft blicken?«

»Nein«, antwortet sie lächelnd. »Aber ich erkenne eine zielstrebige Person, weil ich selbst so bin.«

»Ich muss jetzt gehen.«

»Willst du zur Bucht hinunter?«

Ich werfe Sadie einen Blick zu und streiche ihr sanft über den Kopf. Nein, das kann ich ihr nicht antun. Denn sobald meine Füße den festen, weißen Sand berührten, würde ich

nach den Felsen an der Mündung der Bucht Ausschau halten. Und falls ich dort eine bestimmte Gestalt erblickte, könnte ich mich nicht mehr beherrschen. Die Bucht ist zu gefährlich für Sadie. Von dort aus sind Conor und ich zum ersten Mal nach Indigo gelangt. Die Bucht ist der Zugang zu Indigo, da bin ich ganz sicher, und schon deshalb sollten Sadie und ich jetzt schleunigst nach Hause gehen. Auch Dad hat unsere Welt von der Bucht aus verlassen und über die Bucht könnte sein Weg wieder nach Hause führen.

Ich werde nicht akzeptieren, dass er sich für immer verändert hat. Er besitzt immer noch menschliches Blut, so wie ich. Wenn ein Mensch sich in einen Mer verwandeln kann, dann muss es auch umgekehrt möglich sein. Es *muss* einen Weg geben. Irgendjemand, irgendwo, muss darüber Bescheid wissen.

Faros Lehrer! Der angeblich so weise ist. Vielleicht kann er mir helfen. Doch ich werde ihm nicht sagen, warum ich das wissen will. Er ist ein Mer, also wird er wollen, dass Dad

in Indigo bleibt. Aber die Veränderung funktioniert bestimmt nicht nur in eine Richtung.

»Alles in Ordnung mit dir?«

»Oh, äh, ja ... alles in Ordnung. Ich habe nur gerade ...«

»Du warst völlig geistesabwesend«, sagt Gloria Fortune. »Woran hast du gedacht?«

»Ach, nichts«, sage ich.

»Ich wollte nicht neugierig sein. Geh jetzt nur zur Bucht.«

»Heute nicht mehr.«

»Na, vielleicht ein anderes Mal«, sagt Gloria. »Dann könntest du mir mit dem Korb und der Winde helfen.«

»Äh, ich glaube ... das wäre ziemlich gefährlich.«

»War auch nur ein Spaß. Ich habe mir den Oberschenkelhals gebrochen, aber leider ist die Heilung nicht optimal verlaufen. Jetzt brauche ich eine künstliche Hüfte, aber das zögere ich hinaus, weil ich keine Lust habe, wieder ins Krankenhaus zu gehen.«

»Ich bin noch nie im Krankenhaus gewesen.«

»Nicht mal bei deiner Geburt?«

»Nein, ich bin hier geboren worden, im Schlafzimmer meiner Eltern. Es ist das Zimmer, das dem Meer abgewandt ist.«

Es entsteht eine Pause. Die glückliche Sadie vertreibt sich die Zeit damit, in einem Loch zu schnüffeln, das sich unterhalb der Gartenmauer befindet. Sie tut so, als hätte sie einen Hasen gewittert. Doch im August habe ich Nattern gesehen, die sich in diesem Loch gesonnt haben, also ziehe ich sie resolut zurück, auch wenn Nattern jetzt eigentlich Winterschlaf halten müssten.

»Komm mal wieder vorbei«, wiederholt Gloria. »Aber vielleicht magst du ja nicht so gern ins Haus kommen, solange wir hier wohnen.«

»Ich weiß nicht.«

Gloria nickt nachdenklich. Etwas ist mit ihrem Gesicht. Ihr Blick kommt mir irgendwie vertraut vor. Es ist schwer zu beschreiben – als würden kleine Wellen über ihr Gesicht

fluten. *Wasser!* Ja, das ist es. Salzwasser. Indigo. Indigo hat Einfluss auf ihr Gesicht genommen und seine Spuren hinterlassen.

Das hört sich wie eine waghalsige Vermutung an, doch ich weiß es genau, weil es derselbe Ausdruck ist, der mir manchmal begegnet, wenn ich in den Spiegel blicke. Auch bei Conor, Faro und Elvira habe ich ihn schon wahrgenommen ... und bei meinem Vater.

Ich bin drauf und dran, sie darauf anzusprechen, halte mich aber im letzten Moment zurück. Das ist zu riskant, falls es ihr selbst nicht bewusst ist. Wenn sie in die Bucht ginge, würde sie wahrscheinlich auch die Gestalt erkennen, die an der Mündung auf dem Felsen sitzt. Eine Gestalt, die von Weitem wie ein Surfer in einem Neoprenanzug aussieht. Wenn man näher herangeht, sieht sie aus wie ein Junge, dann wie ein Seehund und dann wieder wie ein Junge. Doch weil Glorias Bein verletzt ist, kann sie nicht die Felsen zur Bucht

hinunterklettern. Vielleicht ist das auch gut so.

»Sind Sie am Meer geboren worden?«, frage ich unvermittelt.

Sie starrt mich an. »Warum fragst du mich das?«

»Ich hatte irgendwie das Gefühl.«

»Wie merkwürdig. Du hast recht. Ich bin zwar in London aufgewachsen, aber geboren wurde ich auf der Insel Skye in Schottland. Unser Haus lag direkt am Strand.«

»Sie hören sich gar nicht schottisch an.«

»Nein, ich bin durch und durch Londonerin. Meinem Vater geht es genauso. Er kam aus Jamaika, als er zwei Monate alt war. Aber meine Mutter war Schottin und auf Skye zu Hause. Meine ersten sechs Lebensjahre habe ich dort verbracht. Dann sind wir nach London gezogen, weil mein Vater dort einen Job bekommen hat. Vielleicht liebe ich deshalb diesen Ort so sehr. Er erinnert mich an meine Kindheit. Skye ist wunderschön. Ich denke noch oft an die Seehunde. Früher dachte ich, ich könnte mit ihnen reden. Wir

haben so abgelegt gewohnt, dass ich mich wohl mehr mit den Seehunden als mit anderen Kindern unterhalten habe.«

Die Erinnerung lässt ihre Gesichtszüge glatt und sanft werden. Ich spüre eine zunehmende Vertrautheit mit diesem Gesicht. Ich hatte recht. Die Spuren von Indigo sind unübersehbar. Vielleicht weiß sie selbst noch nicht, was das bedeutet.

Ich bin außer mir vor Aufregung und kann es kaum erwarten, Conor davon zu erzählen. Es gibt auch andere, die so sind wie wir. Wir sind keine Freaks. Wir gehören etwas an, das viel größer ist, als wir bislang wussten. Vielleicht existieren noch andere Zugänge. Vielleicht gibt es noch andere Leute, verteilt über die ganze Welt, die die Haut des Meeres durchdringen und nach Indigo gelangen können.

Während ich mich zu Sadie hinabbeuge und zum Schein an ihrem Halsband herumfummle, pfeife ich ein paar Takte aus *O Peggy Gordon*.

*Ach wäre ich doch in Indigo
und teilte die salzige See
in den tiefsten Fluten ...*

Ich werfe ihr einen verstohlenen Blick zu. Gloria scheint in Gedanken weit, weit fort zu sein. Sie lauscht konzentriert. »Was ist das für eine Melodie, die du da pfeifst?«

»Es ist ein Lied und heißt *O Peggy Gordon*.«

»Ist es ein schottisches Lied?«

»Ich weiß es nicht. Kann schon sein. Mein Vater kannte viele schottische Lieder.«

»Ich bin mir sicher, dass ich es kenne. Meine Mutter hat mir viele Lieder vorgesungen. Kennst du den Text?«

Ich schüttele den Kopf. Das ist zu riskant. Mit diesem Lied fing alles an, in der Mittsommernacht, bevor Dad verschwand. Damals hat er *O Peggy Gordon* gesungen ... Er lauschte und lauschte ... und konnte sich später gar nicht mehr daran erinnern.

Ich darf Gloria den Text nicht verraten oder Indigo in ihrem Beisein erwähnen. Nicht hier. Nicht jetzt. Was geschieht, wenn Indigo sie

ruft und sie allein ist? Vielleicht wird sie dann zum Felsen über der Bucht gelockt. Ohne Krücken ist sie zwar nicht in der Lage, dort hinunterzuklettern, doch ich weiß, wie groß der Sog von Indigo werden kann. Gloria könnte es trotz allem versuchen und vielleicht abstürzen. Nein, es ist besser für sie, nicht zu viel zu wissen. Vorerst.

»Ich muss jetzt gehen«, sage ich laut. »Aber ich würde ... ich würde wirklich gern wiederkommen und meinen Bruder Conor mitbringen, damit er Sie kennenlernt.«

Sie nickt. »Gute Idee.« Ist ihr auch etwas an meinem Gesicht aufgefallen? Hat sie auch das Gefühl, dass wir uns nicht fremd sind – eher wie entfernte Cousinsen zweier Familien, deren Mitglieder schon seit Generationen in alle Himmelsrichtungen zerstreut sind?

Reiß dich zusammen, Sapphire. Wenn du irgendwas in der Richtung äußerst, wird die Frau denken, dass du völlig verrückt bist, und dich nächstes Mal nicht zu sich hereinlassen.

Doch ich möchte wiederkommen. In einiger Zeit. Ich bin mir absolut sicher, dass ich Gloria Fortune wiedersehen werde. Irgendwann in der Zukunft – zu einer Zeit, die nur Granny Carne kennt – werden unsere Leben miteinander verbunden sein.

»Mach's gut«, sagt Gloria lächelnd. »Ich werde Rob erzählen, dass ich die kleine Meerfrau getroffen habe. Es wird ihm leidtun, dass er nicht da war. Du siehst wirklich genauso aus wie auf dem Foto.«

Siebtes Kapitel



Ich hatte gehofft, dass Mum bei der Arbeit sein würde, als ich am frühen Nachmittag nach Hause kam, aber das war nicht der Fall. Sie hatte ihre Früh-gegen eine Abendschicht im Restaurant eingetauscht und wartete auf mich. Ich hatte ein schlechtes Gewissen, als ich bemerkte, wie müde und angespannt sie aussah, doch dann begann sie zu schreien und ich schrie zurück.

Doch nicht genug, dass Mum sich hinter der Haustür postiert hatte. Auch Roger war anwesend und wartete im Wohnzimmer auf seinen Einsatz. Mit einer Zangenbewegung nötigten sie mich, auf einem Stuhl Platz zu nehmen, damit sie mir von einer erhöhten Position aus die Leviten lesen konnten wie

vor Gericht. Das meiste, das sie sagten (oder in Mums Fall schrieen), hatte ich erwartet.

Du hast zwei ganze Schultage versäumt. Erwartest du etwa von mir, dass ich deinen Lehrern einen Haufen Lügen über eine angebliche Krankheit schreibe?

Verstehst du nicht, wie gefährlich es ist, wenn du einfach weggehst, ohne jemand Bescheid zu sagen? Alles Mögliche hätte passieren können und wir hätten nichts erfahren.

Wenn Mary uns nicht ausgerichtet hätte, dass du bei Granny Carne bist, hätten wir die Polizei verständigt. Was, glaubst du, ist es für ein Gefühl, wenn dir die Nachbarin erzählt, wo deine eigene Tochter steckt?

Ich wusste, dass du bei Granny Carne in Sicherheit bist, aber darum geht es nicht. Du musst mehr Verantwortungsbewusstsein zeigen, Sapphy.

Deine Mutter hat sich fürchterlich aufgeregt, Sapphire, und wenn sich deine Mutter

fürchterlich aufregt, geht es auch mir nicht gut.

Sie haben noch viel mehr gesagt, aber darauf war ich vorbereitet. Ich wusste, dass es einen Riesenärger geben würde, wenn ich nach Hause käme, dabei war doch am allerwichtigsten, dass Sadie wieder gesund war.

»Schaut sie doch an«, sagte ich. Sadie, die sich von unserem Krach so weit entfernt wie nur möglich hielt, streckte uns ihren Kopf entgegen. Ihre Augen leuchteten und ihr Fell glänzte. »Sie ist wieder völlig gesund. Granny Carne hat sie geheilt. Ich *musste* zu ihr gehen. Sie war so krank, dass sie hätte sterben können.«

»Unsinn!«, rief Mum. »Sie war krank, aber so krank nun auch wieder nicht. Du benutzt Sadie nur als Vorwand, um tun und lassen zu können, was du willst.«

Ich dachte über diesen Vorwurf nach. Er war einfach nicht berechtigt. Sadie war kein Vorwand, sondern der Kern des Ganzen.

Doch Roger hatte nicht bemerkt, wie krank Sadie war, also unterstützte er Mum. »Wenn Sadie die Reise nach Senara verkraftet hat, dann kann sie nicht so krank gewesen sein, wie du sagst.«

»Das war sie aber. Sie wäre fast gestorben. An der Bushaltestelle ist sie zusammengebrochen und konnte nicht mehr aufstehen.«

»Übertreib nicht, Sapphire!«

Ich holte tief Luft, um zurückzuschreien, doch Roger hob beschwichtigend seine Hände. »So, jetzt beruhigen wir uns wieder. Sapphire, du musst verstehen, dass sich deine Mutter große Sorgen um dich gemacht hat, und sie hat auch wirklich allen Grund, böse auf dich zu sein.«

»Warum spielst du dich so auf?«, gab ich zurück. »Du hast mir nicht zu sagen, was ich tun soll. Du bist nicht mein Vater!«

Während ich dies aussprach, bemerkte ich, wie Roger leicht zusammenzuckte. Dann sah ich plötzlich Dad vor mir, so wie er sich letzte

Nacht gezeigt hat. Wassertropfen glänzen auf seinen Schultern. Seine Haare sind wie Seetang, sein Gesicht sieht gequält aus. Obwohl er mein Vater ist, wirkt er wie ein Fremder. Ich kann ihn nicht einmal umarmen. So ähnlich muss es sein, wenn man seinen Vater im Gefängnis besucht und durch eine Glasscheibe mit ihm sprechen muss, ohne in der Lage zu sein, ihn zu umarmen oder zu küssen.

»Du bist nicht mein Vater«, wiederholte ich leise. »Es ist nicht so, dass ich dich nicht mag, aber ...«

Ich erwartete, dass Roger zornig reagieren würde, aber das tat er nicht.

»Das weiß ich. Aber wie dem auch sei, mir ist es alles andere als egal, was mit dir passiert.«

»Nur weil du nicht willst, dass Mum traurig ist.«

»Ja, das ist *ein* Grund, aber nicht die ganze Wahrheit. Warum fällt es dir so schwer zu glauben, dass die Leute dich um deiner

selbst willen mögen, Sapphire?« Ich wusste darauf keine Antwort, aber das machte nichts, weil Roger noch lange nicht fertig war.

»Ich will dir nicht vorschreiben, was du tun sollst. Vielleicht hast du recht und Sadie brauchte wirklich Hilfe, aber du musst dich richtig verhalten. Ich will, dass *du selbst* Verantwortung für dich übernimmst und dein Leben in den Griff bekommst. Nach Senara zurückzulaufen, löst keine Probleme. Dort wohnen wir nicht mehr. St. Pirans hat so viel zu bieten, aber du willst davon nichts wissen und lässt dich auf nichts ein.«

Ich versuchte, tief durchzuatmen, um mich zu beruhigen, doch seine Worte schmerzten. Meine Brust war wie zugeschnürt. Ich wollte nichts wie weg aus dem Haus, weg aus St. Pirans, den ganzen Wirrwarr von Mer und Menschen hinter mir lassen und einen Ort finden, am dem ich ganz ich selbst und nur eine einzige Person sein konnte. Doch vielleicht gab es diesen Ort gar nicht.

»Versprich mir, dass du so etwas nie wieder

machst«, schaltete sich meine Mutter ein.

Alles, was seit gestern Morgen passiert war, schoss mir plötzlich durch den Kopf. Sadie, die sterbenskrank am Straßenrand lag. Granny Carne, die ihr wieder Leben einflößte. Die dunkle Nacht und Dads Stimme, die mich rief. Die unheimliche Stille des mondbeschienenen Wassers, nachdem Dad wieder verschwunden war. Granny Carnes Lebensbuch, dessen Worte ausgeschwärmt waren wie Bienen. Die Spuren von Indigo, die ich auf Gloria Fortunes Gesicht entdeckt habe.

So vieles war geschehen. Nein, genau diese Dinge würde ich bestimmt nicht noch einmal tun, aber vielleicht andere. Also konnte ich es guten Gewissens versprechen: »Ich verspreche dir, dass ich so etwas nie wieder mache«, sagte ich. Vermutlich klang es aber doch ein wenig wie aufgesagt, denn Mum sah mich misstrauisch an.

»Du versprichst es mir wirklich, Sapphy?«

»Aber ja, Mum. Wo ist eigentlich Conor?«

»Der hat bei Mal übernachtet. Sie wollten schon bei Tagesanbruch surfen gehen. Aus irgendeinem Grund fing ihre Schule heute später an.«

Na klar!, dachte ich.

»Ist er gestern nach der Schule nach Hause gekommen?«, fragte ich mit gespielter Beiläufigkeit.

»Nein, er ist sofort zu Mal gegangen«, antwortete Mum arglos.

Doch Roger wusste, worauf ich hinauswollte. »Sapphire!«, sagte er warnend.

Doch ich sprach weiter, als hätte ich ihn nicht gehört: »Conor war also genauso lange weg wie ich und kommt erst heute Abend wieder. Viel später als ich. Und um *ihn* machst du dir keine Sorgen?«

»Nein!«, antwortete Mum mit Schärfe, »weil ich weiß, wo er ist.«

»Mary Thomas hat dir gesagt, wo *ich* bin.«

»Das ist nicht dasselbe. Conor ist älter als du. Außerdem kann ich ihm vertrauen.«

»Und mir vertraust du nicht? Ich habe dir

gesagt, dass Sadie todkrank war, aber du hast mir nicht geglaubt, weil du mir nicht vertraust. Ich tue diese Dinge doch nicht aus Spaß, sondern weil es einen *Grund* dafür gibt. Weil ich sie tun *muss*.«

Beide schauten mich jetzt an. Ich glaube, ich habe sie nicht angeschrien. Ich wollte nicht in Tränen ausbrechen. Noch vor einem Jahr hätte ich vermutlich beides getan.

Roger beugte sich vor. »Was für Dinge?«, fragte er leise. »Was für Dinge tust du, weil du sie tun musst?«

In diesem Moment hätte ich es ihm vielleicht sagen sollen. Ich weiß es nicht. Seit jenem Tag, an dem Roger unwissentlich nach Indigo getaucht ist und fast von den Wächterrobben getötet wurde, habe ich das Gefühl, dass er etwas weiß. In seinem Unterbewusstsein sind Erinnerungen gespeichert, zu denen er keinen Zugang hat. Nur manchmal steigen sie vielleicht an die Oberfläche.

Aber darüber verlor ich kein Wort. Ich sah ihn genauso ernst an, wie er mich ansah, und

antwortete: »Das kann ich dir nicht sagen.«

Dann tat Mum etwas Unerwartetes. Sie kniete sich vor meinen Stuhl und schlang die Arme um mich. Sie drückte so fest zu, dass es wehtat – als würde sie mich nie wieder loslassen wollen. »Werde nicht zu schnell erwachsen, Sapphy«, flüsterte sie mir ins Ohr. Ich traute meinen Ohren nicht. Mum will doch immer, dass wir möglichst schnell selbstständig werden, und das sind wir auch. »Ich will dich nicht jetzt schon verlieren.«

Mich verlieren? Ich hatte das Gefühl, dass Mum plötzlich verstand, wie weit weg von ihr ich manchmal war. Sie wusste nichts von Indigo, spürte jedoch sehr genau, dass es etwas gab, das mich veränderte und von ihr entfernte. Ich dachte, sie wäre glücklich darüber, weil es ihr mehr Freiraum für ihr eigenes Leben mit Roger verschaffte, doch vielleicht irrte ich mich.

Ich drückte sie auch an mich. Fest. Es war ein wunderbares Gefühl, denn dieses eine Mal, da bin ich ganz sicher, dachte sie weder

an Roger noch an ihre Arbeit oder Dad, nicht einmal an Conor, sondern ausschließlich an mich.



Jetzt habe ich also Hausarrest. Kein Fernsehen, kein Computer, nicht einmal das Telefon darf ich benutzen.

»Tu was für die Schule«, sagte Mum, bevor sie zur Arbeit ging, »und hol den Stoff nach, den du versäumt hast.«

Ich hole mein Mathebuch heraus, aber die Zahlen wollen nicht so, wie ich will. Ich versuche zu lesen, verliere aber immer wieder den Faden. Um acht Uhr liege ich auf meinem Bett, weil es sonst nichts zu tun gibt. Ich gönne meinen Augen ein wenig Ruhe. Natürlich will ich noch nicht schlafen, dazu ist es viel zu früh. Ich habe mich nur ein bisschen hingelegt und warte darauf, dass Conor nach Hause kommt.



Ich schrecke ruckartig aus einem tiefen, traumlosen Schlaf. Ich bin völlig orientierungslos und habe keine Ahnung, wie lange ich geschlafen habe. Es muss Morgen

sein. Doch mein Radiowecker zeigt 21:32 und irgendjemand schlägt unten gegen die Haustür. Es ist Conor. Seine Stimme ist laut und erregt. Irgendwas muss passiert sein.

Ich springe aus dem Bett, reiße die Tür auf und springe die Stufen hinunter. Conor und Mal stehen auf der Schwelle, beide vom Regen völlig durchnässt. Roger hat ihnen schon geöffnet.

»Conor! Was ist los?«

»Bei Polquidden ist ein Delfin gestrandet«, sagt er atemlos. Er muss den ganzen Weg bis hierher gelaufen sein. »Mals Dad war heute Abend fischen und hat ihn am Strand entdeckt. Er muss nach Einbruch der Dunkelheit gestrandet sein.«

»Lebt er noch?«

»Ja, aber es geht ihm nicht gut. Wir haben die Notrufzentrale angerufen und sie wollen ein Rettungsteam schicken. Ist Mum noch bei der Arbeit?«

»Ja«, sagt Roger, der bereits seine Stiefel und wasserdichte Kleidung anzieht. »Ich

komm mit, Conor. Ich habe eine Grundausbildung, wie man sich bei lebend gestrandeten Tieren zu verhalten hat.«

Das war ja zu erwarten, denke ich. Gibt es überhaupt irgendwas, was Roger nicht kann? Ich steige barfuß in meine Gummistiefel und ziehe meine Regenjacke über. Ist mir egal, ob ich Hausarrest habe. Ich gehe mit und niemand kann mich daran hindern. Roger schaut zu mir herüber, sagt jedoch nur: »Lass Sadie zu Hause. Sie würde den Delfin nur noch mehr aufregen.«

Wir knallen die Tür zu und denken zu spät daran, dass niemand von uns einen Schlüssel hat. Conor hat seinen bei Mal vergessen. Doch wir haben jetzt keine Zeit, um darüber nachzudenken, weil wir bereits die Straße entlangrennen, um die Ecke spurten und die glitschigen, regennassen Stufen zum Strand hinunterhasten. Es herrscht Ebbe. Im Grunde müssten sich die Gezeiten schon umgekehrt haben, aber das Wasser ist noch weit entfernt. Der Delfin muss also bei

ablaufendem Wasser gestrandet sein. Was hat ihn dazu veranlasst, dem Ufer so nahe zu kommen? Vielleicht ist er krank, hat sich beim Zusammenstoß mit einem Fischtrawler verletzt oder aus anderen Gründen die Orientierung verloren.

Wir laufen über den weiten, leeren Strand, platschen durch die Pfützen, die das Meer zurückgelassen hat, rennen über den harten, gerippten Sand hinweg, dem schwachen Licht entgegen, das an den Felsen auf der linken Seite des Strandes hin und her schaukelt. Durch die Regenschleier hindurch ist es nur vage zu erkennen.

»Wo ist Mal geblieben?«

»Er holt mehr Hilfe.«

Wir laufen so schnell wir können. Mal scheint das Licht näher, mal weiter entfernt zu sein. Dann wieder sind wir nur von Regen und Dunkelheit und unserem keuchenden Atem umgeben. Doch plötzlich tauchen schemenhafte Gestalten aus der Finsternis aus. Roger hebt seine Taschenlampe. Dort

steht ein Mann, Mals Vater. Neben ihm liegt ein geschwungener, massiger Körper. Er glitzert im Regen, wie ein nasser, schwarzer Felsen, der aus dem Sand ragt. Aber es ist kein Felsen, es ist ein Delfin.

Ich habe mir nie ein Bild davon gemacht, was »gestrandet« wirklich bedeutet, bis ich den Delfin hier im Sand liegen sehe. Unfähig, sich zu bewegen. Unfähig, zu entkommen.

Roger ist uns vorausgeeilt und ruft Mals Vater entgegen: »Wie sieht's aus, Will?«

»Ein Weibchen, ungefähr eine halbe Tonne. Sieht nicht gut aus!«, ruft er zurück. »Aber sie kämpft.«

Kämpft ums Überleben, meint er. Sie bewegt sich nicht. Sie ist aus ihrem Element herausgerissen, gestrandet auf hartem Sand. Sie liegt auf der Seite.

»Schätze, die Flut wird für sie zu spät kommen.«

»Niedrigwasser war circa um acht, nicht wahr?«

»Ja, und jetzt ist es Viertel vor zehn. Das

Wasser müsste sie gegen elf erreichen.«

»Ist sie verletzt?«

»Sie hat Schnittwunden in ihrer Flanke und blutet. Die sind nicht allzu schlimm. Aber der Druck macht ihr zu schaffen.«

»Welcher Druck?«, fragt Conor.

»Sobald sie nicht mehr im Wasser ist«, erklärt Roger, »zerquetscht ihr Eigengewicht die inneren Organe.«

Mals Vater flucht leise vor sich hin. »Wie viele Tiere sind in Cornwall dieses Jahr schon gestrandet? Circa 800?«

»Doppelt so viele wie üblich.«

»Daran sind diese verdammten Trawler mit ihren Schleppnetzen schuld.«

Während sie reden, gehen sie langsam um den Delfin herum und versuchen, sich ein Bild von seiner Verfassung zu machen.

»Wird wohl eine Weile dauern, bis das Rettungsteam hier auftaucht«, sagt Will. »Bei Gwithian ist ein lebender Großer Tümmler gestrandet. Mit dem haben sie noch gut zu tun. Große Tümmler sind ja selten genug,

ganz zu schweigen davon, dass einer mal strandet.«

Dieser Delfin ist also ausschließlich auf *unsere* Hilfe angewiesen. Doch das Wasser steigt wieder, vielleicht besteht noch Hoffnung. »Wird das Wasser sie nicht einfach wieder hinaustragen, nachdem die Flut gekommen ist?«, frage ich.

»So einfach ist das nicht. Sobald sie aus dem Wasser ist, werden die inneren Organe durch ihr Gewicht zerdrückt, da hat Roger schon recht. Wir wissen nicht, welchen Schaden das anrichten wird. Wir brauchen Pontons, um ihr zu helfen, und einen Tierarzt.«

Am Strand kommen weitere Lichter auf uns zu. »Ich hoffe, Mal hat nicht zu viele Leute alarmiert«, sagt Will. »Das Letzte, was wir hier gebrauchen können, ist ein Volksauflauf. Der Delfin würde die Aufregung nicht verkraften.«

Doch Mal hat nur ein paar ältere Jungs mitgebracht, die ich aus dem Surf-Shop kenne. Das Gesicht einer weiteren Person,

ein wenig kleiner als die anderen, verbirgt sich unter einer Kapuze.

»Sapphire?«

»Rainbow!«

Sie schlägt ihre Kapuze zurück. Ihre kurzen blonden Haare leuchten im Schein ihrer Sturmlaterne. Ihr Lächeln ist warmherzig.

»Was machst du hier?«, frage ich.

»Entschuldige, ich meine natürlich nicht, dass du hier nicht sein solltest ...«

»Patrick hat mir von dem Delfin erzählt. Da drüben, das ist Patrick, mein Stiefbruder.«

Sie haben noch weitere Taschenlampen, mehrere Eimer und ein Bündel dabei, das wie ein zusammengefaltetes Segeltuch aussieht.

»Gott sei Dank ist die See heute ruhig«, sagt Will. »Bei schwerer Brandung hätte sie jetzt keine Chance mehr.«

Keine Chance. Keine Chance. Aber der Delfin darf nicht aufgeben. Ich knie mich neben ihren Kopf in den feuchten Sand. Rainbow kauert sich neben mich.

»Fasst sie nicht an!«, kommandiert Roger.

Ich will sie vor den vielen Lichtern schützen. Die machen ihr sicherlich Angst. Sie hat nie eine Welt ohne die salzige See gekannt, die sie umgab und ihren schweren Körper trug.

»Halte durch«, flüstere ich ihr zu. »Wir versuchen, dir zu helfen. Bitte halt durch.«

Sie sagt nichts, sieht mir jedoch in die Augen. Sie ist sehr erschöpft und hat sich weit in sich selbst zurückgezogen, um zu überleben. Sie will ihr Leben nicht auf dieser kalten, harten Erde beenden.

»Was können wir tun?«, flüstert Rainbow. »Sie siehst aus, als ob sie bald sterben würde.«

»Sag das nicht. Sie kann dich hören.«

»Ich hole ein bisschen Wasser und gieße es über sie. Die Haut eines Delfins muss man doch feucht halten, oder?«

Es regnet immer noch stark, doch Meerwasser ist für einen Delfin vermutlich besser als Regenwasser. Vielleicht beruhigt sie das. »Ja, gute Idee.«

Rainbow steht auf, schnappt sich einen der

Eimer und läuft zum Wasser hinunter. Sie hat recht: Es ist ein gutes Gefühl, praktische Hilfe leisten zu können. Aber ich kann das Delfinweibchen jetzt nicht allein lassen. Sie fühlt sich so einsam. Sie weiß nicht, was sie von der Luft, dem Geruch von Land und unseren hektischen Aktivitäten halten soll. Alles tut ihr weh.

Hinter mir höre ich gedämpfte, aufgebrauchte Stimmen. Mals Vater streitet sich mit den Jungs. »Ihr könnt einen lebenden Delfin nicht auf eine Plane hieven. Das tut man nur mit toten Tieren. Damit würdet ihr ihre Qualen nur vergrößern.«

»Wenn wir nichts tun, stirbt sie sowieso«, argumentiert Mal. »Sollen wir es nicht jedenfalls versuchen?«

»Versuchen, das Tier zu misshandeln? Das würde sie umbringen. Sie leidet schon genug.«

»Ich versuche ja nur zu helfen.«

»Das ist aber keine Hilfe, mein Junge.«

»Wir sollten noch mal den Rettungsdienst

anrufen und fragen, wie wir uns am besten verhalten sollen, wenn sie schon selbst nicht kommen können«, schlägt Conor vor.

Der Delfin ist so groß und hilflos. Ein neuerlicher Gewitterschauer geht auf uns nieder und das Brüllen der Brandung ist plötzlich sehr laut geworden. Doch die schäumenden Wellen sind noch zu weit entfernt, um ihr zu helfen. Keine weiteren Lichter bewegen sich auf den Strand zu. Keine Hilfe in Sicht. Rainbow kommt mit ihrem Eimer zurück und gießt das Meerwasser vorsichtig über den Rücken des Delfins, ohne dass etwas davon in das Blasloch gelangt. Dann läuft sie mit dem leeren Eimer zum Meer zurück. Gefällt dem Delfinweibchen das Salzwasser? Ja, ich glaube, es beruhigt sie. Aber es quält sie auch. Es riecht heimisch und fühlt sich auch so an. Ihre Heimat ist in Sichtweite, könnte jedoch genauso gut 100 Meilen entfernt sein. Sie ist zu keiner Bewegung in der Lage. Ich bin so bedrückt, dass ich schreien könnte.

Die Flut steigt, doch nicht schnell genug, um sie zu retten.

Es wird nicht mehr lange dauern, bis das Wasser hier so tief ist, dass es mich nicht mehr auf den Beinen hält. Vermutlich in weniger als einer Stunde. Dann wird das Wasser sie forttragen. Doch vielleicht ist sie dann schon tot.

Sie ist so allein. In ihrem Innern ruft sie nach den anderen Delfinen ihrer Herde. Doch die sind irgendwo im dunklen Wasser und können sie nicht hören. Auch sie rufen verzweifelt nach ihr und versuchen herauszufinden, wo sie ist, aber die Luft verschluckt ihre Stimmen. Sie fürchtet sich davor, allein zu sterben, außerhalb des Wassers, unter Fremden.

»Du bist nicht allein«, flüstere ich ihr zu. »Ich bleibe bei dir, was auch geschieht.«

Ich beuge mich näher zu ihr. Sie will, dass ich sie berühre. Sie erträgt die Berührung mit dem rauen Sand nicht, in dem sie immer tiefer versinkt. Roger sagt, dass ihr Körpergewicht die inneren Organe

zerquetschen kann. Also ihr Herz, ihre Leber, ihre Lungen, all ihre lebenswichtigen Bestandteile. Der Gedanke daran, wie ihr Herz langsam zerdrückt wird, lässt mich schauern.

»Es tut mir so leid, so schrecklich leid.«

Rainbow ist zurück. Sie schüttet das Meerwasser über den Rücken des Delfins und kniet sich dann neben mich. Die Anspannung und Angst des Delfinweibchens schwellen an wie die Flut. Sie kennt Rainbow nicht. Rainbow gehört zur Erde und ist eine Bedrohung.

»Du, Rainbow ...«, beginne ich verlegen, weil ich nicht sicher bin, ob sie mich verstehen oder tief gekränkt sein wird. »Der Delfin ... ich glaube, es ist ihr zu viel, wenn wir beide hier sind. Sie versteht nicht, dass du versuchst, ihr zu helfen.«

»Ich will das alles auch gar nicht«, entgegnet Rainbow, indem sie aufsteht. Ihre Stimme ist voller Schmerz. »Es ist schrecklich, sie so leiden zu sehen, und wir können nichts für sie

tun. Ich wünschte ... ich wünschte, es wäre alles vorbei. «

»Sag das nicht! Hol noch mehr Wasser.«

Roger und Will sind auch am Wasser und füllen Eimer. Rainbow wischt sich die Hände an ihrer Jeans ab und greift erneut nach ihrem Eimer. Dann, als könnte sie meine Gedanken lesen: »Sag ihr, es tut mir leid.«

Mal und die anderen Jungen heben einen Graben im Sand aus, damit die steigende Flut den Delfin so schnell wie nur möglich erreicht. Soll ich ihnen helfen? Ich überlege es mir in aller Eile und fasse meinen Entschluss. Das Delfinweibchen kann den Graben gut gebrauchen, aber der Schock und die Angst sind momentan ihre größte Bedrohung. Ich bin sicher – fast sicher –, dass ich ihr helfen kann.

»Was tust du da?«, spricht Conor leise in mein Ohr.

»Sie hat so große Angst, Con. »Sie stirbt daran, noch ehe die Flut sie erreicht.«

»Roger sagt, du sollst sie nicht anfassen.«

Doch in Anbetracht ihrer verzweifelten Not macht sich mein Mer-Blut immer stärker bemerkbar. Indigo entfaltet heute seine ganze Kraft in mir. Ich weiß es. Die Berührung meiner Hand ist jetzt die Berührung einer Mer, salzig und beruhigend. Ich bin sicher, dass ihre Qualen unter meiner Hand ein wenig erträglicher werden. Aber das wird nicht ausreichen, um sie zu retten. Wenn doch nur das Meerwasser bald da wäre. Wenn Indigo seiner Tochter doch nur zu Hilfe käme. Ich spähe durch die Dunkelheit, der hellen Linie des Schaums entgegen, die das Vorwärtsdrängen der Flut kennzeichnet. Von ganzem Herzen wünsche ich Indigo herbei.

Von ganzem Herzen wünsche ich Indigo herbei.

Ich schlinge meine Arme um das Delfinweibchen. Fühle die langsamen, tiefen Schläge ihres Herzens. Ihr Blick im Schein der Laterne ist schmerzerfüllt. Sie darf nicht sterben. Ich kann meine Tränen nicht länger zurückhalten.

»Halte aus! Halte aus, *hwoer kerenza*. Da draußen warten sie alle auf dich. Sobald das Wasser tief genug ist, werden sie kommen, um dir zu helfen. Du darfst die Hoffnung nicht aufgeben.«

»Saph!«

Ich blicke auf.

»Saph!«, flüstert Conor eindringlich. »Du sprichst Mer! Das darf keiner hören!«

»Was?«

»Conor, kannst du uns helfen?«, ruft Mal vom Graben aus. Vom Wasser nähern sich zwei Lichter. Rogers und Wills Taschenlampen. Sie schleppen zwei schwere Eimer, und hinter ihnen ...

»Conor, sieh nur! Die Flut kommt!«

Mal und die anderen knien im Sand, als die erste Zunge mit weißem Schaum sie berührt. Rainbow läuft mit schaukelndem Eimer den Strand hinauf. Eine Welle überspült Conors Stiefel. Roger und Will waten eilig durchs knietiefe Wasser. Die Welle zieht sich zurück, doch die nächste folgt sogleich.

»Wir brauchen den Graben nicht mehr!«, ruft Conor und schwenkt die Laterne. »Die Flut ist schon da!«

»Habe noch nie erlebt, dass das Wasser so schnell kommt«, keucht Will. »Fast hätte es uns erwischt, was, Roger?«

»Wir müssen dafür sorgen, dass ihr Blasloch frei bleibt«, sagt Roger. »In ihrem Zustand kann sie ertrinken, bevor sie freikommt. Sapphire, Rainbow, ihr solltet jetzt lieber zurückgehen. Die Flut kommt sehr schnell.«

Ich schweige. Roger ist offenbar der Meinung, dass die Jungs noch bleiben können, weil sie größer und stärker sind als wir. Doch ich werde nirgends hingehen. Das Delfinweibchen braucht mich hier. Ein erneuter Schwall Meerwasser umspült ihren eingesunkenen Körper. Das Wasser schäumt und sprudelt, bevor es wieder abläuft. Roger hat recht, wir müssen sie unterstützen, bis das Meer so weit gestiegen ist, dass es sie mit sich fortträgt. Es geht nur um wenige lebenswichtige Minuten. Wenn sie diese

Minuten übersteht, ist sie vielleicht endgültig gerettet.

Rainbow betrachtet das anschwellende Wasser. Plötzlich sehe ich, dass sie Angst hat. Die Geschwindigkeit der Flut bereitet ihr ebenso viel Angst wie der raue, harte Sand dem Delfin. Offensichtlich ist Rainbow wie Mum, ganz und gar der Erde verbunden, ohne einen einzigen Tropfen Mer-Blut. Die Situation ist bedrohlich für sie.

»Mach, dass du wegstommst, Rainbow!«, schreit Patrick. »Sofort! Sonst wird dir das Wasser die Beine wegreißen!« Nach einem letzten ängstlichen Blick dreht sie sich um und wadet schwerfällig durch das Wasser in Richtung Ufer.

»Wir haben keine Zeit, uns nach den Vorschriften zu richten«, sagt Roger. »Wie müssen sie festhalten. Kommt her, Jungs, und passt auf ihre Schwanzflosse auf. Alle auf diese Seite, und haltet sie gut fest, damit das Meer sie nicht umwälzt.

Zu sechst stützen sie die Flanke des Delfins,

die dem Land zugewandt ist, bevor sein Körper ganz vom Wasser umspült wird. Dies ist der gefährlichste Moment, weil das Wasser tief genug ist, um sie zu ertränken, doch noch nicht tief genug, um sie endgültig zu befreien. Ich halte mich so nahe es geht neben ihrem Kopf auf. Hier nutze ich ihr mehr, als wenn ich sie ebenfalls stütze. Ich stehe mit den Stiefeln im Wasser und muss gewaltig aufpassen, dass ich in der Brandung nicht die Balance verliere, auch wenn die See heute Abend relativ ruhig ist. Mals Vater hat recht gehabt. Was hätten wir bei stürmischem Wetter schon ausrichten können?

»Alles wird gut«, sage ich zu ihr. »Das Meer kommt dir zu Hilfe. In wenigen Minuten wirst du frei sein. Du brauchst keine Angst zu haben. Ich weiß, wie schwer das ist, aber versuch, ganz ruhig zu bleiben und nicht mit der Schwanzflosse zu schlagen, damit du dich nicht noch mehr verletzt. Wir versuchen, dich zu befreien.«

Ich glaube, sie weiß es. Trotz ihrer

Verzweiflung und Erschöpfung bleibt sie ganz ruhig und erlaubt den anderen, sie zu stützen, damit das auflaufende Wasser nicht ihr Blasloch überschwemmt, solange sie noch gefangen ist. Doch es ist ein harter Kampf. Sie ist groß und schwer und ihre Haut, die durch das Meerwasser zum Leben erweckt wurde, sehr glitschig. Wir stehen bis zu den Knien, teils bis zur Hüfte im Wasser. Wird sie durchhalten? Wird sie die Kraft aufbringen? Die Laterne ist erloschen. Mals Vater hat die Taschenlampe zwischen den Zähnen. Schatten tanzen über das Wasser.

»Vorsicht! Sie beginnt, sich zu bewegen!«

»Zurück! Geht zurück, Jungs!«

Die See löst meine Füße vom Boden. Ich befinde mich von Angesicht zu Angesicht mit dem Delfinweibchen. Angst und Schmerz, die sie bis jetzt gelähmt haben, lassen allmählich nach. Indigo erfüllt sie mit neuer Kraft. Noch eine Welle ... und eine zweite ...

Ihr Körper dreht sich zitternd herum, wie ein gestrandetes Boot, das langsam Wasser

unter den Kiel bekommt.

»Bleib ruhig. Lass das Meer die Arbeit erledigen. Es wird dich mit sich forttragen.«

»Sapphire! Wo ist das Mädchen?«

»*Sapphire!*«

Ich strampele im Wasser, meine Haare kleben über meinem Gesicht und nehmen mir die Sicht. Mein Mund ist voller Salz. Eine Woge hebt sie empor. Ist sie frei? Nein, sie fällt zurück. Die nächste Woge hebt uns beide empor, und dieses Mal spüre ich, wie ihr gesamter Körper plötzlich in ihrem vertrauten Element ist.

»Schwimm jetzt«, sage ich. »Schwimm.«

Mühelos dreht sie sich in die Flut, dem offenen Meer entgegen. Dann hält sie kurz inne, als würde sie lauschen. Ich lausche ebenfalls. Das Wasser steigt weiter und schließt sich über meinem Kopf. Für wenige Sekunden tauche ich in Indigo ein und höre dieselben Geräusche wie sie. Ein Gewirr von Delfinstimmen, die ihre Schwester geflissentlich aus der Bucht lotsen und zu

ihnen zurückführen. Es hat nichts mit menschlicher Sprache gemein, sondern klingt wie Musik, deren Bedeutung sich Schicht um Schicht erschließt und dem verletzten Delfin von Rettung, Heilung, Geborgenheit und Freiheit kündigt.

Langsam und zögernd findet ihr geschundener Körper zu sich selbst und beginnt, sich zu bewegen. Als sie mich streift, werde ich kurz von dem verzweifelden Wunsch gepackt, auf ihren Rücken zu klettern, so wie ich letzten Sommer auf den Rücken eines Delfins kletterte und auf ihm durch Indigo ritt. Doch sie gleitet bereits ins Dunkel. Zunächst gemächlich, dann immer schneller, als glaube sie erst jetzt an ihre eigene Freiheit. Ihre Schwanzflosse schlägt, Wasser schäumt auf, dann ist sie verschwunden.

Ich kann nicht glauben, dass sie fort ist. Ich strecke meine Arme, um sie ein letztes Mal zu berühren, doch sie greifen ins Leere. Sie ist verschwunden und ich steige an die Oberfläche.

»SAPH!« Die Stimme meines Bruders. Doch wo ist er? Ich dachte, wir wären alle um den Delfin versammelt gewesen, aber die dunkle See ist vollkommen leer. Wo bin ich? Ich strampele mit den Beinen und streiche mir die Haare aus dem Gesicht. Alles ist dunkel. Ich sehe weder Lichter noch irgendwelche Landmarken. Wo sind die anderen geblieben? Ich werde von reiner Panik ergriffen.

»SAAAAPPHH!«

Die Stimme kommt von hinten. Ich drehe mich um und sehe in circa einhundert Metern Entfernung eine Taschenlampe aufblitzen. Dahinter, oberhalb des Strandes, erkennt man die Lichter von St. Pirans. Ich habe mich nicht verirrt, sondern nur in die falsche Richtung geschaut, aufs Meer hinaus. Ich drehe mich um und schwimme dem Strand entgegen, doch rufe ich nicht zurück, damit Conor nicht auf die Idee kommt, ins Wasser zu springen, um mich zu retten.

Ich bin nicht in Gefahr. Das Wasser im

November muss kalt sein, doch fühlt es sich nicht kälter an, als wenn ich mit Faro in Indigo unterwegs bin. Kann es sein, dass ich immer noch in Indigo bin, unter Indigos Schutz stehe, obwohl ich längst die Luft einatme? Dieses Gefühl umschließt mich vollkommen, gibt mir Freiheit und Geborgenheit. Ich könnte die ganze Nacht hindurch schwimmen. Im Grunde will ich auch gar nicht an Land, sondern im tiefen Wasser bleiben. Doch Conor würde denken, dass mich eine Strömung mit sich fortgerissen hat. Ich muss ihm sagen, dass es mir gut geht. Ich schwimme schneller, dem Licht der Taschenlampe entgegen.

Sobald ich an Land stapfe, schlägt mir die Kälte entgegen. Ich beginne so gewaltig zu zittern, dass ich kaum in der Lage bin, den anderen etwas zuzurufen. Sie haben mich ohnehin gesehen und laufen mir entgegen.

»Saph! Alles in Ordnung?«

»Sie ... sie ist fort. Sie ist frei, zzzurück in In...«

»Los, Saph. Die Flut kommt rasend schnell.

Pat, nimm ihren anderen Arm. Sie ist total durchnässt.«

Nach dem Kampf um den Delfin ist jeder von uns durchnässt. Frierend und zitternd wanken wir über den Strand. Das Segeltuch und die Laterne sind fortgespült worden. Die letzte verbliebene Taschenlampe spendet ein müdes, gelbes Licht. Schließlich erreichen wir die Stufen.

In diesem Moment fällt Roger ein, dass wir keinen Hausschlüssel dabei haben. »So, wie wir aussehen, können wir uns unmöglich bei Jennie im Restaurant blicken lassen«, sagt er. »Sie würde sich zu Tode erschrecken.«

Ich friere zu sehr, um darüber nachzudenken, was wir jetzt tun sollten. Bibbernd stehe ich auf den Stufen.

»Komm, Saph, du darfst nicht länger hier stehen bleiben«, sagt Conor und packt meinen Arm. »Wir gehen zu Patrick, der wohnt ganz in der Nähe.«

»Ich kkkann mich nnnicht bbbbew w
wwegen.«

»Es wird schon gehen. In zwei Minuten sind wir da.«

Patricks Familie wohnt unmittelbar am Strand, in einem der alten Fischerhäuser, die sich in einer Reihe am Wasser entlangziehen. Die Fenster sind erleuchtet. Die Haustür fliegt auf, noch ehe wir da sind. Rainbow steht auf der Schwelle, ängstlich und blass.

»Seid ihr okay?«

»Ja, alles in Ordnung«, antwortet Roger, »doch wir haben kein Dach über dem Kopf. Können wir alle reinkommen?«

»Natürlich«, sagt Rainbow und stößt die Tür weit auf.

Achtes Kapitel



Wir drängen uns im engen Flur zusammen, ziehen unsere nassen Regenjacken und Gummistiefel aus. Mal, sein Vater und Roger folgen Patrick und seinem Freund Charlie ins Wohnzimmer. Dort brennt ein Kaminfeuer. Meine Hände fummeln zitternd am Reißverschluss herum, und als Rainbow sieht, dass ich nicht zurechtkomme, eilt sie mir zu Hilfe. Zu meiner Beschämung klappern meine Zähne so stark, wie man es sonst nur in Büchern liest.

»Du bist krank«, sagt Rainbow. »Was ist passiert?«

»Sie war im tiefen Wasser«, erwidert Conor. »Alles in Ordnung, Saph?«

»Kkkalt!«

»Komm mit rauf ins Badezimmer«, sagt Rainbow entschieden. »Du musst deine nassen Sachen ausziehen und unter die warme Dusche. Ich kann dir eine Jeans und ein Oberteil leihen.« Conor und Rainbow helfen mir die Stufen hinauf. Ich kann nicht glauben, dass ich mich in einem so jämmerlichen Zustand befinde. So ist es mir noch nie ergangen, gleichgültig, wie lange ich im Wasser war.

»Willst du duschen oder baden?«

»Bbbbaden.« Ich bin völlig durchgefroren. Die Badewanne sieht lustig aus – kurz, aber tief. Rainbow lässt dampfend heißes Wasser einlaufen. »Kann ich dich allein lassen? Du wirst doch nicht in Ohnmacht fallen oder so was?«

In der dampfenden Hitze des Badezimmers fühle ich mich bereits besser. Rainbow geht hinaus, lässt aber die Tür angelehnt, falls es mir wieder schlechter gehen sollte.

»Ich setze mich auf die Stufen, damit niemand zu dir hereinkommen kann«,

verspricht sie. Ich ziehe die nassen Kleider aus und lasse mich dankbar ins Wasser gleiten. Es ist so heiß, dass es anfangs wehtut, doch nach einer Weile ist es herrlich. Ich tauche mit dem Kopf unter Wasser, was in so einer kleinen Wanne nicht leicht ist. Der Geruch des Meeres ist verschwunden. Rainbow hat mir ein Stück duftende Rosenseife dagelassen. Ich wasche mich langsam und genießerisch und denke an rein gar nichts.

Jemand klopft sanft an die Tür. »Ich habe dir etwas Tee gemacht. Ich stelle ihn vor die Tür. Geht es dir schon besser? «

»Viel, viel besser.«

Ich klettere aus der Wanne, schlinge mir ein Handtuch um und hole den Tee. Rainbow sitzt immer noch auf der Treppe. Sie springt auf. »Ich hole dir ein paar Sachen von mir. Garantiert frisch gewaschen! Die anderen sitzen am Feuer und wärmen sich auf. Aber sie scheinen in besserer Verfassung zu sein als du. Was ist eigentlich passiert?«

»Ach, nichts. Ich musste bloß ein bisschen schwimmen, das ist alles. Vermutlich hat mich eine Strömung hinausgezogen.«

»Ist er wohlbehalten aufs Meer hinausgeschwommen, der Delfin?«

»Ja, ich glaub schon.«

Im Grunde möchte ich nicht mehr darüber reden, doch Rainbow fährt etwas verlegen fort: »Tut mir leid, dass ich nicht geblieben bin, aber das Wasser hat mir einfach Angst gemacht. Ich habe noch nie gesehen, dass es so schnell gestiegen ist.«

»Ich weiß.«

Wir schweigen einen Moment, ehe es aus Rainbow hervorbricht: »So ist das nun mal bei mir. Die Gezeiten machen mir manchmal Angst. Ich bilde mir dann ein, dass das Meer nicht dort stehen bleibt, wo es sollte, sondern immer weiter aufs Land vordringt und schließlich unser Haus überspült. Eine alberne Vorstellung, ich weiß.«

»Nein, das ist nicht albern«, sage ich langsam. »Meine Mum hat auch Angst vor

dem Meer, viel mehr als du sogar. Sie geht nicht einmal an den Strand, wenn es sich irgendwie vermeiden lässt.«

»Aber du hast keine Angst, oder, Sapphire? Du liebst das Meer. Du liebst es mehr als das Land.«

»Woher weißt du das?«

Rainbow zuckt die Schultern, sieht plötzlich jünger und weniger selbstsicher aus. »Weiß auch nicht, warum ich das gesagt habe. Aber ich hatte so ein Gefühl, als wir um den Delfin herumstanden ... ach, du wirst mich für komplett verrückt erklären.«

»Was für ein Gefühl?«

»Dass du mit ihm gesprochen hast, aber nicht auf Englisch. Was für eine Sprache war das?«

»Das kann keine andere Sprache gewesen sein. Ich spreche keine andere.«

Rainbow sieht enttäuscht, aber nicht überzeugt aus.

»Wo sind deine Eltern?«, frage ich rasch, damit sie nicht noch mehr Fragen stellt.

»In Kopenhagen. Meine Mutter besucht ab und zu ihre Freunde. Mein Stiefvater begleitet sie. Er ist Patricks Vater.«

»Aha.«

»Wir kommen gut alleine klar. Sie haben River mitgenommen, damit ich nicht auf ihn aufpassen muss. Und Patrick ist doch schon 16«, fügt sie rasch hinzu.

»Wann kommen sie zurück?«

»Bald«, antwortet sie vage.

»Du gehst also zur Schule und machst alles ganz allein, wenn sie nicht da sind?«

»Ich gehe nicht zur Schule. Ich lerne zu Hause.«

»Wie? Du gehst ... überhaupt nicht?«

»Nein.«

Also viel wird sie bestimmt nicht lernen, während ihre Eltern in Kopenhagen sind, denke ich und befürchte zugleich, dass sie mir ansieht, was mir durch den Kopf geht.

»Ich spreche Englisch, Dänisch und Deutsch«, sagt Rainbow leise. »Aber am liebsten mache ich Musik. Außerdem koche

ich gerne. Ich will später mal Köchin werden.«

Das hört sich so viel beeindruckender an als alles, was ich bisher in der Schule erreicht habe. »Du musst sehr schlau sein.«

»Bin ich nicht, aber du solltest es mal selbst ausprobieren ... zu Hause lernen, meine ich, und sehen, ob's funktioniert. «

»Ja, vielleicht. Aber meine Mutter will auf jeden Fall, dass ich zur Schule gehe – schon allein damit ich aus dem Haus bin«, entgegne ich trocken. Wie lachen beide.

Rainbow holt ihre Kleider.

Ihre Jeans ist ein wenig zu groß für mich, aber ihr cremefarbenes Shirt ist so hübsch, dass ich wünschte, ich könnte es immer tragen. Ich werfe einen verstohlenen Blick in den beschlagenen Spiegel.

»Es passt perfekt zu deinen dunklen Haaren und Augen«, sagt sie. »Es steht dir viel besser als mir. Behalt es einfach.«

Ich schaue sie ungläubig an. So ein wunderschönes Oberteil? Es muss sehr teuer gewesen sein. »Ist doch nur ein Shirt,

Sapphire«, fügt Rainbow hinzu, als amüsiere sie sich über meine Reaktion. »Du kannst es wirklich gerne haben. «

Vielleicht sind sie ja reich. Doch andererseits würden reiche Leute nicht in einem so winzigen Haus wohnen. Ich sollte ablehnen, aber die Versuchung ist groß.

»Es gehört dir!«, sagt Rainbow entschieden.

»Danke«, murmle ich. Ich habe stets Schwierigkeiten, meine Dankbarkeit zum Ausdruck zu bringen, selbst wenn ich wirklich dankbar bin.



Als wir ins Wohnzimmer kommen, sitzen sie alle vor dem Kamin. Da nicht genug Stühle da sind, hat Patrick ein paar große Kissen auf den Boden gelegt. Er hat auch einige Flaschen Bier geholt und jeder erzählt jetzt seine Version von der Rettung des Delfins.

Ich sitze schweigend da und trinke meinen Tee. Der Delfin ist wieder sicher in Indigo, während ich mich in einem warmen, erleuchteten Raum befinde; das Kaminfeuer

prasselt, alle Gesichter sind vor Erleichterung und vom Bier gerötet. Die Haustür ist fest verschlossen, die Nacht und der Regen können uns nichts anhaben. Diese Häuser sind schon sehr alt. Manche von ihnen haben bereits seit über 400 Jahren den Stürmen standgehalten, die von Südwesten heranziehen. Rainbows Wohnzimmer strahlt eine solide Behaglichkeit aus. Obwohl es so nahe am Meer liegt, scheint es doch fest mit der Erde verbunden zu sein.

Der schmale Raum wird von Stimmen und Gelächter erfüllt, und es ist ein gutes Gefühl, ein Teil davon sein.

Rainbow kommt zu mir herüber und nimmt meinen leeren Becher. Möchtest du noch etwas Tee? Ist dir noch kalt?«

Conor legt mir den Arm um die Schultern. »Endlich hast du aufgehört zu zittern. Ich hab mir Sorgen um dich gemacht, Saph. Deine Lippen waren schon ganz blau.«

»Ich habe gar nicht gefroren, als ich im Wasser war.«

»Da warst du benommen«, schaltet sich Roger ein. »Gott sei Dank hast du keine Unterkühlung davongetragen.«

Und wenn schon, denke ich im Stillen. Du hättest bestimmt gewusst, was zu tun gewesen wäre.

»Sapphire kann sich sogar mit Delfinen unterhalten«, sagt Mal unschuldig. »Habt ihr das gehört? Was hast du zu dem Delfin gesagt, Saph?«

Alle schauen mich an und lächeln über diesen Scherz.

»Nur Conor nennt mich Saph!«, entgegne ich kühl. Mal wendet sich errötend von mir ab. Für einen Moment habe ich ein schlechtes Gewissen, weil ich die Stimmung verdorben habe. Doch Rainbow nimmt sich ein Handtuch und beginnt, Mals lange Surferhaare trocken zu rubbeln, indem sie ihn damit aufzieht, dass er sicherlich seinen Föhn vermisst, und plötzlich ist die Stimmung wieder genauso entspannt wie zuvor. Ich reiche Mal mit versöhnlicher Miene den Teller

mit den Schokoladenkekse, doch leider wackelt er so stark, dass ihm vier Kekse in den Schoß fallen.

»Du zitterst ja schon wieder«, sagt er überrascht, indem er die Kekse aufhebt.

»Die Kälte muss sie völlig durchdrungen haben«, sagt Roger, der meine Hand nimmt und zu reiben beginnt. »Die ist ja eiskalt. Warst du nicht eben in der heißen Badewanne?«

»Aber mir ist nicht kalt.«

Alle blicken mich besorgt an. Rainbow holt von oben eine Bettdecke und legt sie mir um die Schultern.

»Du brauchst ein bisschen mehr Fleisch auf den Rippen«, sagt Mals Vater. »Hier, nimm noch einen Schokoladenkeks.«

Dann wendet sich das Gespräch wieder dem Meer zu. Wie kommt es, dass zurzeit so viele Delfine stranden, mehr als je zuvor? Geraten sie in die Schleppnetze der Trawler? Werden sie krank? Wird ihr Echolot durch militärische Sonarsysteme gestört?

Mals Vater gibt den Trawlern die Schuld daran. Patrick glaubt, dass es noch eine andere Ursache gibt, von der wir nichts wissen.

»Es bricht einem das Herz, ein so wundervolles Tier am Strand verenden zu sehen«, sagt Mals Vater.

Ich wünschte, Faro könnte das hören. Für ihn gibt es nur schwarz und weiß. Er glaubt, den Menschen sei Indigo völlig egal, weil es ihnen nur um Macht und Geld und mehr Platz zum Leben ginge. Faros Meinung nach gehen von Menschen nur Verschmutzung, Gefahr und Zerstörung aus.

Doch alle Leute, die sich hier versammelt haben, sind Menschen. Sie wissen nichts von Indigo, und doch haben sie darum gekämpft, den Delfin zu retten. Sie haben ihr Leben riskiert. Wenn ich Faro das nächste Mal treffe, werde ich ihm davon erzählen.

»Wir sollten jetzt nach Hause gehen«, sagt Roger schließlich und steht auf. »Eure Mum wird bald mit der Arbeit fertig sein.«

Es fällt schwer, die Wärme und Gemeinschaft zu verlassen. Rainbow und Patrick haben es wirklich gut. Sie haben ein Haus ganz für sich, und wenn sie morgens aufwachen, können sie tun und lassen, was ihnen gefällt. Ich frage mich, wie lange ihre Eltern verweist sein werden.

»Wann kommen eure Eltern eigentlich zurück?«, fragt Mals Vater, als hätte er meine Gedanken gelesen.

»In ein paar Wochen«, antwortet Patrick leichthin.

»Ihr zwei scheint ja ziemlich gut klarzukommen«, sagt Mals Dad anerkennend. Er findet, dass die meisten Kinder heutzutage viel zu sehr verwöhnt werden – sie studieren alle, wollen in die Medienbranche und liegen ihren Eltern auf der Tasche, obwohl sie längst ihr eigenes Geld verdienen sollten. Patrick hat einen Fulltime-Job im Surfshop. Doch Conor hat mir erzählt, dass Mal Arzt werden will, was ein jahrelanges Studium erfordert. Warum nur akzeptieren Eltern ihre Kinder nie so, wie sie

sind? Ich glaube, meine Mutter wäre im siebten Himmel, wenn ich ihr erzählen würde, dass ich Ärztin werden will. Sie hat Conor und mir stets gesagt, dass es nicht am Geld scheitern soll, wenn wir einen Beruf ergreifen wollen, der eine lange Ausbildung voraussetzt.

»Ihr wisst, dass wir nicht viel Geld haben, aber ich würde alle Hebel in Bewegung setzen, damit ihr eure Pläne verwirklichen könnt. Ich kann auch jederzeit einen zweiten Job annehmen.« Wenn Mum dies sagt, wirkt sie so wild entschlossen, dass ich wünschte, mein Ehrgeiz wäre groß genug, um sie zufriedenzustellen.



Wir verlassen das Haus von Rainbow und Patrick und gehen die regennasse Straße hinunter.

»Schauen wir mal, ob Jennie schon zurück ist. Wenn nicht, gehe ich zum Restaurant und hole den Schlüssel«, sagt Roger.

Hinter den vorgezogenen Vorhängen brennt Licht. Mum macht sich vielleicht gerade eine

Tasse Tee. Sie entspannt sich vor dem Schlafengehen noch gerne eine halbe Stunde vor dem Fernseher, den sie so leise stellt, dass wir davon nicht aufwachen. Sie glaubt, dass Conor und ich in unseren Betten liegen und schlafen, doch in wenigen Sekunden werden wir in der Haustür erscheinen. Sie wird davon bestimmt nicht begeistert sein. Roger zögert. »Natürlich müssen wir eurer Mutter bis zu einem gewissen Grad die Wahrheit erzählen, aber es besteht kein Grund, sie unnötig zu beunruhigen«, sagt er.

»Wir werden ihr im Groben berichten, was passiert ist«, schlägt Conor vor.

»Genau«, stimmt Roger zu. »Wir brauchen zum Beispiel nicht zu erwähnen, dass Sapphire im Wasser war.«

»Natürlich nicht.«

»Das würden wir nie tun«, füge ich hinzu und ernte einen scharfen Blick von Roger. Doch es ist zu dunkel, als dass er meine Miene erkennen könnte.

Sobald Conor und ich im Bett liegen, muss

ich ihm von Dad erzählen. Es gibt keinen Grund, es länger hinauszuzögern. Conor würde fuchsteufelswild werden, wenn ich es länger für mich behalten würde als unbedingt nötig.

Ich denke an den Tag von Dads Trauerfeier zurück. Conor und ich hatten uns geschworen, nicht aufzugeben, bis wir Dad gefunden hätten. Alle anderen trauerten um ihn, doch wir waren uns sicher, dass er noch lebt.

Vielleicht wäre es einfacher gewesen, wenn er gestorben wäre. Einfacher, als Conor erzählen zu müssen, dass Dad zwar lebt, aber selbst sagt, dass er nicht zu uns zurückkehren kann.

Neuntes Kapitel



Conor reagiert anders als erwartet, als ich ihm von allem erzähle, was letzte Nacht bei Granny Carne passiert ist. Er hört mir aufmerksam zu und sagt zunächst kein Wort. Selbst als ich ihm erzähle, Dad habe Haare wie Seetang gehabt und das Wasser sei an seinen Schultern hinuntergelaufen, bleibt Conor ruhig und gefasst. Er scheint bei Weitem nicht so erschüttert zu sein, wie ich gedacht habe. Schließlich komme ich zum Ende: »Und dann ist Dad ins Wasser gesunken und wieder verschwunden.«

Stille. Nach einer Weile frage ich: »Du glaubst mir doch, oder?«

»Ja.«

»Dann ...«

»Warte einen Moment, Saph. Ich muss nachdenken.«

Wir sitzen auf meinem Bett und haben uns in meine Decke gehüllt.

Eigentlich sollte ich müde sein, doch ich bin hellwach. Ich fühle mich erleichtert, mein Wissen mit Conor geteilt zu haben. So muss ich nicht immer wieder in Gedanken zu den Ereignissen der letzten Nacht zurückkehren und mich fragen, ob ich alles getan habe, was ich konnte. Conor umklammert seine Knie und ist völlig in sich gekehrt. Schließlich blickt er mit einem vagen Lächeln auf und sagt: »Guck nicht so ängstlich, Saph.«

»Ich dachte, du würdest mir Vorwürfe machen, weil ich es zugelassen habe, dass Dad wieder verschwunden ist.«

»Das war doch nicht deine Schuld.«

»Ich wünschte, du wärest dabei gewesen.«

»Ich hätte ihn auch nicht aufhalten können. Er konnte es selbst nicht, verstehst du. Er ist nicht frei. Aber hör zu, Saph. Es spielt keine Rolle, was letzte Nacht passiert ist. Wichtig ist

nur, was wir jetzt tun werden.«



Conor ist so gelassen, als hätte er in fünf Minuten das verstanden und akzeptiert, was mich Stunden gekostet hat.

»Bist du denn nicht mal überrascht?«

Er schüttelt den Kopf. »Nein, noch während du es mir erzählt hast, ist mir alles klar geworden. Irgendwo in mir muss ich es schon lange gewusst haben. Es gab so viele Anhaltspunkte. Ich bin mir sicher, dass Granny Carne es uns erzählen wollte. Warum hat sie sonst so viel über den ersten Mathew Trewhella geredet, der ebenfalls verschwunden ist? Hast du nicht auch irgendwas geahnt?«

»Ich weiß nicht... ja, vielleicht.«

»Aber darauf kommt es jetzt nicht an. Entscheidend ist, dass Dad unsere Hilfe braucht. Er kann nicht tun, was er will. Er ist gefangen, wie du selbst sagst, und kann nicht nach Hause kommen. Es ist so, als wäre er im Gefängnis.«

Ich komme aus dem Staunen nicht heraus.

Ich dachte, Conor hätte eine Riesenwut auf Dad, weil er nach Indigo gegangen ist und es zugelassen hat, dass sein Mer-Blut immer mehr die Oberhand gewann. Ich dachte, er würde bittere Vorwürfe gegen Dad erheben.

»Ein Gefangener«, wiederholt Conor. »Er wird in Indigo festgehalten und ist in einem fremden Körper gefangen.«

»Vielleicht ist er freiwillig dort.«

»Aber verstehst du nicht, Saph? Wenn Dad keine Wahl hat, wie kann dann irgendjemand wissen, was er wirklich will?«

Plötzlich schießt mir ein neuer Gedanke durch den Kopf. »Hör zu, Conor. Wir waren doch erst in der Lage, nach Indigo zu gehen, als Dad bereits dort war. Vielleicht gibt es da einen Zusammenhang.«

»Oder einen Grund.«

»Wie meinst du das?«

»Dad kann Indigo nicht verlassen, aber wir können nach Indigo kommen. Diese Chance müssen wir nutzen.«

»Du meinst, wir könnten ihn irgendwie ...

besuchen?«

Conor lacht. »So wie Eltern ein bestimmtes Umgangsrecht mit ihren Kindern haben? *Dieses Wochenende ist mein Vater dran, nur leider lebt er im Meer.* Nein, Saph, ich meine nicht, dass wir Dad besuchen könnten. Aber vielleicht könnten wir ihm helfen, Indigo zu verlassen.«

»Ihn retten?«

»Ja, wir müssen irgendwie herausbekommen, wie wir ihn befreien können. Wir wissen, dass Menschen in der Lage sind, sich in Mer zu verwandeln und in Indigo zu leben. Das geschah mit dem ersten Mathew Trehwella und jetzt ist es mit Dad geschehen. Aber es könnte auch anderen Leuten passieren. Ich kann mir allerdings nicht vorstellen, dass diese Verwandlung nur in eine Richtung möglich ist. Hat denn jemals ein Mer versucht, an Land zu leben, vielleicht aus reiner Neugier?«

»Dazu gibt es eine Geschichte. Ich glaube, es war eine Meerfrau, die an Land kam und

ihren Fischeschwanz an den Felsen in Stücke schlug.«

»Das ist doch nur ein Märchen. Warum sollte nicht wirklich jemand in der Lage sein, Indigo zu verlassen, auch wenn das bedeutet, dass sich sein Körper verändern müsste? Wir wissen, dass Faro und Elvira eine Zeit lang an der Luft sein können. Es wäre doch möglich, dass ein anderer Mer noch länger dazu in der Lage wäre, vielleicht sogar für immer. Wir müssen unbedingt herausfinden, ob diese Möglichkeit besteht. Dad kann noch nicht vollständig zum Mer geworden sein. Zum Teil ist er immer noch ein Mensch. Und erst wenn wir herausgefunden haben, wie die Verwandlung vor sich geht, wird Dad wirklich eine Wahl haben.«

Conors Worte versetzen mich in helle Aufregung. Wenn es stimmt, dass Dad uns gar nicht für immer verlassen wollte, dann wäre es möglich, alles wieder umzukehren. Doch bin ich nicht ganz so optimistisch wie Conor. Vielleicht weil ich selbst spüre, wie

mächtig die Anziehungskraft von Indigo ist. Wenn ich die Wahl hätte, den Rest meines Lebens in St. Pirans zu verbringen – mit all seinen Häusern und Straßen, dem Verkehr und den Menschenmassen – oder stattdessen in Indigo zu leben, dann wüsste ich nicht, wie ich mich entscheiden sollte. Aber wenn Dad nach Hause käme, würden wir wieder in unser altes Haus zurückziehen. Das Haus, die Bucht, unser freies Leben, alles wäre wieder so wie früher.

Obwohl dies eine wundervolle Vorstellung ist, hege ich gewisse Zweifel. Gloria Fortune müsste ausziehen und Mum wieder so werden, wie sie früher war – als sie Dad geliebt und Roger noch nicht getroffen hatte. Roger müsste verschwinden, und ich habe das dumpfe Gefühl, dass er nicht kampfflos das Feld räumen würde.

Aber daran will ich jetzt keinen Gedanken verschwenden. Erst mal müssen wir uns ganz darauf konzentrieren, Dad zu befreien.



Bis drei Uhr morgens schmieden wir Pläne.

Conor ist überzeugt davon, dass wir so bald wie möglich nach Indigo schwimmen müssen. Er besteht darauf, dass wir es gemeinsam tun, auch wenn ich darauf hinweise, dass er dann ausschließlich von mir abhängig sein würde. Conor kann nicht genug Sauerstoff aufnehmen, um unter Wasser allein existieren zu können. Ich glaube, es ist zu viel Erde und Luft in ihm, aber das behalte ich für mich.

»Seit wir in Indigo waren, ist doch so viel Zeit vergangen«, sagt er. »Wir sind beide viel größer und kräftiger geworden. Vielleicht komme ich jetzt gut allein zurecht.«

Doch ich vermute eher, dass Conor sich weiter von Indigo entfernt hat, seit wir aus Senara weggezogen sind. Mein Mer-Blut ist mit Sicherheit stärker geworden, aber ich wage nicht, mich darauf zu verlassen, dass es uns beide am Leben halten wird. Was ist, wenn wir uns tief in Indigo befinden, hundert Meter unter der Wasseroberfläche, und meine Kräfte so sehr schwinden, dass sie nur noch für mich alleine ausreichen?

Ich habe schon einmal erlebt, wie das Leben und alle Farbe aus Conors Gesicht gewichen sind. Und damals waren wir sogar in relativ seichtem Wasser. Wir hatten doppeltes Glück, weil Faro in der Nähe war, um uns zu retten, doch nächstes Mal wird das vielleicht nicht der Fall sein, es sei denn ...

»Faro sollte uns begleiten, Conor.«

»Den will ich nicht dabeihaben. Das ist eine Familienangelegenheit. «

»Aber wie sollen wir das alleine denn schaffen? Wir wissen doch nicht einmal, wo wir Dad suchen sollen. Indigo ist riesengroß. Wir könnten jahrelang suchen, ohne ihn zu finden. Wir haben schließlich keine Karte, wo alles eingezeichnet ist. Aber – wenn du Faro nicht dabeihaben willst, dann ... dann könnte uns vielleicht Elvira helfen.«

Ich werfe Conor einen verstohlenen Blick zu, um zu sehen, wie er auf Elviras Namen reagiert. Ich glaube, er ist ein wenig errötet. Bei ihm ist das schwer zu sagen, weil seine Haut so braun ist.

»Das würde sie nicht tun«, entgegnet er rasch.

»Dann werde ich Faro rufen. Ich traue mich nicht mit dir nach Indigo, wenn er nicht dabei ist. Ich habe nicht genug Kraft dazu.«

Conor scheint kurz davor einzuwilligen, als mir eine andere glänzende Idee kommt. Saldowr. Faros Lehrer. Wenn er so weise ist und so viel weiß, dann ist er die Person, an die wir uns wenden müssen. Vielleicht ist das auch der Grund, warum Saldowr mich sprechen will. Vielleicht weiß er, dass ich Dad suche, und will mir etwas dazu sagen.

Meine Gedanken überschlagen sich vor Aufregung. Wir werden Saldowr finden, und er wird uralt, weißhaarig und sehr weise sein, wie ein Zauberer aus einem Kinderbuch. Ich stelle mir eine mächtige Erscheinung mit wallendem Bart vor. Mit allwissendem Blick wird er uns anschauen und feierlich verkünden: »Ihr habt gut daran getan, zu mir zu kommen, meine Kinder, denn eure Suche hat hiermit ein Ende.« Dann wird er die Arme

emporheben und, indem sein Umhang weit aufgleitet, das Geheimnis enthüllen.

»Saph, wach auf!«

»Hab nicht geschlafen.«

»Doch, hast du. Deine Augen waren geschlossen. Hast du gehört, was ich eben gesagt habe?«

»Etwas über einen Zau... nein.«

»Hör zu, Saph. Das hier ist wichtig. Wie sehr vertraust du Faro?«

Faro nennt mich seine kleine Schwester. Wir haben Zugang zum Bewusstsein des anderen, können unsere Gedanken und Bilder teilen. Wie sehr ich Faro vertraue? Ich denke an seine funkelnden Augen, wenn er mich zum Narren hält, und seinen leidenschaftlichen Zorn, wenn er daran denkt, was Menschen Indigo antun. »Mein Vertrauen ist ziemlich groß«, antworte ich vorsichtig.

»Groß genug, um ihm von Dad zu erzählen?«

Vielleicht weiß Faro bereits, wer Dad ist? Er surft auf sämtlichen Strömungen in Indigo, und ich bin sicher, dass er vieles weiß, das er mir

wegen meiner Abstammung noch nicht erzählt hat. Ich frage mich, ob Faro in der Lage wäre, mir zu verheimlichen, was mit meinem Vater geschehen ist.

»Ich glaube schon«, sage ich jetzt.

Conor fährt fort, Pläne zu schmieden. Er ist jetzt Feuer und Flamme, und ich weiß, dass er sich nicht zufriedengeben wird, ehe er nicht alles bis ins letzte Detail geplant hat.

Morgen müssen wir zur Schule. Mum wird keinesfalls zulassen, dass ich noch einen weiteren Tag versäume. Wenn ich nach Hause komme, wird es nur noch circa eine Stunde dauern, bis die Abenddämmerung einsetzt. Im Dunkeln nach Indigo zu schwimmen, kommt für Conor sicher nicht infrage, auch wenn ich ihn zu überzeugen versuche, dass es gar nicht schwierig ist, den Weg zu finden, vor allem bei Mondschein.

»Das ist zu gefährlich, Saph. Wir werden doch gar nicht wissen, wo wir sind.«

Dann erzähle ich Conor von Saldowr und meiner Idee, dass Faros Lehrer uns helfen

könnte. Doch Conor zeigt sich weniger interessiert, als ich vermutet habe.

»Wenn die Mer nicht wollen, dass wir bestimmte Dinge erfahren, dann wird er sie uns auch nicht erzählen. Wir müssen geschickter an die Sache herangehen. Faro ist unsere größte Chance.«



Unser Entschluss steht fest. Am Samstag wird Conor Mum sagen, dass wir einen Tagesausflug machen und vielleicht ein paar Leute treffen wollen. Aber ohne Sadie. Was können wir für einen Grund anführen, Sadie nicht mitzunehmen? Ganz einfach. Wir wollen ihr kurz nach ihrer Genesung nicht zu viel zumuten.

Ich würde die Geschichte zwar lieber noch mit ein paar glaubhaften Details ausschmücken, doch Conor ist wie üblich daran gelegen, so nahe an der Wahrheit zu bleiben wie irgend möglich. Wir wollen ja wirklich eine Tagestour machen, das stimmt schon mal. Und wenn alles nach Plan verläuft,

werden wir auch ein paar »Leute« treffen, auch das ist nicht gelogen. Conor ist zufrieden. Um was für »Leute« es sich handelt, müssen wir ja nicht näher erzählen.

Wir werden ein Stück die Küste entlangwandern, an den Morvah Rocks vorbei. Dahinter befinden sich ein paar geschützte kleinere Buchten mit Kiesstrand. Die meisten Spaziergänger bevorzugen einen anderen Weg und wenden sich ins Landesinnere. Die kleinen Buchten sind vom Küstenweg oder vom Ort aus nicht zu sehen. Manchmal kommen Leute dorthin, um Robben zu beobachten, doch mit ein wenig Glück mussten wir an einem Novembermorgen ungestört sein. Conor meint, dass wir von dort aus gut nach Indigo gelangen könnten. Weit genug von St. Pirans entfernt und abseits der Hauptbucht. Die Mer müssten sich dort sicher fühlen – so sicher, wie sie sich mit Blick auf die Küste nur fühlen können.

»Du meinst also, wir sollten Faro einfach

rufen?« Das hört sich alles so vage und unreal an. Unterhalb von Senara, in unserer Bucht, könnte ich leicht die Wasseroberfläche durchdringen und nach Indigo gelangen. Dort waren wir überall von Indigo umgeben – sein Magnetismus hat mich hinabgezogen, selbst wenn ich es nicht wollte. Doch wenn ich mir vorstelle, Faro an einem gewöhnlichen Samstagmorgen zu rufen, am helllichten Tag, als würde ich meinen Hund rufen ... Das spöttische Rollen der Brandung und das Schreien der Möwen werden vermutlich die einzige Antwort sein. Ich werde ins Wasser gehen und nichts als die Kälte um die Fußgelenke spüren – wie ein Kind, das zur falschen Jahreszeit baden gehen will.

»Ich glaube, wir haben größere Chancen, wenn wir es bei Dunkelheit von Polquidden aus versuchen«, wende ich ein.

»Das ist zu riskant. Wenn es gar nicht anders geht, dann versuchen wir es im Dunkeln. Doch zuerst probieren wir es anders. Ich würde eher noch nach Senara hinaufgehen,

wie du es gemacht hast, als Dad bei Nacht zu suchen. Du musst einfach daran glauben, dass Faro kommen wird, Saph. Damals ist er doch auch gekommen, als du ihn gerufen hast. Irgendwas war damals mit deiner Stimme. Mir ging es so schlecht, dass ich nichts mehr erkennen konnte, aber deine Stimme habe ich die ganze Zeit gehört. Es war so viel Kraft in ihr. Wenn du ihn mit derselben Stimme rufst, dann wird er auch diesmal erscheinen. Glaub mir, Saph. Du schaffst das. Und denk dran: Dads Schicksal liegt in unserer Hand.«



Nachdem Conor ins Bett gegangen ist, liege ich noch lange wach. Ich sage mir die ganze Zeit, wie müde ich am nächsten Tag sein werde, aber dennoch finde ich keinen Schlaf. Ich wünschte, ich wäre genauso gewiss wie Conor, was Dads Schicksal betrifft. Es hört sich so logisch an. Dad ist gegen seinen Willen in Indigo. Nach Conors Verständnis bedeutet das, dass er wie ein Gefangener auf seine Befreiung hofft.

Wäre ich davon genauso überzeugt wie Conor, würden sich alle Probleme in Luft auflösen. Dann müssten wir nur noch planen, wie wir Dad am besten befreien können. Dann wäre es allen Schwierigkeiten und Gefahren zum Trotz wie eine Reise, deren Ziel man kennt.

Doch ich bin nicht so sicher wie er. Ich habe keine Gewissheit, wo die Reise enden wird. Ich habe Dad mit eigenen Augen gesehen, aber das hat sein Verschwinden nur noch rätselhafter gemacht.

Ich drehe mich auf die Seite und klopfe mein Kissen zurecht. Ich muss ein wenig Schlaf bekommen, aber das wird nicht geschehen, wenn ich ewig weitergrüble. Die Ereignisse, die vor uns liegen, werden meine ganze Kraft erfordern. *Hör auf, dir den Kopf zu zerbrechen, Sapphire. Conors Gewissheit reicht für uns beide.*

Zehntes Kapitel



Bist du bereit, Saph?»

»Ja.« Ich beiße mir auf die Lippen. Das ist eine Lüge. Ich bin ganz und gar nicht bereit, trage ich doch die schwere Verantwortung für das Leben meines Bruders. Nein, dazu werde ich nie wirklich bereit sein. Hinter uns sind die Felsen. Zwei geschwungene Felsformationen, die uns zu beiden Seiten Sichtschutz gewähren. Vor uns liegt die offene See. Das Wasser ist ruhig heute. Zu ruhig, sagt Conor. Im November kann man der seidigen blauen Oberfläche nicht trauen. Das Barometer fällt, schlechtes Wetter ist im Anzug.

»Wird es einen Sturm geben, Conor?«

»Kann schon sein, jedenfalls wird es kräftig auffrischen.«

»Du meinst, während wir in Indigo sind?«

»Wenn die Zeit in Indigo genauso schnell verginge wie hier, würde ich sagen, dass wir zurück sein sollten, ehe das Wetter umschlägt. Aber du weißt ja, dass es nicht so ist.«

»Ich hoffe wirklich, dass es keinen Sturm gibt.«

Bei stürmischem Wind branden die Wellen über die Felsen hinweg, auf denen wir stehen. Dann kocht und brodelt die See und würde uns gegen die Felsen schleudern, noch ehe wir an Land klettern könnten. Ich suche nervös den Horizont ab. Am blauen Himmel zeigen sich zarte, faserige Cirruswolken. Sie deuten auf einen bevorstehenden Wetterumschwung hin. Conor hat recht.

»Los, Saph. Wahrscheinlich bleibt uns nicht mehr viel Zeit.«

Wir sprechen beide sehr leise, obwohl niemand in der Nähe ist und wir auch nicht gesehen werden können. Doch Indigo hat seine Ohren überall. Eine Möwe, die zu uns

herunterstößt, oder eine Robbe, die auf einem Felsen sitzt, könnten die Botschaft übermitteln, dass wir nach Indigo kommen, um nach unserem Vater zu suchen. Würde das etwas ändern? Ich weiß es nicht. Doch falls Conor recht hat und Dad gegen seinen Willen in Indigo festgehalten wird, dann sollten wir unser Vorhaben geheim halten. *Falls* Conor recht hat ...

Der Meeresboden fällt hier steil ab. Sobald wir ein paar Schritte ins Wasser hineingewatet sind, werden wir nicht mehr stehen können. Indigo ist schon in Reichweite.

»Los, Saph, fang an!«

Conor meint, dass ich anfangen soll, Faro zu rufen. Er ist sicher, dass Faro meinem Ruf folgen wird. Ich lasse meinen Blick über die Wasseroberfläche schweifen, halte Augen und Ohren offen. Keine Ahnung, was geschehen wird. Wird sich Indigo für uns öffnen, oder werden wir enttäuscht und frierend, mit unnötig durchnässten Kleidern, wieder nach Hause gehen müssen?

Plötzlich läuft ein Schauer der Erregung durch mich hindurch. Faro ist nah. Ich weiß es. Der Teil von mir, der in Indigo zu Hause ist, erwacht zum Leben. Sinne, von denen ich im Alltag nichts spüre, beginnen sich zu regen – irgendwo unter der Wasseroberfläche, irgendwo unter der Oberfläche meines Bewusstseins. Faro lässt mich seine Gegenwart spüren. Ein sanftes Klopfen an der Tür meiner Wahrnehmung. Ein Gruß.

Hier bin ich, kleine Schwester. Komm und such mich!

Meine Augen suchen die Felsen und das Wasser ab. Nichts. Kein glatter, dunkler Kopf, der den Wasserspiegel durchbricht. Ich fahre herum und bin mir fast sicher, dass Faro irgendwo auf den Felsen hockt und mit seinem vertrauten spöttischen Lächeln zu uns herüberblickt. Ich sehe ihn nicht und doch ist er da, ganz gewiss. Ich packe Conor am Arm. »Faro ist in der Nähe, ich spüre es.«

Doch Conor wirft einen beunruhigten Blick zu den Felsen, die über uns liegen. »Beeil dich,

Saph, da oben auf dem Weg ist ein Mann mit Angelausrüstung. Er geht in unsere Richtung.«

Daran haben wir gar nicht gedacht. Dies ist ein beliebter Platz zum Makrelenangeln, und wenn sich der Mann erst einmal niedergelassen hat, wird er vermutlich den ganzen Vormittag bleiben.

»Schnell, bevor er uns sieht.«

»Wo sollen wir unsere Sachen lassen?«

Conor hat an alles gedacht. Wir haben Ersatzkleider in einer Plastiktüte, die wir anziehen wollen, wenn wir klatschnass wieder an Land kommen. Die Plastiktüte und unsere Turnschuhe hat er in eine Felsspalte oberhalb der Gezeitenlinie geklemmt.

»Komm schon, Conor, Faro wartet auf uns.«

Wir lassen uns an den Felsen hinunter, die an dieser Stelle steil und schroff sind. Sobald wir mit beiden Füßen im Wasser stehen, weiß ich, dass alles in Ordnung ist. Es fühlt sich gar nicht so kalt an, wie im November zu erwarten wäre. Das Wasser umschließt meine Beine

und durchnässt meine Jeans. Ich warte vorsichtig weiter, damit der Angler es nicht platschen hört. Wir sind seinem Blick immer noch verborgen, doch gleich werden uns die Felsen keinen Sichtschutz mehr geben. Wir werden schnell untertauchen müssen.

Wir schauen einander an. Conor muss mir jetzt vollkommen vertrauen. Sein Mund ist zusammengekniffen. Er ist bereit zu tauchen, obwohl er nicht völlig sicher sein kann, dass ich stark genug bin, um ihn in Indigo am Leben zu erhalten. Ich werde nie erfahren, wie viel Mut dies erfordert, weil Conor es mir nie erzählen würde.

»Jetzt komm, Saph, sonst sieht er uns noch!«, drängt Conor, als sei der Angler seine einzige Sorge.

»Halt dich gut an meinem Handgelenk fest.« Er nickt. »Und nicht atmen, was auch passiert. Drück meinen Arm, wenn du nicht genug Sauerstoff kriegst. Dann bring ich dich an die Oberfläche.«

Ich gehe einen Schritt tiefer hinein und er tut

dasselbe. Das Wasser schließt sich uns erst um die Hüfte, dann um die Brust und hebt schließlich unsere Füße vom Boden. Wir werfen uns einen letzten Blick zu, beugen uns dann nach vorne und tauchen ins Wasser ein.

Wir durchstoßen die Haut. Ich öffne meine Augen. Blasen ziehen an mir vorbei. Die Reste meines Atems steigen an die Oberfläche. Meine Lungen sind nun völlig leer. Doch das sauerstoffreiche Wasser von Indigo erfüllt mich mit Leben und Energie. Conor schwimmt neben mir, seine Finger um mein Handgelenk, die Augen geschlossen.

Im nächsten Moment ist Faro da, so wie ich gehofft und geglaubt hatte. Er schwimmt an Conors Seite und hält sein anderes Handgelenk fest. Er lächelt sein unergründliches Lächeln, als würde er uns etwas verheimlichen. »Wurde auch Zeit«, sagt er. »Hab mich schon gefragt, wie lange ich noch auf euch warten soll. Schnell, wir müssen rasch weiter hinausschwimmen. Das Wasser ist zu klar heute. Sie könnten uns von

den Felsen aus sehen.«

Wir stoßen in die Tiefe. Der Meeresgrund zieht sanft vorüber und fällt dann steil ab. Weißer Sand, dunkler Tang und Gestein. Indigos übliche Tarnung, die alles Mögliche verbergen kann.

»Ich wusste, dass du in der Nähe bist«, sage ich zu Faro.

»Ist ja auch kein Wunder, so laut, wie ich dich gerufen habe.«

»Ich war mir nicht sicher.«

Conor schweigt. Ich drehe mich zu ihm, um mich zu vergewissern, dass alles in Ordnung ist. Seine Hautfarbe sieht normal aus, doch sein Gesicht ist eine schmerzverzerrte Grimasse. »Was ist, Con? Bekommst du nicht genug Sauerstoff? «

Faro hält ihn am Handgelenk. Es müsste ihm eigentlich gut gehen.

»Damit hat es nicht zu tun«, sagt Faro. »Es ist der Schmerz, den das Vordringen nach Indigo verursacht. Der Übergang von der Luft nach Indigo ist für Menschen immer

schmerzhaft, weißt du das nicht mehr?«

Wie hatte ich das nur vergessen können? Diesen brennenden Schmerz in der Lunge, das Gefühl, erdrückt zu werden und keine Luft zu bekommen ...

»Tut mir leid, Conor. Ich hab nicht dran gedacht, dass es dir so wehtun würde.«

Ich dachte nicht daran, weil der Übergang für mich völlig schmerzlos vor sich geht. Ich fühle mich wie ein Fisch im Wasser. Was bedeutet das? Ich schaue rasch an meinem Körper hinab. Verglichen mit Faros kraftvoller Schwanzflosse sehen meine Füße und Beine in der Jeans geradezu mickrig aus. Sie gehören ohne jeden Zweifel zu einem Menschen. Was auch immer in meinem Inneren geschieht, mein Äußeres bleibt unverändert.

Nach wenigen Minuten ist Conor in der Lage zu sprechen. »So, das Schlimmste ist überstanden«, sagt er grimmig. Ich drücke seine Hand.

»Aber es sollte doch eigentlich mit jedem

Mal besser gehen, ist es nicht so, Faro?«

»Nicht unbedingt. Für manche wird es immer schwieriger, den Übergang zu bewältigen. Du hast zu viel Luft in dir, Conor. Zu viel Luft und zu viel Erde.«

»Oder vielleicht hast du zu viel Mer in dir?«, gibt Conor zurück.

»Ich bin, wie ich bin!«

»Ich auch!«

Zwischen Conor und Faro besteht immer diese gereizte Stimmung.

»Wo ist Elvira?«, frage ich, weil Conor es bestimmt wissen will, aber nie fragen würde.

»Die ist mit unserer Mutter unterwegs. Elvira lernt, wie man geschädigte Korallen heilt.«

»Was?«

»Elvira ist eine Heilerin ... oder wird zumindest eine werden. «

»Seit wann sind sie unterwegs?«, fragt Conor plötzlich.

»Seit heute Morgen.«

Conor erwidert nichts, doch ich weiß, was er denkt. *Wenn Faro wusste, dass wir kommen,*

dann muss es Elvira auch gewusst haben. Sie hätte ihn begleiten können, doch offenbar wollte sie nicht.

Auf dem Rücken einer sanften Strömung, ungefähr zwanzig Meter unter der Oberfläche, entfernen wir uns immer weiter vom Ufer. Das Licht ist hell und klar. Ganze Wälder von Seetang strecken ihre Arme nach uns aus, als wollten sie uns in die Tiefe ziehen. Kleine Makrelen schlängeln sich durch das Seegras. Ihre grünen, silbernen und schwarzen Streifen schimmern im Licht des Meeres, und es sieht so aus, als würden sie miteinander Verstecken spielen. Sie wirken so frei. Sie wissen nichts von der weißen Marmorplatte des Fischhändlers am Hafen, wo ihre Brüder und Schwestern in langen Reihen zum Verkauf angeboten werden. Ich beschleunige das Tempo, weil ich nicht ihren arglosen Blicken begegnen will.

»Wir wollen mit deinem Lehrer sprechen«, sagt Conor zu Faro.

»Er meint Saldowr«, füge ich erklärend hinzu.

»Das wäre schon möglich«, entgegnet Faro.
»Auch wenn ihr eure eigene Zeit und nicht seine Zeit ausgewählt habt.«

»Könnten wir jetzt gleich zu ihm schwimmen?«

»Warum nicht?«

Ich hatte völlig Faros ärgerliche Angewohnheit vergessen, eine Frage mit einer Gegenfrage zu beantworten. Als mir dieser Gedanke durch den Kopf geht, sieht er grinsend zu mir herüber.

»Verswinde aus meinen Gedanken, Faro! Die sind privat. «

»Dann musst du eben lernen, sie für dich zu behalten.«

»Wart's ab.«

Ich denke an ein Fallgitter, das ich einmal in einem Film über eine mittelalterliche Burg gesehen habe. Es war ein riesiges schwarzes Metallgitter mit scharfen Spitzen, damit niemand darüberklettern konnte. Einmal heruntergelassen, war es unüberwindbar. So ein spitzes Gitter werde

auch ich jetzt herunterlassen, um meine Gedanken zu schützen. Faro wird keine Chance haben, darüberzuklettern. Doch bin ich mir nicht sicher, ob es funktionieren wird. Faro ist so geschmeidig wie das Wasser selbst. Vielleicht wird es nicht möglich sein, ihn fernzuhalten.

»Hat er wieder deine Gedanken gelesen, Saph?«, fragt Conor.

»Nur weil ich es zugelassen habe. Und ich habe nicht vor, das auch weiterhin zu tun.«

»Ich würde es hassen, wenn jemand meine Gedanken liest. Wenn einem nicht mal der eigene Kopf alleine gehört. «

»Du bist wirklich noch menschlicher geworden seit letztem Mal«, bemerkt Faro trocken.

»Das betrachte ich als Kompliment«, entgegnet Conor.

Faro will zwischen Mensch und Mer immer eine klare Trennlinie ziehen. Ich vergewissere mich rasch, dass Faro diesen Gedanken nicht liest, aber das scheint nicht der Fall zu

sein. Das Gitter ist an seinem Platz.

»Dann erzählt mir, was ihr von Saldow wollt«, sagt Faro. »Warum benötigt ihr seine Weisheit?«

»Falls er denn wirklich so weise ist«, entgegnet Conor. Ich zucke zusammen. Natürlich muss er sehr weise sein, wenn er Faros Lehrer ist.

»Er hat mehr Weisheit im kleinen Finger als die größten Philosophen der Luft in ihren gespaltenen Körpern«, sagt Faro hochmütig.

»Dann ist es ja gut«, erwidert Conor und zwinkert mir zu.

Womöglich vermutet Faro bereits, warum wir mit Saldow sprechen wollen. Plötzlich kommt mir eine Idee. Ich möchte sehen, wie Faro reagiert, wenn ich mir ein Bild von Dad vor Augen führe. Doch es fällt mir schwer. Eigentlich will ich nichts weiter, als mit meinem Bruder und meinem Freund friedlich durch Indigo zu schwimmen. Ich will mich nicht an Dad erinnern, wie er tropfend im Mondlicht stand, so nah, dass ich ihn fast berühren

konnte, und doch gefangen zwischen zwei Welten.

Ich stelle mir sein Gesicht vor. Es ist voller Trauer. Ich sehe jedes Detail so deutlich, als stünde er direkt vor mir. Ich ziehe das Gitter nach oben und öffne mein Bewusstsein. Plötzlich zuckt Faro so heftig zusammen, als hätte er einen Hai gesehen.

»Wann hast du das gesehen?«, fragt er.

»Vor ein paar Tagen.«

»Dann hat er das Gesetz der Mer gebrochen, um euch zu finden. Was hat er euch erzählt?«

»Das muss Sapphire dir nicht verraten«, stellt Conor mit Entschiedenheit fest. »Und warum sollte unser Vater überhaupt an die Gesetze der Mer gebunden sein, da er doch ein Mensch ist?«

»Conor, bitte!« Wir sind in Indigo und Conor ist auf Faro angewiesen. Es steht zu viel auf dem Spiel, um einen Streit zu riskieren.

»Euer Vater hat sich für Indigo entschieden. Das bedeutet, dass er sich auch dazu entschieden hat, die Gesetze der Mer zu

achten. Er kann diese Wahl nicht mehr rückgängig machen, es sei denn, er ist ein Verräter, der Indigos Entgegenkommen schamlos missbraucht.«

»Wir sind nicht überzeugt davon, dass er sich aus freiem Willen entschieden hat«, entgegnet Conor ruhig. »Außerdem sollten wir das ein anderes Mal diskutieren, und nicht mit dir, Faro. Kennst du unseren Vater?«

Faro und Conor schwimmen dicht nebeneinander her, weil Faro immer noch Conors Handgelenk festhält. Sie wenden sich kurz ihre Gesichter zu und schauen dann in verschiedene Richtungen. Ich bin verblüfft über ihre Ähnlichkeit, die ihrer latenten Feindseligkeit in nichts nachsteht. Beide haben dunkle Haare, dunkle Augen und braune Haut. Damit hören die Übereinstimmungen jedoch nicht auf, denn auch ihre Reizbarkeit und Starrsinnigkeit ähneln sich nur allzu sehr. Aber es gibt auch Unterschiede. Faro ist wachsam, ironisch und geheimnisvoll, Conor hingegen offen und

großzügig. Beide haben viel Stärke in sich, und ich frage mich – sofern man das überhaupt sagen könnte –, wer von ihnen stärker ist.

»Ja, ich kenne ihn«, antwortet Faro schließlich. »Er ist ...« Doch dann hält er inne.

»Er ist was?«

»Das müsst ihr Saldowr fragen. Ich wollte euch schon etwas sagen, das Saldowr euch erzählen muss, nicht ich.«

Ich habe Angst vor dem, was sich nun so bald herausstellen wird. So lange habe ich mich danach geseht, endlich zu erfahren, was mit meinem Vater geschehen ist, doch jetzt macht es mir Angst. Ich weiß auch nicht mehr, was ich von Faro halten soll. Hat er uns getäuscht, indem er sein Wissen über unseren Vater für sich behalten hat, oder musste er das Geheimnis wahren? Ich will nicht glauben, dass er uns betrogen und ein Spiel mit uns gespielt hat. Nicht in einer so wichtigen Frage.

»Wann werden wir Saldowr erreichen?«,

frage ich schließlich.

»Es ist nicht mehr weit bis zur Strömung, die uns zu ihm bringen wird, und dann noch einen halben Tag.«



Wir wollen mit einer breiten, mächtigen Strömung reisen. Doch sie ist viel zu gewaltig, um sich direkt in sie hineinzubegeben. Ihre Kraft würde uns sofort wieder herausschleudern, vielleicht sogar verletzen, sagt Faro. Also benutzen wir zunächst eine schwächere Strömung, die in die stärkere einmündet wie ein Nebenfluss in einen mächtigen Strom. Wir schmiegen uns eng aneinander, während wir vom wirbelnden Wasserstrang zusammengepresst und Indigo hundert Mal schneller entgegengeschleudert werden, als wir je schwimmen könnten. Indigo schäumt um uns herum. Der Meeresboden ist so weit weg, dass wir ihn nicht sehen können. Doch im Zentrum der Strömung herrscht ein eigenartiger Frieden. Mit dem Gesicht nach unten werden wir nach vorne katapultiert und starren in die Tiefe.

»Warst du schon mal auf dem tiefsten Grund des Ozeans?«, fragt Conor.

Faro entgegnet, dass Mer dort unten nicht existieren könnten, weil der Druck sie zerquetschen würde. Nur sonderbare Kreaturen, die sich der Dunkelheit und dem Gewicht des Wassers angepasst hätten, könnten in solchen Tiefen leben. Hin wieder trieben sie wie Ungeheuer an die Oberfläche.

»Ich dachte, du könntest jeden Ort in Indigo erreichen«, sage ich überrascht.

»Kannst du jeden Ort der Erde erreichen?«
Ich denke an den Mount Everest, die Antarktis und die Sahara. »Im Prinzip schon, aber das ist nicht leicht. Man braucht besondere Kleider und eine spezielle Ausrüstung dazu.«

»Typisch für euch Menschen«, bemerkt Faro.
»Man braucht euch nur einen Platz zu zeigen, der nicht für euch bestimmt ist, und schon wollt ihr genau dorthin.«

»Auch Indigo ist nicht für uns bestimmt, und doch sind wir hier.«

»Natürlich ist Indigo für euch bestimmt«, stellt Faro fest, als wäre es das Selbstverständlichste auf der Welt. »Oder glaubt ihr etwa, dass wir jedes menschliche Wesen, das zu uns eindringt, so freundlich empfangen wie euch? Nein. Von dem Moment an, als meine Schwester zum ersten Mal deinen Bruder sah ...«

Doch in diesem Moment beginnt die Strömung wie eine Schlange zu zucken, sich zu winden und förmlich um sich zu schlagen. Immer schneller dreht sie sich um sich selbst und zieht uns in ihren rasenden Wirbel hinein. Faros Gesicht verändert sich, und erschrocken nehme ich zur Kenntnis, dass er zum ersten Mal, seit ich ihn kenne, Angst hat.

»Verdammte Strömung!«, ruft er. »Wir müssen hier weg! Schnell, Sapphire, wirf dich raus!«

Faro lässt mich los und hält Conor mit beiden Händen fest. Für einen Augenblick sind wir drei noch beieinander, dann werden wir auseinandergerissen. Ich erhasche einen

letzten Blick auf sie, ehe sie davonwirbeln und verschwunden sind. Wir werden in verschiedene Richtungen geschleudert, so wie der Wind den Abfall im Rinnstein vor sich hertreibt. Ich überschlage mich ein ums andere Mal, von meinen eigenen Haaren geblendet, und rase durch einen endlosen Tunnel dem brüllenden Herzen der Strömung entgegen.



Ich habe keine Ahnung, wohin es mich getragen hat. Ich muss ohnmächtig gewesen sein. Vage erinnere ich mich daran, wie sich etwas über mein Bewusstsein legte, wie eine Hand, die dich in den Schlaf wiegt.

Um mich her ist es schwarz. Hohle, dröhnende Finsternis. Doch ist es nicht völlig dunkel. Hier und da blitzen Lichtfunken auf. Schattige Gebilde zeichnen sich ab und verblassen wieder. Ich versuche, meine Hand zu bewegen, doch es fällt mir unendlich schwer. Das Wasser drückt mich nieder, als laste ein Berg auf mir. Ich drehe mein

schmerzenden Genick und halte nach Conor und Faro Ausschau. Nichts als trübes, undurchdringliches Wasser. Ich blinzele nach oben, suche die helle Oberfläche, kann jedoch nichts erkennen. Vielleicht schaue ich in die falsche Richtung. Möglicherweise bin ich so sehr herumgewirbelt worden, dass ich umgekehrt im Wasser treibe. Wenn ich dem entgegenschwimme, was ich für die Oberfläche halte, gelange ich vielleicht in die unergründlichen Tiefen des Ozeans.

Conor würde hier unten nicht atmen können. Er ist bei Faro, so muss es sein. Als die Strömung verrücktspielte, wusste Faro sofort, dass Conor seine Hilfe brauchte. Er hielt Conor mit beiden Händen fest, weil er wusste, dass ich auch allein überleben würde. Ja, Conor und Faro haben sich bestimmt in Sicherheit gebracht und suchen jetzt nach mir. Etwas anderes will ich mir nicht vorstellen.

Ich schwimme abwechselnd in verschiedene Richtungen und schaue, was passiert. Wird es dunkler, dann weiß ich, dass es die

verkehrte Richtung ist. Wird es heller, schwimme ich der Oberfläche entgegen.

Doch was habe ich eigentlich davon, an die Oberfläche zu gelangen, Hunderte von Meilen von zu Hause entfernt?

Ich verdränge diesen Gedanken. In Indigo bin ich stark. Ich bin Dads *myrgh kerenza*, seine liebe Tochter. Ich bin hier, um mit ihm zu reden. Das ist kein Verbrechen.

Vielleicht hatte die Strömung bemerkt, dass wir Dads Befreiung planten. Vielleicht wusste sie, dass wir die Gesetze der Mer brechen wollten. Vielleicht ist sie deshalb außer Kontrolle geraten und hat ihr eigenes Gesetz gebrochen, indem sie mich in die Tiefe schleuderte.

Ich bin allein. Vollkommen allein. Und das nicht, weil Mum bei der Arbeit ist oder ich ein bisschen für mich sein will. *Allein*. Wenn ich hier sterbe, wird es niemand erfahren. Der Druck, der auf mir lastet, ist so groß, dass ich wohl keine Möglichkeit habe, überhaupt an die Oberfläche zu gelangen. Niemand wird je

erfahren, was mit mir geschehen ist. Wie laut ich Faro auch rufe, er wird mich nicht hören. Faro sagt, dass die Mer nicht in die Tiefen des Ozeans vordringen. Niemand kann mir hier helfen.

Nur du selbst, sagt eine leise Stimme in meinem Kopf. *Nur du selbst*. Die Worte klingen hohl und schwach. Nicht einmal meine Finger kann ich erkennen. Es ist einfach zu dunkel.

Doch ich bin immer noch da. Ich bin nicht tot, nicht einmal verletzt. Mein Körper ist in der Lage, den Druck der Tiefe zu ertragen. Vielleicht ist es weniger tief, als ich denke.

Faro sprach von Ungeheuern, die hier leben. Von gigantischen Tintenfischen mit Tentakeln so lang wie Riesenhaie ...

Aber wahrscheinlich hat er mir nur Angst machen wollen. Ich will jetzt nicht an Tentakel denken. Ich habe immer noch mich selbst, auch wenn das alles ist, was ich habe. Ich muss einen klaren Kopf bewahren und darf nicht in Panik geraten. Ich muss genauso

mutig sein wie Conor, der sich nach Indigo traute, obwohl er nicht wusste, ob ich ihn am Leben halten könnte. *Sei tapfer, Sapphire.*

Ich werde so lange schwimmen, bis ich herausfinde, wo ich bin. An das Gewicht des Wassers verschwende ich keinen Gedanken.

Nur du selbst, wiederholt die dünne Stimme in meinem Ohr.

Genau, ich selbst! Ich bin jetzt wütend, mehr wütend als ängstlich.

Vorsichtig schwimme ich weiter, taste mich durch das trübe Wasser, versuche nicht zu viel Energie zu verbrauchen. Schneller schwimmen kann ich ohnehin nicht. An meinen Armen und Beinen scheinen Gewichte zu hängen, die mich nach unten ziehen. Das ist der Druck.

Conor ist in Sicherheit. Gemeinsam mit Faro ist er der Strömung entkommen. Ich muss daran glauben. Die Alternative ist zu grauenhaft. Für einen Moment stelle ich mir Conors Körper vor, wie er sich ein ums andere Mal überschlägt und schließlich in die

Tiefe sinkt. Dann schließe ich diese Vorstellung aus meinem Bewusstsein aus. Die Tiefe kann Conor nichts anhaben. Faro passt auf ihn auf. Die Tiefe will auch mir nichts anhaben. Vielleicht weiß sie nicht einmal, dass ich hier bin. Ich bin wie eine Mücke auf der Schulter eines Elefanten. Ich schwimme weiter, weder zu schnell noch zu langsam, bis ich einen Ort erreicht haben werde, an dem ich notfalls stundenlang bleiben könnte. Wenn man nur fest an etwas glaubt, dann geht es manchmal in Erfüllung. Und ich glaube daran, dass ich mich schwimmend in Sicherheit bringe.



Der Wal sieht mich, bevor ich ihn sehe. Ich bin ihm schon sehr nahe, als ich begreife, dass er alles andere als ein undurchdringlicher Teil der Dunkelheit ist. Sein Körper dreht sich langsam herum. Ich spüre das aufwirbelnde Wasser. Der Wal ist massiger als ein Schatten – und lebendig! Als würde ich eines dieser Suchbilder betrachten,

in denen eine Figur verborgen ist. Sobald man sie erkennt, versteht man nicht, warum man sie nicht gleich gesehen hat. Die Gestalt des Wals tritt aus der Dunkelheit hervor. Zuerst türmt sich sein Kopf auf, während der Rest des Körpers noch unsichtbar ist.

Der Wal ist so riesig, dass ich mir wie ein Schlauchboot vorkomme, das den Weg eines Tankers kreuzt. Gott sei Dank schwimmt er sehr langsam. Vielleicht will auch er Energie sparen. Ich lege jedenfalls keinen Wert darauf, von einem Wal in Höchstgeschwindigkeit gerammt zu werden.

Ich weiß nicht, um was für eine Walart es sich handelt. Ich versuche, mich daran zu erinnern, was Dad mir über Wale erzählt hat. Es ist zu dunkel, um ganz sicher zu sein, doch es muss sich um einen der größten handeln. Blauwale gibt es so selten. Wie heißen die anderen, die Dad zufolge in tausend Metern Tiefe leben können? Sie schwimmen nur selten in unsere Gewässer, doch hin und wieder geschieht es. An ihren Namen kann ich mich

nicht erinnern.

Merkwürdigerweise macht mir seine enorme Gestalt keine Angst. Als würde ich in einer fremden Welt einem Freund begegnen. Vielleicht einem entfernten Cousin. Dieser Wal ist ein Warmblüter, ein Wesen, das so atmet wie ich. Ein verwandtes Säugetier.

Ich hebe meine Hand zum Gruß. Es hört sich verrückt an, doch bin ich so froh, ihn zu treffen, dass ich zu reden anfangen und ihm meinen Namen sage. Ich weiß nicht, ob ich Mer spreche oder nicht, doch bin ich mir sicher, dass meine Worte den Wal erreichen. Eine Art fremde Intelligenz wandert durch mein Bewusstsein und fragt mich, wer ich bin und was ich hier mache. Ich wiederhole meinen Namen: »Ich heiße Sapphire und suche nach meinem Bruder und nach Faro. Eine Strömung hat mich hierhergebracht.«

Ich spüre, dass ich noch mehr erzählen soll.
»Ich bin nicht freiwillig hier. Eigentlich ist das viel zu tief für mich. Ich muss nach Indigo zurück, dorthin, wo die Mer leben.«

Zwischen dem Wal und mir beginnt das Wasser zu wallen. Der Wal lacht. Es ist kein spöttisches Gelächter, sondern klingt eher so, wie auch Mum früher gelacht hat, wenn ich ein Wort falsch ausgesprochen habe. Als ich noch klein war, habe ich zum Beispiel »Umfall« statt »Unfall« gesagt. Bis ich in die Schule kam, wusste ich nicht, dass ich einen Fehler machte. Mum sagte, sie fand das so süß, dass sie gar nicht wollte, dass ich damit aufhöre.

Das Lachen des Wals verändert seinen Ton. Einzelne Lautgebilde und Silben treten hervor, die das dunkle Wasser mit einer pulsierenden Botschaft erfüllen.

»Du willst nach Indigo zurück, kleine Krabbe? Aber du bist in Indigo. Wie könnte dies nicht Indigo sein, wenn ich doch hier bin?«

»Aber ich dachte ... die Mer kommen doch nicht hierher, oder?«

»Indigo ist nicht nur dort, wo sich die Mer aufhalten. Aber was macht ein kleiner Nacktfuß wie du in so großer Tiefe?«

»Die Strömung hat mich hierhergespült.«

»Stimmt, das hast du gesagt. Aber die Tiefe lässt kleine Nacktfüße eigentlich nicht überleben. Wie kommt es also, dass du trotzdem hier bist?«

»Ich weiß es nicht.«

»Und wo willst du hin?«

»Ich will die Tiefe verlassen, doch ich weiß nicht, welches die richtige Richtung ist.«

»Armer kleiner Nacktfuß. Haben sie dir nicht beigebracht, wo oben und unten ist?«

Das Gelächter des Wales lässt die Tiefe erbeben.

»Nichts, was wir gelernt haben, ist hier von Nutzen.«

»Komm her, kleine Krabbe.«

Ich zögere. Ein Wal ist schließlich ein Wal. Und es ist durchaus möglich, dass auch Wale eine kollektive Erinnerung haben, obwohl sie keine Fische sind. Vielleicht erinnern sie sich daran, dass Menschen sie mit Harpunen jagten, sie über viele Meilen hinter sich her zogen, während sie aus unzähligen Wunden

bluteten, und ihre Kadaver schließlich auseinanderschnitten, um Tran und Walspeck zu gewinnen. Ein Gedanke lässt mir keine Ruhe. Diese Wale – diejenigen, die in großer Tiefe schwimmen können – wurden aus einem ganz bestimmten Grund gejagt. Ich wünschte, ich könnte mich an ihren Namen erinnern.

»Ich glaube kaum, dass du groß genug bist, um mir etwas anzutun, kleiner Nacktfuß«, dröhnt der Wal.

Er denkt offenbar, dass ich erst sechs Jahre alt bin. Doch er ist meine einzige Hoffnung, und irgendetwas hat er an sich, dass ich ihm einfach vertrauen muss. Vorsichtig schwimme ich an seine Seite.

»Komm näher.«

Sein Körper ist wie ein Fels. Er fühlt sich rau an, wie eine runzelige Orange. Über die Landschaft seiner Haut gleite ich nach oben, seinem Kopf entgegen. Es ist viel zu dunkel, um sein Auge erkennen zu können, doch er scheint mich zu sehen.

»Warum schwimmst du so langsam?«, fragt er.

»Ich komme nicht schneller vorwärts. Meine Arme und Beine fühlen sich so schwer an.«

»Das hätte deine Mutter dir aber besser beibringen sollen. «

Jetzt, im Schutze des Wals, fühle ich mich sicherer. Auch er braucht die Luft zum Atmen, wenngleich er lange unter Wasser bleiben kann. Leider kann ich mich nicht daran erinnern, wie lange. Doch irgendwann wird er nach Hause an die Luft wollen und vielleicht wird er mich dorthin mitnehmen.

»So was von langsam «, grummelt der Wal.
»Komm her zu meiner Stirn, kleine Krabbe.«

Ich bahne mir meinen Weg über die schroffe Oberfläche seiner Haut.

»Soll ich dich verschlucken, kleiner Nacktfuß, und weiter oben wieder ausspucken?«

Ich zucke zusammen und werde von Panik ergriffen.

»War nur ein Scherz«, fügt er rasch hinzu.
»Meine eigenen Kinder hätten gleich

gewusst, dass ich es nicht ernst meine.«

Für einen Moment stelle ich mir vor, wie die Walkinder entnervt die Augen verdrehen, weil ihr Papa mal wieder einen seiner blöden Witze gemacht hat.

»Hier kann ich nicht bleiben«, sage ich. »Ich muss meinen Bruder und Faro finden und dann mit Saldowr sprechen.«

»Saldowr?«

»Er ist ein weiser Lehrer«, erkläre ich.

»Ich weiß, wer Saldowr ist«, erwidert der Wal.

»Weißt du auch, wo er sich aufhält?«

»Ich kenne eine Strömung, die dich zu ihm bringt. Aber bist du sicher, kleiner Nacktfuß, dass du wirklich zu Saldowr willst? Wir Wale besuchen ihn nie. Er weiß zu viel.«

»Und ich will etwas ganz Bestimmtes wissen.«

»Verstehe«, murmelt der Wal. »Für einen Moment hatte ich ganz vergessen, dass du keine von uns bist. Eure Welt ist voller Wissen. Sobald ihr einer fremden Kreatur

begegnet, wollt ihr wissen, wie es in ihr aussieht.« Seine Stimme ist voller Trauer.

Plötzlich fällt es mir wieder ein. Wale wie er wurden zu Tausenden gejagt, weil man herausgefunden hatte, dass sich in ihrem Inneren eine wachsartige Substanz befindet, die Amber genannt wird. Ich habe Dad einmal gefragt, was mit ihr gemacht wird.

Man benutzt sie zur Parfumherstellung, sagte er.

Aber wie haben die Menschen denn herausgefunden, dass man aus Walen Parfum herstellen kann?, fragte ich.

Indem man ausreichend viele tötete.

»Du musst also zu Saldowr, um eine Antwort auf deine Frage zu erhalten, wie schmerzhaft sie auch sein mag«, fährt der Wal fort. »Und ich muss nach oben.«

»Brauchst du Luft?«

»Ja. Zuerst habe ich meinen Magen gefüllt, und nun spüre ich, wie mein Lufthunger wächst. Steig mit mir an die Oberfläche, kleiner Nacktfuß, es sei denn, du bevorzugst

die Tiefe.«

»Wie soll ich das anstellen?«

»Hast du schon mal gesehen, wie Delfine auf den Bugwellen eurer Schiffe reiten?«

»Ja, das heißt nein, aber ich weiß, dass sie das tun.«

»Delfine sind so verspielt. Wenn ihr es schafft, so viel zu spielen wie sie, müsst ihr die klügsten aller Wesen sein. Wir Wale können uns nicht beklagen, aber unser Leben ist hart. Die Delfine sind frei. Das ist ihre Gabe, kleiner Nacktfuß. Sie verbringen ihr ganzes Leben mit Spielen.«

»Spielen Wale denn gar nicht?«

»Aber sicher!«, dröhnt der Wal. »Wir versuchen es zumindest. Wir machen auch einen Haufen Witze, doch keiner traut sich zu lachen.«

»Ach, ich verstehe.«

»Das ist die Bürde, die wir von jeher getragen haben.«

Die Art und Weise, wie mich der Wal an die Oberfläche befördert, hat jedoch gar nichts

Spielerisches an sich. Tosende Wassermaßen schleudern mich hin und her. Es kommt mir so vor, als würde ich von riesigen Boxhandschuhen nach oben gestoßen. Im schäumenden Kielwasser des Wals werde ich herumgewirbelt, während mir die Sinne vergehen, doch wir schießen empor, erst langsam, dann zunehmend schneller, als bedürfe es der ganzen Stärke des Wals, um sich aus der Umklammerung der Tiefe zu befreien.

Elftes Kapitel



Es fällt mir schwer, von dem Wal Abschied zu nehmen. In seiner Gegenwart habe ich mich so sicher gefühlt, als wäre er meine Mutter. Ich wünschte, er würde einen weiteren seiner unbeholfenen Witze machen. Diesmal würde ich ganz bestimmt lachen. Das würde ihm gefallen.

Doch dazu ist keine Zeit mehr. Er wird langsamer und kommt ungefähr fünfzig Meter unter der leuchtenden Oberfläche zum Stehen. Jetzt kann ich ihn deutlich erkennen. Seine Haut ist runzlig, fast zerklüftet. Ich frage mich, ob er schon sehr alt ist. Er ruht neben mir wie ein schützender Berg.

»Hier kann dir nichts mehr passieren«, sagt er. »Wirf dich in die Strömung und sie wird

dich an dein Ziel bringen. Ich muss jetzt schnell an die Luft.« Vielleicht ist er mir zuliebe langsamer nach oben gestiegen, als er es sonst tut.

»Leb wohl, lieber Wal. Und tausend Dank für alles.«

»Leb wohl, kleiner Nacktfuß.«

Er gleitet ein Stück von mir fort. Dann erhebt sich seine massige Gestalt majestätisch und voller Anmut an die Oberfläche – wie ein Ballon, der in den Himmel steigt.

»Leb wohl!«, rufe ich ihm nach. Ob wir uns jemals wiedersehen werden? Ich hoffe es.

Dort ist die Strömung, die ich nehmen soll. Ein warmer, breiter, sprudelnder Strang. Ich schwimme ihm langsam entgegen. Jeder Muskel meines Körpers schmerzt vor Erschöpfung. Ich fühle ein Gewicht auf mir lasten, als wäre ich immer noch dem Druck der Tiefe ausgesetzt. Ich werfe mich in die Strömung und spüre ein warmes Sprudeln an meiner Haut. Auf dem Strom des Wassers strecke ich mich aus wie auf einem Kissen.

Entspann dich, flüstert die Strömung. Ich weiß, wohin du willst, und werde dich sicher dorthin bringen. Bleib ganz ruhig und vertrau mir. Schließ die Augen.

Und das tue ich. Ich muss verrückt sein. Die letzte Strömung, der ich mich anvertraut habe, hatte mich wie ein Tiger in seinen Klauen und schleuderte mich in die Tiefe. Doch gibt es eine Alternative? Ich weiß nicht, wo ich bin. Der Wal ist bereits verschwunden. Hätte ich ihn doch bloß nach seinem Namen gefragt. Ich hoffe wirklich, dass wir uns wiedersehen.

Hier ist es so friedlich. Ich wiege mich sanft in der Strömung. Kein Ungeheuer weit und breit. Ich kann mich entspannen. Doch nach all der Dunkelheit empfinde ich das Licht als so grell, dass meine Augen brennen. Ich werde sie einfach ein wenig schließen.



Ich habe geschlafen. Der Schlaf war so wohltuend und erholsam, so voll süßer Träume, dass ich nie mehr erwachen wollte. Es war der Schlaf, den die Strömung mir

geschenkt hat, durchdrungen von
Meeresfarben und Meeresmusik. Von Ferne
drang Gesang an mein Ohr, doch konnte ich
nur wenige Zeilen des Liedes verstehen:

*Wassernymphen stündlich klingeln,
horch, da sind sie,
ding dong ding ...*

Der Schlaf war so sanft wie das Bad in
einem seichten Becken, nachdem man zuvor
in der rauen, kalten See geschwommen ist.
Ich muss stundenlang so dahingetrieben sein
– oder waren es nur Minuten, die mir wie
Stunden vorkamen, wie das in Träumen
geschieht? Manchmal hatte ich das Gefühl, an
die Oberfläche des Schlafs zu gelangen, doch
dann fiel ich zu den beruhigenden Klängen
der Strömung wieder zurück. Sie hüllte mich
ein wie eine Decke. Ich hätte fast vergessen,
jemals ein anderes Leben gehabt zu haben
als dieses. Die Strömung konnte mich
meinetwegen treiben, wohin sie wollte. Ich
kannte weder Angst noch Kummer, es
existierte kein Rätsel mehr, das gelöst

werden musste.

Ich vergaß Conor und Faro. Mein Leben an der Luft schien mir genauso fern wie die Rassel, mit der ich als Baby gespielt hatte. Ich träumte von einer Frau mit der dunklen Schwanzflosse einer Robbe, die ihr Baby in den Schlaf sang. Ich blickte in die Wiege des Babys und sah sein dunkles, flaumiges Haar, kleine Hände, die wie Seesterne waren, und eine Schwanzflosse wie die seiner Mutter. Ich träumte von einer Heimat tief unter den Wellen und einem Himmelbett aus Irländischem Moos und Meeressmaragden mit einem Vorhang aus wogendem Seegras. Irgendwann, zwischen den Träumen, erinnerte ich mich an den Wal. An Dad oder den Grund, warum wir nach Indigo gekommen waren, dachte ich nie. Jedes Mal, wenn ich erwachte und wieder in Schlaf fiel, wurden die Träume bezaubernder. Und die Welt, die ich im Wachzustand erlebte, verblasste zusehends. Warum überhaupt noch erwachen? Warum dorthin zurückkehren, wenn die Strömung mir

alles bot, was ich mir je erträumt hatte ...

Ding dong ding ...

Der Gesang klang süßer als jede menschliche Stimme. Mein altes Leben aufzugeben, würde ein Leichtes sein, wenn ich es gegen diesen Gesang eintauschen konnte. Für ihn würde ich alles zurücklassen – alles.



»Sapphire! Sapphire! Sapphire!«

Eine Stimme wiederholte immer wieder dasselbe Wort. Ich lauschte ihr träumerisch. Nach langer Zeit erinnerte ich mich an die Bedeutung des Wortes. Es war mein Name. Ich war Sapphire.

»Sapphire! Sapphire! Sapphire!«

Warum klang die Stimme so erregt und unnachgiebig? Warum versuchte sie, mich zu wecken? Alles, was zählte, war der Traum. Niemand durfte ihn stören. Lieber würde ich aufhören, Sapphire zu sein, als diesen Traum zu beenden.

»Sapphire!«

Die Stimme würde mich nicht in Ruhe lassen. Sie war wie ein hallendes Echo in einer Höhle. Wie eine summende Biene in meinem Ohr. Ich drehte mich in der Strömung und versuchte, meine Ohren zu verschließen.

Doch plötzlich spürte ich, wie mich jemand am Arm packte und aus der Strömung zog. Irgendjemand riss mich aus meinem Traum, und während dieser in eine Million Wassertropfen zerplatzte, wurde ich in die Welt zurückgeholt.



»Sie ist wach.«

Eine Gestalt beugt sich über mich. Ein Gesicht, das mir irgendwie bekannt vorkommt.

»Saph! Erkennst du mich nicht?«

Ich starre in das Gesicht. Braune Haut, dunkle Augen, dunkles Haar. Ein ängstlicher Blick. »Du bist ... ja, ich kenne dich. Du heißt Conor.«

»Was redest du denn da, Saph? Ich bin's, Conor, dein Bruder! Wach auf!«

»Gib ihr Zeit«, sagt eine andere, weitaus tiefere Stimme. Ich erkenne diese Stimme sofort. Es ist dieselbe Stimme, die meinen Namen rief und mich aus meinem Traum riss.

»Was soll das?«, rufe ich zornig. »Ich war so glücklich und du hast alles zerstört.«

»Es hätte *dich* zerstört«, entgegnet die volle, tiefe Stimme. Jetzt beugt sich eine zweite Gestalt über mich, ein Mann. Seine Haare sind von weißen Strähnen durchzogen, die Augen silbrig und grün. Er wirkt so alt wie die Welt, doch sein Gesicht ist ohne jede Falte. Ist er jung oder alt? Seine Schwanzflosse gleicht der eines Seehunds, von Raureif überzogen.

»Sie sieht sehr krank aus«, sagt derjenige, den ich als meinen Bruder erkenne. »Was ist mit ihr geschehen, Saldowr?«

Als ich diesen Namen höre, rieselt ein Schauer durch meinen Körper. *Saldowr*. All die Erinnerungen fluten in mein Gedächtnis zurück, dabei würde ich am liebsten einen Damm errichten, um sie auf Distanz zu halten.

Es war so friedlich in der Strömung, so wunderbar. Warum haben sie mich herausgezogen? Saldowr. *Du musst also zu Saldowr, um eine Antwort auf deine Frage zu erhalten, wie schmerzhaft sie auch sein mag.*

»Sie war in der Tiefe des Meeres«, sagt Saldowr. »Sie hat dort überlebt, wo sonst weder Menschen-noch Mer-Kinder überleben können. So ist zwar nicht ihr Körper, aber ihr Herz zerdrückt worden. Schwach und leer ist sie zurückgeblieben, und die Strömung wusste das. Sie gab ihr trügerische Träume ein. Ich hoffe, wir haben sie rechtzeitig zurückgeholt, ehe die Träume sie so weit forttragen konnten, dass eine Rückkehr unmöglich ist.«

»Warst du wirklich in der Tiefe, Saph?« Das Gesicht meines Bruders beugt sich über mich. Er sieht mitgenommen und ängstlich aus. Unter seinen Augen sind schwarze Ringe.

»Ja«, antworte ich ruhig. »Aber mach dir keine Sorgen. Ich war in bester Obhut.«

Conors Gesicht verzerrt sich. Wie merkwürdig er aussieht. »Was ist mit dir?«, frage ich.

»Er weint«, sagt Saldowr. »Menschen tun das. Lange Zeit hat er vergeblich nach dir gesucht und trotzdem nie die Hoffnung verloren, dass du überlebt haben könntest. Er hat weder gegessen noch einen Moment geschlafen.«

Ich starre meinen Bruder an. Etwas beunruhigt mich. Irgendwas ist anders ...

»Warum, Conor? Warum hältst du dich nicht an Faro fest?«

»Er braucht hier keine fremde Hilfe«, antwortet Saldowr. »Er befindet sich in den Wäldern von Aleph und steht unter meinem Schutz.«

»Wo ist Faro dann?«

»Jetzt hör auf, so mechanisch zu fragen, Saph. Machst du dir denn keine Sorgen, was aus ihm geworden ist?«

»Sorgen? Ach ja, Sorgen ...«

Conor blickt mich beunruhigt an.

»Gib ihr Zeit«, sagt Saldowr. »Wenn in eurer Welt jemand halb erfroren in den Bergen gefunden wird, setzt man ihn auch nicht gleich ans Feuer. Deine Schwester ist in der Tiefe gewesen, wo das Leben und die Gefühle zusammengepresst werden, bis sie so dünn sind wie ein Blatt Papier. Lass sie langsam zu uns zurückkehren.«

Er wendet sich mir zu. »Faro geht es gut. Er ruht sich aus. Er hat deinen Bruder zu mir gebracht.«

»Er hat viel mehr als das getan, Saph! Faro hat sein Leben riskiert. Nachdem er mich sicher zu Saldowr gebracht hat, ist er in die Tiefe getaucht, um dich zu suchen. Nur mit Glück hat er überlebt. Durch den Druck hatte er das Bewusstsein verloren und wird seitdem von Saldowr gepflegt. Verstehst du nicht, dass wir völlig verzweifelt waren, weil wir glaubten, du seiest tot?«

»Ich war nicht tot. Ich war die ganze Zeit in Indigo.«

Saldowr mustert mich eingehend. »Halb Mer,

halb Mensch«, murmelt er. »Eine besondere Mischung, aber sehr gefährdet ... Du warst die ganze Zeit in Indigo, hast du gesagt? «

»Das hat mir der Wal erzählt. Er sagte: ›Wie könnte dies nicht Indigo sein, wenn ich doch hier bin?‹«

»Sag das noch einmal«, bittet Saldowr.

»Wie könnte dies nicht Indigo sein, wenn ich doch hier bin?«

Alle schweigen. Warum starren sie mich so an? Saldowr finster und durchdringend, Conor mit merkwürdig verzerrtem Gesicht. *Er weint. Menschen tun das.*

Aber ich *bin* doch ein Mensch. Warum tut Saldowr so, als wäre ich keiner?

»Was haben sie mit dir gemacht?«, fragt Conor verzweifelt. »Du hast dich verändert. Du bist nicht mehr du selbst.«

»Ich verstehe nicht, was du meinst.«

»Lass sie, Conor. Sie muss sich ausruhen. Es braucht seine Zeit.«

Zum ersten Mal nehme ich meine Umgebung näher in Augenschein. Ich liege auf einem

Bett, das – wie in meinem Traum – aus
Irländischem Moos besteht. Die Bäume, die
mich umgeben, sind so dick wie Eichen. Ihre
Stämme knotig und von leuchtend rotbrauner
Farbe, die Wurzeln ragen wie Knöchel aus
dem hellen Sand. Über unseren Köpfen
wogen breite Äste im Wasser. Wir befinden
uns nicht mehr als dreißig Meter unter der
Oberfläche, doch die Bäume verbergen uns.

»Behalte deine Schwester im Auge, Conor«,
sagt Saldowr, bevor er dem dichtesten Teil
des Waldes entgegenschwimmt, wo etliche
Bäume ineinander verschlungen sind.

»Dort lebt er«, flüstert Conor mir zu. »Seine
Höhle befindet sich zwischen diesen Bäumen.
Faro ist dort, um gesund zu werden, doch wir
können nicht dorthin, weil unser Mer-Blut zu
schwach ist.«

Conors Worte dringen von Ferne an meine
Ohren. Ich weiß, dass ich aufmerksam
zuhören sollte, doch bin ich nicht in der Lage,
mich auf Conor oder Saldowr oder sonst
irgendetwas zu konzentrieren. Wenn ich mich

darauf einlasse, werde ich den Gesang nie wieder hören. Ich bin sicher, dass er immer noch da ist, nur außerhalb meiner Hörweite. Ich wünschte, ich könnte die Strömung wiederfinden, meinen Kopf auf ihr Kissen betten und mich davontragen lassen.

»Saph!«

Conor beugt sich wieder mit diesem verzerrten Gesicht über mich. Jene menschliche Eigenart. Das Weinen kommt mir merkwürdig vor. Alles Menschliche scheint so weit weg zu sein. »Saph!«, fleht Conor, »komm zurück, bevor es zu spät ist.«

Eine Flüssigkeit sammelt sich in seinen Augenwinkeln. Sie vermischt sich nicht und löst sich auch nicht auf. Eine glitzernde Träne rinnt seine Wange hinunter, fällt wie ein Quecksilbertropfen durchs Wasser und landet auf meiner Stirn. Ein vertrautes prickelndes Gefühl breitet sich im ganzen Körper aus. So fühlt es sich an, wenn einem der Fuß einschläft. Ich verziehe mein Gesicht. Mich schmerzt, was ich sehe. Mich schmerzt, was

ich höre. Der Vorhang, den die Strömung zwischen mir und der Welt gezogen hatte, ist heruntergerissen worden. Hier ist mein Bruder. Plötzlich erinnere ich mich daran, welche Panik mich bei dem Gedanken ergriff, meinen Bruder vielleicht niemals wiederzusehen. Conor hat überlebt. Wir sind wieder vereint und wider Erwarten beide am Leben.

»Conor!«

»Saph!«

»Was ist mit dir passiert, Conor? Was ist das für eine Schnittwunde auf deiner Stirn?«

»Saph!« Er drückt meine Hand. »Du bist zurück! Du bist wieder du selbst!«

»Ich habe so ein komisches Gefühl, Conor. Als wäre ich aus einem Traum erwacht. Bist du's wirklich?«

»Natürlich bin ich's, du Idiotin! Wer sollte ich sonst sein?«

Wir können nicht anders, als uns dämlich anzulächeln. Wir können unsere Hände einfach nicht loslassen. Die Umrisse sind so

scharf, und alles ist so gleißend hell, dass ich blinzeln muss. Ich kann die Zusammenhänge kaum begreifen.

»Du hast dich ziemlich merkwürdig verhalten«, klärt Conor mich auf. »Als hätte dich jemand verhext. Es war schrecklich.« Er schaudert. »Als wäre dein Körper anwesend, doch dein Geist ganz woanders.«

»Ich weiß nicht, was mit mir passiert ist. Ich habe alles registriert, konnte aber nichts dabei empfinden. Als würde man hinter einer dicken Glasscheibe stehen. Aber du bist verletzt. Wieso?«

»Das ist eine lange Geschichte.«

Wir sitzen Seite an Seite, Conors Arm um meine Schultern, während er mir alles erzählt. Als die Strömung mich fortriss, waren auch sie durcheinandergewirbelt, jedoch nicht verschluckt worden.

»Als wäre man im Maul eines Riesen«, fügt Conor hinzu. Er konnte nichts anderes tun, als sich an Faro festzuklammern, und dieser ließ ihn nicht los. Sie trugen mehrere

Schnittwunden und Blutergüsse davon, konnten der Strömung aber schließlich entkommen. Vermutlich befanden sie sich näher an deren Rand als ich, und mit Hilfe von Faros Schwanzflosse katapultierten sie sich hinaus.

»Doch ich glaube immer noch, dass wir es nicht aus eigener Kraft geschafft hätten. Die Strömung wollte uns nicht mehr. Sie hat uns ausgespuckt.«

Nachdem sie sich aus der Strömung befreit hatten, wollte Faro sofort nach mir suchen, doch musste er zunächst Conor in Sicherheit bringen, wie diesem erst später klar wurde. Und der einzig sichere Ort war bei Saldowr in den Wäldern von Aleph. Beide waren mit ihren Kräften am Ende, als sie dort ankamen, doch Faro wollte die Suche nicht aufgeben. Er gab Conor in die Obhut von Saldowr, und noch ehe die beiden bemerkten, was er vorhatte, schwamm er zurück und versuchte, in die Tiefe vorzudringen.

»Das war extrem mutig von ihm, denn er

wusste ja, dass die Mer in der Tiefe eigentlich nicht überleben können. Er verlor das Bewusstsein und wurde von Saldowr gerettet. Wie das genau vor sich ging, weiß ich auch nicht. Saldowr sagt, Faro komme langsam zu Kräften. Ich selbst habe ihn noch nicht gesehen.«

»Weiß er, dass ich am Leben bin?«

»Ja, Saldowr hat es ihm erzählt.«

Hier sind wir also, in den Wäldern von Aleph. Die mächtigen Bäume stehen eng beieinander, als würden sie das beschützen wollen, was sich in ihrer Mitte befindet. Ich wünschte, ich könnte Faro sehen. Er hat sein Leben für mich riskiert, als er in die Tiefe tauchte. Er muss gedacht haben, dass er versagt hat – und dass ich nicht mehr am Leben bin.

Die Tiefe hätte mich eigentlich töten müssen, aber das tat sie nicht. Der Wal war überrascht, jemand von meiner Spezies dort anzutreffen. Weder Mer noch Menschen können dort existieren. Da ich weiß, dass ich

halb Mer, halb Mensch bin, verstehe ich selbst nicht, warum ich noch lebe – so sehr ich mir auch den Kopf darüber zerbreche.

»Conor?«

»Ja.«

»Du bist doch wirklich hier, oder?«

Conor drückt heftig meine Hand. »Fühlt sich das wirklich genug an?«

»Au! Ja, hör auf, das tut weh! Ich kam mir da unten so unendlich allein vor. Ohne den Wal wäre ich gestorben.«

»Welcher Wal?«

»Er hat sich um mich gekümmert. Ist das nicht seltsam? Wir Menschen haben jahrhundertlang Wale gejagt und er rettet mir das Leben. Er hat mich umsorgt, wie eine Mutter ihr...«

Wir starren uns bestürzt an. Mum! Sie habe ich völlig vergessen.

»Was glaubst du, wie lange wir schon in Indigo sind?«

»Ich weiß nicht. Hoffentlich nicht zu lange.«

»Mum wird sich schreckliche Sorgen

machen.«

»Uns blieb doch keine Wahl. Ich hätte doch nicht ohne dich aus Indigo zurückkehren können.«

»Vielleicht sollten wir jetzt zurückkehren, Conor.«

Doch Conor lässt sich nicht beirren. »Nein! Nicht bevor wir Saldowr gefragt haben, was mit Dad ist. Sonst hätten wir uns den ganzen Weg sparen können.«



Als Saldowr wiederkommt, sitzen wir schweigend da und grübeln über alles, was vorgefallen ist. Saldowr hat etwas mitgebracht – kleine Früchte, die aussehen wie Trauben, nur flacher. Sie leuchten türkisfarben. »Die habe ich für deine Schwester mitgebracht, damit sie zu uns zurückkehrt«, sagt er zu Conor, »doch, wie mir scheint, ist das nicht mehr notwendig. Die Tiefe hat sie bereits freigegeben. Aber ihr müsst beide sehr hungrig sein – greift zu!«

In Indigo ist mir noch nie die Idee gekommen,

dass ich hungrig sein könnte. Ich habe mich nicht einmal gefragt, was die Mer eigentlich essen und trinken. Conor betrachtet die Trauben abwartend. »Danke, aber ich habe keinen Hunger«, entgegnet er höflich.

Saldowr lächelt, als wüsste er genau, was Conor jetzt denkt. »Sie sind völlig ungefährlich«, beruhigt er ihn.

Ich strecke meine Hand aus, nehme mir eine Traube und stecke sie in den Mund. Der Saft spritzt heraus, als die Schale platzt. Sie schmeckt so wunderbar, dass ich mir sogleich eine zweite Traube schnappe und gierig weiteresse, bis das halbe Büschel leer gepflückt ist. »Wenn du nicht aufpasst, sind gleich alle weg«, sage ich zu Conor.

»Ich hab wirklich keinen Hunger, Saph.«

»Du scheinst die Früchte ja sehr zu mögen«, sagt Saldowr zu mir. »Wir schmecken sie für dich – süß oder salzig?«

»Ich weiß nicht. Weder süß noch salzig, sondern genau richtig.«

»Dann iss sie, *myrgh kerenza*.«

Ich hatte schon meine Hand nach der nächsten Traube ausgestreckt, doch plötzlich halte ich inne. »Warum sagen Sie das?«

»Weil du weißt, was diese Worte bedeuten.«

Myrgh kerenza. Liebe Tochter.

»Aber Sie sind nicht mein Vater.«

»Du verstehst wohl, dass du nicht nur die Tochter deines Vaters bist, mein Kind. Du bist die Tochter von Indigo. Du erfüllst hier einen Zweck.«

»Was ist los, Saph? Was sagt er da?«, fragt Conor.

Saldowr berührt ihn leicht an der Schulter.
»Deine Schwester spricht jetzt reines Mer zu mir. Und ich habe ihr gesagt, dass sie aus einem bestimmten Grund in Indigo ist. Aber kehren wir zu der Sprache zurück, die wir alle verstehen. Lass dir gesagt sein, Conor, dass die Veranlagung deiner Schwester weder eine Stärke noch eine Schwäche ist. Sie hat sie sich nicht ausgesucht. Sie ist ausgesucht worden. Sapphire ist halb Mer, halb Mensch, und auch du bist beides. Doch in ihr sind

beide Anteile auf sonderbare und mächtige Weise verbunden. Sie war in der Tiefe und ist doch lebend zurückgekehrt.«

»Sie sind wie Granny Carne!«, ruft Conor plötzlich aus und starrt ihn an.

»Wer ist Granny Carne?«, fragt Saldowr.

»Eine weise Frau.«

»Saldowr ist nicht wie Granny Carne, Conor, sondern das genaue Gegenteil. Sie ist mit der Erde ver...«

»Ja, ich weiß, doch Saldowr ist für die Mer dasselbe, was Granny Carne für die Menschen ist«, erwidert Conor ungeduldig.

»Sie gehört zur Erde, und er gehört zu Indigo, doch gemeinsam sind sie wie zwei Seiten derselben Medaille.«

Saldowr blickt Conor eindringlich an, als bitte er ihn weiterzusprechen.

»Kommen die Leute ... ich meine, die Mer, kommen sie zu Ihnen, wenn sie Probleme haben und nicht wissen, was sie tun sollen?«, fährt Conor eifrig fort. Saldowr nickt.

»Ich hab's ja gesagt, Saph! Sie tun genau

dasselbe, nur in einem anderen ... wie heißt das Wort? *Element*.«

»Du scheinst ja viel über mich zu wissen«, bemerkt Saldowr lakonisch. »Normalerweise kommen die Leute mit Fragen, nicht mit Antworten zu mir.«

Conor errötet. »Auch wir sind mit einer Frage gekommen«, sagt er.

»Dann stelle sie.«

Doch Conor wendet sich ab und ballt die Fäuste. »Einen Moment«, sagt er mit belegter Stimme. Ich bin sicher, dass Saldowr unsere Frage schon kennt. Conor hat recht: Sie würden sich ineinander erkennen, Saldowr und Granny Carne. Ich hebe meinen Kopf und begegne Saldowrs Blick.

»Unser Vater ist in Indigo«, beginnt Conor langsam, »und wir haben das Gefühl ... wir glauben, dass er hier unglücklich ist. Wir glauben, dass er seine Wahl getroffen hat, ohne wirklich zu wissen, worauf er sich einließ. Es ist doch keine freie Entscheidung, wenn man nicht weiß, was man tut, oder? Und

jetzt wollen wir wissen, ob seine Entscheidung ... wieder rückgängig gemacht werden kann.«

»Ihr wollt ihn zurückhaben!«, sagt Saldow streng. Seine silbrig grünen Augen blitzen, als er sich zu seiner vollen Größe aufrichtet. »Du denkst, er könne an die Luft zurückkehren, so wie deine Schwester aus der Tiefe zurückgekehrt ist.« Er legt die Stirn in Falten und blickt uns nacheinander in die Augen. »Es bedarf mehr als menschlicher Tränen, um euren Vater zu euch zurückzubringen. Seid ihr wirklich bereit zu erfahren, was mit ihm geschehen ist? Seid ihr bereit zu erfahren, welche Entscheidung er getroffen hat?«

Ich bringe keinen Ton heraus, doch Conor antwortet leise und entschieden: »Wir sind bereit.«

»Eine wahre Antwort kann so verletzend sein wie der Schnitt einer Koralie«, warnt Saldow. »Doch wenn ihr mehr wissen wollt, dann kommt mit mir.«

Ohne sich zu vergewissern, ob wir ihm

wirklich folgen, schwimmt Saldowr davon,
dem Herzen des Waldes entgegen.

Zwölftes Kapitel



Wo der Wald am dichtesten ist, unweit der Höhle, halten wir an. Ihr Eingang wird von einem Vorhang aus silbrigem Seegras verborgen, das sanft hin und her wogt. Ich wünschte, ich könnte in die Höhle schwimmen und Faro für alles danken, was er für mich getan hat. Obwohl ich von Dankbarkeit erfüllt bin, schaudere ich bei dem Gedanken, was ihm hätte passieren können. Und mir.

Saldowr schüttelt den Kopf, als hätte er meine Gedanken gelesen. »Wartet hier«, sagt er, dann taucht er durch den Vorhang hindurch.

Wir warten. Ein sanftes, tiefes Rot leuchtet durch die dichten Zweige, die sich vor uns befinden. Die schimmernden Felsen, die den

Eingang zur Höhle umgeben, sind mit Perlmutter besetzt. Der Sand glitzert silbrig. Im Herzen der Wälder von Aleph ist es wunderschön, doch habe ich keine Ruhe, um die Schönheit wirklich genießen zu können. Meine Haut prickelt vor gespannter Erwartung. Etwas Entscheidendes wird geschehen – oder geschieht bereits, ohne dass wir es wissen.

Plötzlich zieht mich Conor am Arm. »Da oben ...«, flüstert er. »Siehst du, da oben, zwischen den Zweigen?«

»Was ist da? Ich kann es nicht genau erkennen.«

»Ich glaube, es sind Haie, die über den Bäumen hin und her schwimmen.«

»Haie? Was ... was für Haie?«

»Ich weiß es nicht.«

»Hoffentlich kommt Saldowr gleich zurück.«

»Jedenfalls bleiben sie dort oben. Sie schwimmen ständig hin und her, als würden sie Wache halten.«

»Wache halten? So wie die

Wächterrobber?«

Die Wächterrobber bewachen die Grenze zu Limina – dem Ort, den die Mer aufsuchen, um zu sterben. Und sie sind bereit, jeden zu töten, der den Frieden von Limina bedroht. Fast hätten sie auch Roger und seinen Freund Gray getötet. Mir graut, wenn ich daran denke, wie die Graurobber ihn und Gray wie Stoffpuppen durch das Wasser gestoßen haben. »Glaubst du, dass die Haie die Wälder von Aleph bewachen, Conor?«

»Sieht ganz so aus.« Conor späht angestrengt nach oben. Er hat schon immer eine stärkere Sehkraft gehabt als ich. »Sie sehen wie Wächter aus, genau wie die Graurobber in Limina. Aber mach dir keine Sorgen, Saph. Solange wir unter Saldowrs Schutz stehen, können sie uns nichts anhaben.«

Ich gleite näher an Conor heran, folge seinem Zeigefinger mit dem Blick und sehe eine vertraute Gestalt: einen länglichen, geschmeidigen, stromlinienförmigen Körper

mit zurücktretendem Unterkiefer. Der Hai durchquert mein Blickfeld, um mit einem kraftvollen Schlag seiner Schwanzflosse kehrtzumachen und zurückzuschwimmen. Ein Stück über ihm erblicke ich ein zweites Exemplar.

»Warum haben sie uns nicht angegriffen, als wir hierher kamen?«

Conor zuckt die Schultern. »Sei einfach froh, dass sie es nicht getan haben.«



Saldowr ist auf dem Rückweg. Er trägt einen Umhang, der dasselbe Tintenblau hat wie eine Muschelschale. Er umfließt seine Gestalt und hat sich über seinen rechten Arm gelegt. Saldowr hält etwas in der Hand, das vom Umhang verborgen wird. Sein Gesicht ist ernst. Seine Augenbrauen sind zusammengezogen, doch glaube ich nicht, dass er zornig auf uns ist. Sein Umhang bauscht sich, tintenblau, schwarz und perlmuttfarben.

Er hält an und blickt uns in die Augen. Dann

breitet er die Arme weit aus, worauf der Umhang von seinen Schultern gleitet. In der rechten Hand hält er einen Spiegel. Er ist nur so groß wie meine Hand und besteht aus einem stumpfen Metall, das in etwa wie Zink aussieht. Es gibt keinerlei Verzierungen. Ein ziemlich enttäuschender Anblick. Ich hatte mir etwas viel Bedeutsameres vorgestellt und strecke meine Hand aus, um den Spiegel zu berühren.

»Nicht anfassen!«, ruft Saldowr. Ich zucke zurück, als hätte ich mich verbrannt.

»Ihr dürft schauen, aber nicht anfassen. Einer nach dem anderen. Wer will anfangen?«

»Conor fängt an«, antworte ich rasch. »Er ist der Ältere.«

»Und du die Neugierigere von uns beiden«, murmelt Conor. Saldowr blickt ihn ernst an. Conor streckt sich und tritt vor. Saldowr hält ihm den Spiegel entgegen.

»Sieh hin, aber fass ihn nicht an«, wiederholt er.

Zögernd, mit herunterhängenden Armen,

beugt sich Conor über den Spiegel. Ich kann ihn nicht sehen, weil er von Conors Rücken verdeckt wird.

Plötzlich ballt Conor die Fäuste. Sein ganzer Körper ist angespannt. Ich erwarte, dass er jeden Moment die Beherrschung verliert, doch er bleibt ganz ruhig.

Niemand spricht ein Wort. Mein Bruder starrt wie gebannt in den Spiegel, den Saldowr ihm vors Gesicht hält. Die Schatten der wogenden Gräser über unseren Köpfen flackern über seinen Umhang. Ich betrachte die Muster, die dabei entstehen, und falle schon nach wenigen Sekunden in eine Art Trance, als wäre ich hypnotisiert worden.

Nur mit größter Anstrengung komme ich wieder zu Bewusstsein. Ich muss mich vergewissern, dass es Conor gut geht. Wie lange starrt er bereits in den Spiegel? Vielleicht waren es nur ein paar Sekunden, doch kommt es mir wie Minuten oder gar Stunden vor.

Saldowr ist unser Freund. Er würde nicht

versuchen, mich oder Conor zu hypnotisieren, das weiß ich genau. Schließlich tritt Conor zurück und steht wieder neben mir. Ich strecke meinen Arm aus und drücke seine Hand, aber er erwidert die Geste nicht. Er versucht, mich anzulächeln, doch seine Augen lächeln nicht. Vielmehr blitzen sie vor Zorn.

»Alles in Ordnung, Con?«

»Später, Saph!« Er ist außer Atem, als hätte er sich gerade ein Wettrennen geliefert. Saldowr lässt die Hand sinken, worauf sich der Umhang wieder um den Spiegel schließt. Will er mich nicht auch gucken lassen?

»Der Spiegel muss wieder verborgen werden«, sagt er ruhig.

»Aber ... aber Sie haben ihn Conor doch auch gezeigt.«

»Willst du sehen, was der Spiegel dir enthüllt, mein Kind?«

»Nicht nötig!«, schaltet sich Conor ein. »Saph braucht nicht auch noch hineinzuschauen.«

»Findest du nicht, dass deine Schwester

ebenfalls ein Recht darauf hat, die Wahrheit zu erfahren?«

»Saph braucht sich das nicht anzusehen! Ich ... ich werde es ihr erzählen.«

Saldowr schüttelt den Kopf. »So funktioniert das nicht. Sie muss es mit ihren eigenen Augen sehen und mit ihren eigenen Ohren hören.«

Ich betrachte die Falten von Saldowrs Umhang, hinter dem der Spiegel verborgen ist. Ich will ihn sehen, doch habe ich Angst, was er mir zeigen wird. Wenn ich mich nicht selbst davon überzeuge, werde ich mich stets fragen, was er mir enthüllt hätte, wäre ich bloß ein wenig mutiger gewesen. Langsam bewege ich mich nach vorne. Ich bin froh, den Spiegel nicht selbst halten zu müssen, weil meine Hände zittern. Mit ausdrucksloser Miene hebt Saldowr erneut seine Arme, sodass der Umhang zurückgleitet und den Spiegel freigibt. Ruhig hält er ihn mir entgegen. Jetzt habe ich keine Wahl mehr.

Zunächst sehe ich nichts anderes als den

trüben Schein der metallenen Oberfläche. Vielleicht wird mir der Spiegel nichts enthüllen. Ich weiß nicht, ob ich enttäuscht oder erleichtert bin. Stumpfes, silberfarbenes Metall. Es ist nicht einmal ein guter Spiegel. Zwecklos, sich davor zu kämmen.

Als hätte der Spiegel meine Gedanken gelesen, verändert er so plötzlich seine Oberfläche, wie ein Gewitter über dem Meer aufzieht. Schatten ballen sich zusammen und treiben über ihn hinweg. Die Schatten von Zweigen sowie ein durchbrochenes Muster aus Rot, Violett und Blau. Dunkelblau, tintenblau – es ist nur der Widerschein von Saldowrs Umhang. Doch unversehens teilen sich die jagenden Schatten, wie ein Theatervorhang, wenn das Stück beginnt. Ja, es ist wie ein Theaterstück. Die Schauspieler sind bereits auf der Bühne und warten auf das Publikum.

Eine Frau sitzt mit dem Rücken zu mir. Es muss eine Mer sein, denn ich erkenne ihre schöne, kraftvolle Schwanzflosse, die, ein

wenig gekrümmt, wie die Schwanzflosse eines Seehunds aussieht. Sie beugt sich nach vorne und scheint vollkommen in das versunken, was sie vor sich sieht. Es scheint ihr alles zu bedeuten.

Die lockigen Haare wallen über ihren Rücken. Sie trägt ein fein gewebtes Leibchen. Elvira hatte einmal ein ähnliches Oberteil an. Dann hebt die Frau ihren Kopf, dreht sich langsam um und blickt glücklich lächelnd in den Spiegel. Sie hat eine gewisse Ähnlichkeit mit Elvira. Beide haben grüne Augen und eine kurze, gerade Nase. Doch ihr Lächeln ist anders.

Das Lächeln der Frau wird noch strahlender, als sie jemand erblickt. Schaut sie mich an? Kann sie mich sehen? Nein, wir haben keinen Blickkontakt miteinander. Sie sieht zu jemand hinüber, der ihr in der Welt des Spiegels entgegenkommt. Während ich sie betrachte, wird mir klar, dass sie viel älter ist als Elvira. Sie ist eine Frau, kein Mädchen. Vielleicht Elviras Tante oder eine ältere Kusine, doch

ist sie nicht alt genug, um Elviras Mutter zu sein.

Die Frau bewegt sich ein Stück zur Seite, immer noch lächelnd. Jetzt sehe ich, in welchen Anblick sie versunken war. In einer Wiege, die aus einem glatten Stein gemacht und mit seidigem Seegras ausgekleidet ist, liegt ein Mer-Baby. Es hat die Augen geschlossen und schläft, während sich seine flaumigen Haare in der sanften Strömung des Wassers bewegen. Das Baby ist völlig nackt. Ich vermute, dass es in Indigo nicht notwendig ist, einem Baby warme Kleider anzuziehen. Es hat die Hände um seinen Kopf gelegt. Seine Schwanzflosse ist perlmuttfarben. Vielleicht sind Mer-Babys wie Robben, und ihre Schwanzflosse wird im Laufe der Zeit dunkler.

Dann hebt die lächelnde Frau ihre Hand zum Gruß. Ihr Gesicht ist voller Liebe und Wärme. Ich wünschte, sie würde *mich* anlächeln. Wie gerne würde ich in den Spiegel hineinschwimmen, um sie kennenzulernen.

Am Rande des Spiegel sehe ich einen Schatten. Eine Gestalt. Einen Mann. Einen Mer, der seiner Mer-Frau entgegenschwimmt. Auch er hebt seine Hand und winkt. Als er sich in einem Strudel von Blasen umdreht, sehe ich sein Gesicht.

Der Mer schwimmt zu der Wiege und küsst das schlafende Baby auf die Stirn. Sehr sanft, sehr liebevoll. Dad hat uns vor dem Einschlafen immer auf die Stirn geküsst. Mein Herz setzt einen Schlag aus, ehe es gewaltig zu hämmern beginnt, als hätte es einen Stromschlag bekommen. Der Spiegel wird dunkel.



Wir schweigen eine geraume Zeit, Conor und ich, doch drücken wir uns eng aneinander, Schulter an Schulter.

»Eine wahre Antwort kann sehr schmerzlich sein«, sagt Saldowr schließlich. »Es tut mir leid.«

»Eine wahre Antwort?«, presst Conor zwischen den Zähnen hervor. »Soll das eine

wahre Antwort sein?«

»Ja«, sagt Saldowr.

»Wahrscheinlich hat es hier jeder gewusst, nur wir nicht«, fährt Conor wütend fort. »Weiß Faro Bescheid? Und Elvira?«

»Ja, sie wissen es. Wie sollten sie es nicht wissen? Die Mer sind nicht wie ihr. Wir haben kaum Geheimnisse voreinander. «

Ich will keinen Gedanken mehr an Dad verschwenden. Ich will die Erinnerung an ihn aus meinem Gedächtnis streichen.

»Sie sieht aus wie Elvira«, sagt Conor, »diese ... diese *Frau*. Ist sie mit ihr verwandt?«

»Sie ist die Schwester ihrer Mutter und hat vor einiger Zeit ihren Mann verloren. Faro und Elvira können sich darüber freuen, dass Mellina wieder glücklich ist, nachdem sie lange getrauert hat.«

»Und ob sie das können«, brummt Conor mürrisch. »Haben sie das schon die ganze Zeit gewusst? Seit unserer ersten Begegnung im letzten Jahr? Ich bin mir sicher, dass sie es

gewusst haben.«

»Das müsst ihr Faro und Elvira schon selbst fragen.«

»Vielleicht haben wir dazu keine Lust«, erwidert Conor.

Saldowr sieht uns nachdenklich an. Mir hat es die Sprache verschlagen. Ich fürchte, ich würde anfangen zu weinen und zu schreien wie ein Baby, wenn ich den Mund öffne. Faro hat es die ganze Zeit über gewusst und kein Wort gesagt.

Ich dachte, er sei mein Freund. Wir waren uns so nahe, dass wir die Gedanken des anderen lesen konnten. Weiß er denn nicht, wie sehr es wehtut, dass Dad uns verlassen hat? Kann er sich nicht vorstellen, welche Gefühle die Existenz seiner Mer-Frau in uns auslöst? Wie kann Faro nur glücklich über etwas sein, das Conor und mich so unglücklich macht? *Kleine Schwester* nennt er mich immer. Ich habe nie verstanden, warum. Vielleicht will er mir damit zu verstehen geben, dass wir mehr sind als Freunde: dass

wir miteinander verwandt sind.

»Ihr müsst euch klarmachen, dass die Mer anders sind als ihr«, sagt Saldowr. »Wir besitzen einander nicht, so wie ihr das tut.«

»Wieso *besitzen*? Mit besitzen hat das gar nichts zu tun. Mein Vater war *verheiratet*, verheiratet mit meiner Mutter, das ist alles«, stellt Conor fest.

»Doch für ihn war es nicht alles, denn seine Liebe ging neue Wege.«

»Sie hat ihn dazu gebracht. Er wollte es gar nicht!«, sage ich erregt. »Diese Frau, Mellina, sie hat für ihn gesungen. Hätte sie nicht gesungen, wüsste er gar nicht, dass sie existiert. «

»Das Entscheidende ist doch, dass euer Vater zugehört hat.«

»Das hätte er nie tun dürfen«, sagt Conor. »Er hatte kein Recht dazu. Er war mit Mum verheiratet.«

»Ich kann mit euch nicht über die Kräfte sprechen, die Männer und Frauen bewegen«, sagt Saldowr ernst. »*Hätte, sollte, würde,*

könnte. Das sind menschliche Wörter, und selbst in unserer gemeinsamen Sprache haben sie keine Bedeutung. Wir müssen uns danach richten, was *ist* – nicht, was sein *könnte* oder *sollte*. Ihr habt das Kind gesehen. Er ist nun mal geboren worden. Das kann euch zuliebe nicht ungeschehen gemacht werden.«

»Wollen Sie damit sagen, dass unser Vater niemals zu uns zurückkehren kann?«, fragt Conor langsam.

»Das habe ich nicht gesagt. Ich zeige euch nur, was *ist*.«

Conor richtet sich auf und sagt mit plötzlicher Würde: »Dafür möchten wir Ihnen danken. Wir haben keine weiteren Fragen mehr.«

Ich schaue ihn bewundernd an. Ich hätte vermutlich unzählige verzweifelte Fragen zu Dad und der Mer-Frau und dem Baby mit der perlmuttfarbenen Schwanzflosse gestellt, das

...

Unser Halbbruder ist. Das ist die richtige Bezeichnung. Aber ich habe nur einen Bruder,

und das ist Conor. Ich will keinen zweiten haben.

Unser Halbbruder, Faros und Elviras Cousin. Die Mutter des Mer-Babys ist ihre Tante. Sein Vater ist unser Vater. Das alles ist so sonderbar und verwirrend, dass mir ganz schwindelig wird. Conor hat recht. Wir sollten uns verabschieden und unter vier Augen weiterreden. Saldowr kann unser Problem nicht lösen.

Saldowr schaut zu Conor hinüber, als ließe er sich dessen Worte durch den Kopf gehen. Schließlich nickt er zustimmend. »Wie ihr wollt«, sagt er. »Doch es gibt noch einen anderen Grund, warum ihr hier seid.«

»Wir kennen keinen anderen Grund.«

»Geh jetzt mit deiner Schwester. Tröstet euch, doch dann kehrt wieder zu mir zurück. Es gibt noch ein anderes Thema, über das ich mit euch sprechen muss.«

»Meinen Sie nicht, wir hätten schon genug erfahren?«, fragt Conor unverblümt. »Was soll da noch hinzukommen? «

»Eine Sache von größter Dringlichkeit. Damit verglichen, wird alles, was ihr im Spiegel gesehen habt, die Kraft verlieren, euch zu verletzen. Irgendwann müssen wir alle sterben und unsere Freuden und Sorgen mit ins Grab nehmen.« Saldowr zuckt die Schultern. »Unsere persönlichen Sorgen sind nicht so wichtig, wie wir denken. *Wir* sind nicht so wichtig, wie wir denken.«

»Das habe ich verstanden«, sagt Conor. Seine Stimme ist so schneidend, wie ich sie noch nie gehört habe. »Ihr Spiegel hat mich gelehrt, dass ich meinem Vater viel weniger bedeute, als ich dachte.«

»Wir werden später miteinander reden. Jetzt ist nicht der richtige Zeitpunkt dazu«, entgegnet Saldowr. »Ruht euch aus. Sprecht miteinander.«

Sein Umhang umfließt ihn, als er zu seiner Höhle zurückschwimmt.



Schweigend sitzen wir Seite an Seite. Es tröstet mich, Conor so nah zu sein. Wir

wissen, was wir empfinden. Ich habe die verzweifelte Hoffnung, dass Conor irgendeinen Plan hat. Er brütet vor sich hin, die Fäuste geballt, den Kopf gesenkt. Schließlich sagt er: »Ich vermute, du hast dasselbe gesehen wie ich.«

»Ja.«

»Was sind wir doch für Idioten. Wagen uns nach Indigo, weil wir uns einreden, dass Dad uns braucht. Bilden uns ein, eine waghalsige Rettungsaktion in Gang zu setzen. Dad hätte sich bestimmt totgelacht.« Seine Stimme klingt so verbittert, dass ich lautstark protestiere: »Nein, Conor! Dad ist nicht so. Er *braucht* uns wirklich. Er hat mich aufgesucht, weil er unglücklich ist. Er will immer noch zu uns, das weiß ich ganz genau.«

»Aber er will es nicht genug. Er will vor allem *sie*. Und das ... das ...«

»Das Baby.«

»Das *Mer-Baby*!«

»Er ist unser Bruder, Con.«

»Er ist nicht mein Bruder. Er gehört zu *ihnen*,

Saph. Denk nur an die Schwanzflosse.«

»Meinetwegen, also unser Halbbruder.«

Conor zuckt zornig die Schultern. »Ich will ja nicht alles noch schlimmer machen, aber eines dürfen wir auch nicht vergessen: Er ist Elviras und Faros Cousin.« Conors Augen blitzen vor Wut. »Und sie haben kein Wort zu uns gesagt, nicht eine Silbe!«

»Vielleicht ... vielleicht wollten sie, konnten es aber nicht. Vielleicht hat Saldowr es ihnen verboten.«

»Elvira hat es nicht einmal versucht.«

»Aber könnte das nicht der Grund sein, warum sie letztes Jahr überhaupt zu uns kamen? Weil wir durch unser Blut miteinander verbunden sind? Faro hat uns schon zweimal das Leben gerettet, Conor. Er hat dich letzten Sommer gerettet, als die Wächterrobben Roger angegriffen haben. Und gerade hat er dich zu Saldowr in Sicherheit gebracht. Er hat sogar sein Leben riskiert, um mich zu finden. Warum sollte er das alles tun, wenn er sich nicht irgendwie ... mit uns verbunden fühlte?«

Conor stützt den Kopf in seine Hände. »Ich will nicht mehr an Faro und Elvira denken. Das ist einfach zu viel für mich, Saph.«

Doch ich werde den Gedanken an das Baby nicht los. An seinen weichen Haarflaum und die pummeligen kleinen Fäuste, die im Schlaf neben seinem Kopf lagen. An seine Schwanzflosse. Das war kein schockierender Anblick. Sie war ein selbstverständlicher Teil von ihm. Es wäre viel merkwürdiger gewesen, hätte es keine Schwanzflosse gehabt. Als wäre er *gespalten* gewesen, mein Babybruder, dabei kenne ich nicht einmal seinen Namen.

»Ich denke auch an Mum«, fährt Conor fort und blickt auf. »Wie würde sie sich fühlen, wenn sie es erfährt?«

Ich bin erschrocken über mich selbst. An Mum habe ich gar nicht gedacht. Wie konnte ich nur so egozentrisch sein? Doch wenn ich in Indigo bin, kommt sie mir so unwirklich vor – wie ein eingefrorenes Bild, das sich weder bewegen noch sprechen kann, solange ich

von zu Hause fort bin.

»Ja, Mum ...«, wiederhole ich kläglich und versuche, den Eindruck zu erwecken, dass ich auch gerade an sie gedacht habe.

»Das wird schrecklich für sie sein!«, sagt Conor mit größter Überzeugung. Mit wird klar, dass sie für Conor nicht wie ein eingefrorenes Bild, sondern so real ist, als stünde sie direkt neben uns.

»Aber muss sie es denn unbedingt erfahren?«

»Das kann doch nicht dein Ernst sein, Saph! Natürlich muss Mum erfahren, was passiert ist. Dad hat sie ja nicht nur verlassen, sondern auch nach Strich und Faden betrogen. Sie verdient es, die Wahrheit zu wissen.«

»Mum hat doch Roger.«

»Mum hätte Roger keines Blickes gewürdigt, wenn Dad nicht verschwunden wäre.«

Ich erwidere nichts. Ich weiß, dass Conor in gewisser Weise recht hat. Wir haben allen Grund, ihn zu verurteilen. Wir sollten ihn hassen und Mum unterstützen. Aber das kann

ich nicht. Denn ich bin nicht in der Lage, eine so scharfe Trennlinie zu ziehen. Gut und schlecht. Schwarz und weiß. Luft und Mer.

Ich gehöre zu beiden Seiten und habe das Gefühl, auf einer Eisscholle zu stehen, die mitten entzweibricht. Einen Fuß auf der rechten und einen auf der linken Seite. Ich muss mich entscheiden: Entweder bringe ich mich mit einem entschlossenen Sprung in Sicherheit oder ich werde ins eisige Wasser fallen. Aber ich kann mich nicht entscheiden. Vielleicht bin ich auch ein Betrüger, so wie Dad.

»Kopf hoch, Saph!«, sagt Conor unvermutet.
»Die Welt wird schon nicht untergehen.«

»Was?«

»Wir lassen uns unser Leben nicht kaputt machen. Ich sag dir, was ich jetzt tun werde. Ich werde nach Hause gehen, mich um Mum kümmern und darauf achten, dass Roger sie gut behandelt. Aber ich habe da keine Bedenken. Eigentlich ist er doch ein guter Kerl. Und ich sage dir noch was, Saph: Ich

werde nie wieder hierher zurückkehren, nach *Indigo* .« Er spuckt das Wort förmlich aus, voller Abscheu. »Sie haben uns immer nur angelogen. Ich dachte, Elvira wäre meine Freundin, dabei wusste sie die ganze Zeit ...«

Ich nicke, als würde ich ihm zustimmen, doch im Grunde bin ich mir nicht so sicher. Das kleine Mer-Baby ist mein Bruder. Okay, mein Halbbruder, aber trotzdem mein Bruder. Mein Bruder in Indigo. Hier sind Faro und Saldowr und der Wal und die Delfine und alle anderen, denen ich in Indigo begegnet bin. Auch Elvira. Aber jetzt ist nicht der richtige Augenblick, um Conor meine Gefühle zu erklären.

»Elvira mag dich wirklich«, sage ich.

»Dann hat sie aber eine merkwürdige Art, es zu zeigen.«

»Sie tut es trotzdem.«



Dann reden wir nicht mehr miteinander. Wir wissen, dass Saldowr bald zurückkommen wird, und in gewisser Weise sind wir froh, von

dem abgelenkt zu werden, was uns der Spiegel gezeigt hat. *Eine Sache von größter Dringlichkeit.* Saldowr ist keine Person, an deren Worten man zweifelt. Es ist eine Kraft in ihm, die unsichtbar und doch sehr real ist, wie Elektrizität. Als er uns entgegenschwimmt, blicken wir ihn beide aufmerksam an.

»Eine wahre Antwort kann sehr schmerzlich sein«, wiederholt er, als er uns erreicht, »doch sehe ich, dass eure Herzen stark genug sind, um geheilt zu werden.«

»Falls wir das wollen«, gibt Conor zurück.

»Ganz recht. Niemand wird euch gegen euren Willen heilen wollen. Doch müssen wir dies nun beiseite lassen und uns dem zuwenden, was ich vorhin angedeutet habe. Habt ihr die Veränderung der Gezeiten noch gar nicht bemerkt? «

»Der Gezeiten?« Der Themenwechsel ist so überraschend, dass wir ihn bloß fragend anstarren.

»Ja, sie haben sich verändert. Ihr seid doch

Wesen der Luft und der Erde. Ihr beobachtet den Verlauf der Gezeiten an euren Küsten. Messt ihr nicht ihre Höhe und legt Gezeitenkalender an?«

»Doch ... ich glaub schon«, antworte ich verwirrt. »Ich meine, ich tue das nicht selbst ...«

»Reden Sie davon, wie schnell die Flut kam, als der Delfin gestrandet war?«, fragt Conor. »Niemand hat das Wasser je so schnell steigen sehen.«

Saldowr nickt. »Auch davon rede ich. Ihr habt euch damals um Indigo verdient gemacht, und das wird nicht vergessen werden. Aber die Veränderung der Gezeiten hat eine tiefere Ursache. Wir fürchten, dass die Gezeiten sich verselbstständigen könnten. Sie versuchen, den Knoten zu lösen, der sie zusammenhält.

Wir fürchten uns vor den Folgen, das heißt, die Klugen unter uns tun das. Doch auch in Indigo gibt es genug Hitzköpfe, die solche Veränderungen begrüßen. Sie jubeln, wenn sie das Gerücht hören, der Gezeitenknoten

würde sich auflösen. Indigo werde davon profitieren, sagen sie. Denn mit den Gezeiten werde auch Indigos Macht anschwellen und eine nie gekannte Größe erreichen. Mit Freuden würden sie eure Welt in den Fluten versinken sehen – dort, wo unsere Grenzen aufeinanderprallen. Doch sie verkennen Folgendes: Sobald eine Seite aus dem Gleichgewicht gerät, wird auch die andere aus dem Gleichgewicht geraten. Und ist das Gleichgewicht erst einmal gestört, so wird, wie ich fürchte, schreckliche Gewalt entfesselt. Vielleicht werdet ihr jetzt sagen, je größer die Weisheit, desto größer auch die Befürchtungen«, fährt Saldowr ironisch fort, »denn seit ich den Gezeitenknoten beobachte, sind meine Sorgen stets größer geworden.«

»Was ist der Gezeitenknoten?«

»Kommt mit mir.«

Saldowr führt uns durch dichten Wald, der Mündung der Höhle entgegen, hält plötzlich inne und taucht zum Meeresboden hinab.

Sand wirbelt auf und trübt das Wasser. Er scheint mit einem heftigen Widerstand zu kämpfen. Sein Umhang ist ihm von den Schultern geglitten, deren schwellende Muskeln von großer Anstrengung zeugen. Als das Wasser wieder klar wird, erkennen wir, dass er einen großen Stein emporhebt. Einen glatten, schwarzen Stein, der vom Wasser, das ihn seit ewigen Zeiten umspült, wie poliert aussieht.

»Es ist... ein Schlussstein«, flüstert Conor.

Er hat recht. Als Saldowr den Schlussstein anhebt, beginnt sich seine Struktur zu verändern. Ein feiner Riss geht durch ihn hindurch und lässt ein bläuliches Zickzackmuster entstehen. Saldowr setzt ihn in eine Felsvertiefung und schwimmt zu uns zurück. Er legt seine Hände auf unsere Schultern. »Seht euch das an!«, sagt er.

Der Stein beginnt sich zu teilen. Durch den sanft aufwirbelnden Sand hindurch sehen wir, wie sich im Stein eine kreisrunde Öffnung bildet. Zunächst ist sie ungefähr so groß wie

eine Pflaume, dann wie ein Apfel, dann wie eine Wassermelone. Schließlich ist sie so groß, dass ich sie mit meinen Armen nicht umfassen könnte.

»Nicht zu nah!«, warnt Saldowr, während sein Griff um meine Schulter fester wird. Ich hatte unbewusst einen Schritt nach vorne gemacht.

»Er öffnet sich immer noch.«

Wir können nicht ins Innere des Steins hineinblicken. Ein blaues Licht flackert darin. Plötzlich fährt mir der Schreck in die Glieder.

All die Horrorgeschichten über Meeresungeheuer, die in der Tiefe leben, fallen mir wieder ein. Das Loch im Stein verbirgt womöglich einen Tintenfisch, dessen Fangarme so lang sind, dass sie uns erreichen und in die Tiefe ziehen können.

Der Stein kommt zur Ruhe.

»Der Mund der Gezeiten ist geöffnet«, sagt Saldowr. Kommt ein wenig näher und schaut hinein.«

Doch erblicke ich weder Ungeheuer noch Seeschlangen, weder Tintenfische noch

Riesenkrabben. Was wir zu sehen bekommen, gleicht eher einem Juwel. Der Mund der Gezeiten enthält einen Wasserknoten, der aus unzähligen ineinander verschlungenen Strängen besteht. Der Knoten selbst scheint so kompliziert, als wäre er niemals zu entwirren. Die einzelnen Stränge sind zu einem undurchschaubaren Muster verflochten, das nur für einen Augenblick Bestand hat, ehe seine Struktur sich verändert und ein neues Muster bildet. So geht es in einem fort, und ich frage mich, wie viele Muster es schon gegeben haben mag.

»Die Muster sind so zahlreich wie die Sandkörner auf dem Grund des Meeres«, sagt Saldowr. »Aber du darfst sie nicht zu lange anschauen. Selbst ich habe mich von ihrer Vielfalt verzaubern lassen und war gerade noch rechtzeitig in der Lage, mich von ihrem Anblick loszureißen.«

Ich zwinkere und wende den Kopf ab. Die Windungen dringen in mein Bewusstsein, so geschmeidig und kraftvoll wie Schlangen.

»Dies ist der Gezeitenknoten«, sagt Saldowr. »Er steuert die Gezeiten und zeigt ihnen die Muster, denen sie folgen müssen.«

»Ich dachte, die Gezeiten folgen dem Mond«, sagt Conor.

»Ja«, stimme ich zu, während ich mich erinnere. »Die Gezeiten sind der Mond, der zu Indigo spricht. Das hat Faro mir erzählt.«

Saldowr nickt. »Es stimmt, dass die Gezeiten derselben Musik folgen wie der Mond. Doch sind sie nicht seine Gefährten und können der Musik nur so weit folgen, wie es der Gezeitenknoten erlaubt. Es ist der Knoten, der die Gezeiten kontrolliert. Er lässt sie gehen und holt sie zurück. Sie müssen seinem Muster folgen – solange der Knoten hält. Wir haben immer geglaubt, der Knoten hielte bis ans Ende aller Tage.«

Seine Stimme klingt besorgt. Saldowr betrachtet den Gezeitenknoten wie ein Arzt einen Patienten, der an einer unbekannten Krankheit leidet. »Doch nun haben wir Anlass zur Befürchtung, dass der Knoten sich löst«,

fährt er mit leiser Stimme fort. Erneut rieselt ein Schauer durch mich hindurch. Der Gezeitenknoten verschlingt sich zu immer neuen Mustern. Er sieht mir absolut stabil aus. Die Stränge drehen und winden sich, funkelnd wie Juwelen. Sie sind voller Kraft und Schönheit. Ich könnte ihm ewig zusehen und niemals würde sich ein Muster wiederholen ...

»Sieh nicht zu lange hin!«, wiederholt Saldowr eindringlich.

»Ich kann gar nicht erkennen, dass sich die Stränge voneinander lösen«, sagt Conor.

»Die Veränderungen, die ich beobachte, sind sehr klein. Deine Augen können sie nicht erkennen, doch ich beobachte den Gezeitenknoten schon seit meiner Kindheit und habe bemerkt, dass er sich verändert hat.«

Ich zucke zusammen. »Die Gezeiten sind zu allem in der Lage.«

Saldowr schaut mich an. »Du spürst es auch, spürst ihre Kraft?«

»Ja.«

»Die Gezeiten wollen sich befreien. Wie ich schon sagte, gibt es in Indigo – sogar unter den Mer – einige, die es begrüßen würden, wenn die Gezeiten sich verselbstständigten. Sie würden sich darüber freuen, wenn eure Welt in den Fluten versänke.«

»Warum wollen *Sie* das nicht?«, fragt Conor kühn. »Uns wurde so viel darüber erzählt, wie viel Schaden die Menschen Indigo zufügen. Warum wollen Sie uns beschützen? «

»Meine Zuneigung zu den Menschen hält sich in Grenzen«, entgegnet Saldowr. »Bis jetzt hatte ich nur wenig Anlass, ihnen wohlgesinnt zu sein. Doch wenn die Gezeiten erst mal entfesselt sind, wer wird sie dann wieder bändigen? Ich sage euch, dass sie genug Kraft haben, um auch die Mer zu vernichten. Genug, um unsere Welt in Stücke zu reißen. Es kommt darauf an, die Balance zu wahren. Zu dieser Einsicht bin ich als Hüter des Knotens gelangt. Natürlich kann man auch zu anderen Einsichten gelangen«, fügt er hinzu. »Ihr müsst eure eigenen Schlüsse ziehen.«



Ich höre seine Worte wie in Trance. Der Gezeitenknoten hat mich gebannt. Wenn ich nur lange genug hinschaue, werde ich herausbekommen, wo die Muster beginnen und wo sie aufhören. Saldowr sagt, der Knoten löse sich. *Zeig es mir*, sage ich stumm, *zeig es mir*.

Die Stränge winden sich wie Schlangen und beginnen zu zucken. Das bläuliche Licht verstärkt sich und erleuchtet die blanken Seiten der Öffnung. Wie weit mag sie nach unten reichen? Wie tief ist der Gezeitenknoten? Er ist blau wie ein Saphir, so blau ...

Ich trete einen Schritt vor. Der pulsierende Knoten strotzt vor Leben und Energie und ist viel größer, als ich angenommen habe. Durch die Öffnung ist nur ein kleiner Ausschnitt des Knotens zu sehen. Er muss bis weit hinunterreichen, weiter als der Stein vermuten lässt, bis in die Tiefen des Ozeans. Ich sehe nur einen winzigen Teil seines riesigen

Musters, doch wenn ich noch näher trete, werde ich mehr erkennen ...

Saldowr zieht mich zurück. »Vorsicht, mein Kind! Der Mund schließt sich wieder.«

Er hat recht. Sehr langsam, hypnotisch langsam, beginnt sich die Öffnung des Steins zu schließen. Je weiter die beiden Seiten sich zusammenschieben, desto heller wird das Licht. Ein letztes Mal sehen wir es kurz aufflackern, ehe Saldowr den mächtigen Schlussstein nimmt und zurück an seinen Platz wuchtet.

Meine Arme schmerzen. Ich sehe noch den Abdruck von Saldowrs Hand, die mich zurückriss, ehe der offene Mund der Gezeiten mich verschlingen konnte.

Dreizehntes Kapitel



Ihr müsst jetzt aufbrechen«, sagt Saldowr. Saldowr und ich haben uns vom verschlossenen Mund der Gezeiten entfernt, doch Conor kann sich nicht losreißen. Der Sand wirbelte gewaltig auf, als Saldowr den Schlussstein an seinen Platz setzte. Doch jetzt ist das Wasser wieder klar und Conor mustert den Stein aus unmittelbarer Nähe. Nicht einmal eine feine Naht ist dort zu erkennen, wo der Stein sich geöffnet hat. Kaum vorstellbar, dass sich in seinem Inneren immer noch der Gezeitenknoten befindet.

Ich will ihn wiedersehen, auch wenn er mir Angst macht. All die Kraft und Energie – genug, um Tausende von Städten zu erleuchten –, die von ihm ausgeht. Vielleicht

wird Saldowr den Schlussstein ein weiteres Mal entfernen, wenn wir ein wenig warten.

»Ihr müsst Indigo jetzt verlassen«, wiederholt Saldowr eindringlich. »Ein Sturm zieht auf.«

»Aber wir können Indigo noch nicht verlassen. Wir müssen auf Faro warten. Conor ist auf ihn angewiesen. Hier unten in den Wäldern von Aleph kommt er allein zurecht, doch außerhalb bekommt er nicht genug Sauerstoff, wenn er auf sich allein gestellt ist.«

Saldowrs Miene bleibt unverändert. Anscheinend ist ihm nicht bewusst, wie gefährdet Conor in Indigo ohne fremde Hilfe ist.

»Dann werden seine Lippen blau und er kann nicht mehr schwimmen. Eigentlich ist das merkwürdig, denn Conor ist viel stärker und widerstandsfähiger als ich, wenn wir an der Luft sind. Eine Zeit lang kann auch ich ihm helfen, doch meine Kräfte in Indigo reichen nicht aus. Es sei denn ... es sei denn, sie sind inzwischen gewachsen«, füge ich

zweifelnd hinzu. Saldowr schüttelt den Kopf.

»Du bist noch nicht stark genug, mein Kind. Der Wille deines Bruders ist auf die Luft und die Erde gerichtet. Das schwächt ihn in Indigo. Doch in dir sind die Menschenwelt und Indigo gleich stark vorhanden. Beide ringen in dir. Wärest du nicht geteilt, würdest du noch stärker sein. Dann könntest du aus ganzem Herzen nach Indigo kommen ... aber genug davon. Ihr müsst wieder an die Luft. Es ist keine Zeit mehr zu verlieren.«

»Begleiten Sie uns?«

»Nein, ich kann den Gezeitenknoten nicht verlassen.«

»Aber was soll aus Conor werden?«

»Die Delfine werden euch begleiten. Ihr kennt sie und sie kennen euch. Wo immer die Delfine sind, da ist Indigo, doch können sie auch nach Belieben durch die Luft springen. In Begleitung der Delfine wird dein Bruder frei atmen können. Sie werden so viel wie möglich mit dem Rücken über der Oberfläche sein, um ihm die Reise zu erleichtern. Und

dennoch seid ihr die ganze Zeit sicher in Indigo. Die Delfine werden sich freuen, die Reise mit euch unternehmen zu können. Das weiß ich sicher.«

Ich werde wieder auf einem Delfin reiten! Voller Freude erinnere ich mich daran, wie der Delfin im Sommer mit mir durch die Wellen jagte, schnell wie ein Pfeil und wild wie der Wind. Vielleicht begegnen wir sogar dem Delfin wieder, der gestrandet war. Für Conor ist das die perfekte Lösung. Ich lächle Saldowr dankbar an, doch dann fallen mir wieder die Haie ein.

Sie schwimmen über unseren Köpfen und bewachen die Wälder von Aleph mit derselben Unbarmherzigkeit, wie die Graurobben Limina bewacht haben. Sobald wir nicht mehr unter Saldowrs Schutz stehen, sind wir den Haien wehrlos ausgeliefert. Manchmal greifen sie sogar die Mer an. Faro hat mir letzten Sommer davon erzählt. *Manchmal hören sie nicht, dass wir Mer sind. Sie wollen hören, dass wir Robben*

sind.

Meine Gedanken überschlagen sich, als hätte die Angst sie wie ein Sturm durcheinandergewirbelt. Ich sehe schon einen Hai auf mich zukommen, mit weit geöffneten Kiefern, bereit zum Angriff.

Verliert man das Bewusstsein, wenn man von einem Hai gefressen wird, oder bekommt man alles genau mit? »Diese ... diese Haie«, beginne ich. Saldowr hebt seine Hand, um mich zum Schweigen zu bringen.

»Gute Gefährten«, sagt er. »Vielleicht nicht die intelligentesten Geschöpfe in Indigo, doch äußerst pflichtbewusst. Komm mit, dann kannst du sie kennenlernen.«

»Ich? Einen Hai ... kennenlernen?«

»Ja. Ihr beide. Jetzt schau nicht so erschrocken. Es ist zu eurem eigenen Schutz. Kommst du, Conor?«

Doch Conor ist immer noch in den Anblick des Schlusssteins versunken.

»Conor!«, ruft Saldowr eindringlich.

Conor blickt sich um. Saldowr wartet mit

verschränkten Armen und sieht gebieterischer aus als je zuvor. Mit offensichtlichem Widerwillen verlässt Conor den Stein und schwimmt uns entgegen. »Diese Muster, Saldowr«, sagt er eifrig, »sehen wie eine Schrift aus, aber eine Schrift, die ich noch nie gesehen habe. In welcher Sprache ist sie geschrieben? «

»Von welchen Mustern redest du?«

»Von denjenigen, die in den Stein geritzt sind. In dem Moment, als der Schlussstein wieder an seinem Platz war, sind sie sichtbar geworden. Sowie ... wie die Zauberschrift, die wir mit Wasser und Pinseln hergestellt haben, als wir klein waren, weißt du noch, Saph? Hast du nicht auch gesehen, wie sich plötzlich die Muster auf dem Stein abgezeichnet haben? Ich bin sicher, dass es irgendeine Schrift ist.«

Ich schweige. Ich habe zwar weder ein Muster noch eine Schrift erkannt, doch will ich Conor in Saldowrs Gegenwart nicht widersprechen. Conor berührt meine Hand.

»Schau sie dir an, Saph. Vielleicht kannst du sie sogar lesen.«

»Warte!«, sagt Saldowr. »Warst du in der Lage, irgendetwas von der Schrift zu entziffern, mein Sohn?«

»Nein.« Conor zögert. »Nicht wirklich. Die Zeichen verschwammen vor meinen Augen. Aber wenn ich sie ein bisschen länger studieren könnte, würde es mir vielleicht gelingen. «

»Vielleicht. Doch zum Studieren ist jetzt keine Zeit.«

»Können Sie die Schrift lesen, Saldowr?«, frage ich ohne Umschweife.

»Ich bin der Hüter des Gezeitenknotens«, sagt er, als wäre dies eine Antwort.

»Aber ...«

»Für Fragen ist jetzt keine Zeit.«

Für Fragen ist in Indigo nie Zeit, denke ich aufmüßig. Conor ist genauso neugierig wie ich, doch Saldowrs Miene ist unergründlich.

»Vergesst den Stein jetzt«, sagt er. »Die Zeit wird kommen, glaub mir, Conor. Doch nun

müsst ihr zu eurem eigenen Schutz die Haie treffen und nach Hause zurückkehren, ehe der Sturm losbricht.«

»Dürfen wir nicht zuerst Faro sehen, nur für einen Moment? Wir wollen uns bei ihm bedanken«, sage ich. Es gibt so vieles, über das ich mit ihm reden möchte. Conor ist stocksauer auf Faro und Elvira, weil sie so vieles vor uns geheim gehalten haben, doch ich weiß nicht recht... Vielleicht hatten sie keine Wahl. Das Leben der Mer ist so vollkommen anders als unseres. Immer noch gibt es so viele Dinge, die ich nicht verstehe.

»Bitte, lassen Sie uns zu Faro«, bettele ich. Doch Conor sagt: »Ach, lass doch, Saph. Ich will ihn sowieso nicht sehen.«

Saldowr gibt seine Zustimmung ohnehin nicht, und ich wage nicht, ein weiteres Mal zu fragen. Unwillig folge ich Conor und Saldowr nach oben, durch das dichte Blattwerk der wogenden Meeresbäume hindurch, bis wir die Wälder von Aleph verlassen haben.

Saldowr hält an. »Bleibt dicht beieinander

und hinter mir«, sagt er. Saldowr ist so viel mächtiger als Faro oder Elvira, dass Conor es nicht nötig hat, sich an seinem Handgelenk festzuhalten. In seiner Nähe zu bleiben, reicht aus. »Bleibt hinter mir, wir kommen jetzt ins Revier der Haie.«

Mir ist übel vor Angst. Wäre Saldowr nicht bei uns, würde ich auf der Stelle kehrtmachen und in die Wälder zurückkehren. Doch wir schwimmen stetig weiter.

Plötzlich tauchen sie vor uns auf. Ihre massigen, grauweißen Körper verleihen dem Meer selbst eine tote, graue Farbe. Sie sind so breit wie Hubschrauber und so lang wie U-Boote, mit zurückspringendem Unterkiefer und kleinen Augen. Erbarmungslosen Augen. Alles, was ich je über Haie gehört habe, schießt mir durch den Kopf. Wie gefährdet sind wir, wenn nicht einmal die Meer vor ihnen sicher sind?

»Ich glaube, es sind Weiße Haie«, murmelt Conor.

Dann stimmen also die Gerüchte, die wir in

den letzten Jahren gehört haben. Weiße Haie dringen mit den warmen Strömungen immer weiter gen Norden vor. Als die Haie sich in unsere Richtung drehen, breitet Saldowr die Arme aus, um sie zu begrüßen. Sein Umhang bauscht sich schützend um uns.

»Kommt, meine Freunde!«, ruft er. Zwei Haie verlassen die Patrouille und tauchen zu uns hinab. Trotz Saldowrs Gegenwart ist es die schwierigste Aufgabe meines Lebens, jetzt ruhig zu bleiben und nicht zurückzuschrecken. Ich spüre die Angst in meinem Mund, sie schmeckt nach Metall. Die Haie dürfen sie nicht riechen. Vielleicht sind sie wie gefährliche Hunde, die stets spüren, wenn man Angst vor ihnen hat. Conor legt seinen Arm um meine Schultern und hält mich fest.

»Ist schon okay, Saph«, flüstert er. »Saldowr wird nicht zulassen, dass sie uns etwas tun.«

Die Haie öffnen ihre Kiefer, als sie vor Saldowr zum Stehen kommen. Ihre offenen Mäuler offenbaren mehrere Reihen von Zähnen, jeder einzelne so lang wie meine

Hand. Ob Haie je zum Zahnarzt gehen? Ich muss mich zusammenreißen, um nicht hysterisch loszukichern.

Diese Zähne würden einen wie eine Kettensäge auseinanderreißen. Der Wal war Ehrfurcht gebietend, doch die Haie sind grauenerregend. Kein Signal der Verbundenheit geht von ihnen aus. Sie sind Fremde.

»Ich bin mit eurer Arbeit sehr zufrieden«, lobt Saldowr. »Jetzt hört mir gut zu. Ich bin mit zwei Freunden des Gezeitenknotens gekommen. Macht euch mit ihnen vertraut, damit sie passieren können.«

Er schiebt uns nach vorne und umhüllt uns mit den Falten seines Umhangs, sodass wir geschützt, aber nicht verdeckt sind. Die Haie schwingen ihre großen Köpfe hin und her. Ich balle die Fäuste und bohre die Fingernägel in meine Handflächen.

Conors Griff um meine Schultern verstärkt sich. »Bleib ganz ruhig, Saph«, flüstert er. »Es wird alles gut gehen.«

»Sie nehmen euren Geruch auf«, sagt Saldowr leise. Ein Haiauge fixiert mich, während der Kopf hin und her schwingt. Der Blick ist dumpf, kalt und aufmerksam. Für den Hai bin ich keine Person. Er will nicht mit mir kommunizieren.

»Lernt sie gründlich kennen. Macht euch mit ihnen vertraut«, wiederholt Saldowr. »Sie sind Freunde des Gezeitenknotens. Teilt die Erinnerung an ihren Geruch mit euren Gefährten.«

»Schwimmt näher an sie heran«, drängt er uns. »Wir müssen ganz sicher sein, dass sie euren Geruch aufnehmen.«

Würde ich jetzt meine Hand ausstrecken, könnte ich die Flanke des Hais berühren. Sie ist so rau, dass meine Haut bei der Berührung in Fetzen gehen würde. Die Kraft, die von dem Hai ausgeht, pulsiert wie eine Maschine. Ich versuche, ihm meine Gedanken zu übermitteln, will ihm zeigen, dass ich kein Feind bin, doch sein Bewusstsein ist ebenso abweisend und schroff wie seine Haut. Ich

finde keinen Zugang zu ihm.

Doch meine Angst ist schwächer geworden. Ich meine zu verstehen, was der Hai tut. Er versucht, die unzähligen Bestandteile meines Geruchs voneinander zu trennen und in seinem Gedächtnis zu speichern. Die Erinnerung wird er an die anderen Haie weitergeben, damit diese keinen Argwohn hegen, wenn sie uns später begegnen. Sie tun dies, weil Saldowr es ihnen befohlen hat.

Conor und ich schweben aufrecht im Wasser, ohne uns zu regen. Die Haie verharren an Ort und Stelle. *Wir stehen unter Saldowrs Schutz.* *Wir stehen unter Saldowrs Schutz,* wiederhole ich im Stillen. Ich darf nicht in Panik geraten. Die Haie würden den Geruch der Panik sofort erkennen. *Wir stehen unter Saldowrs Schutz.*

»Sie haben euch gehört und euren Geruch in sich aufgenommen«, sagt Saldowr schließlich. Seine Stimme klingt erleichtert, als sei nicht einmal er völlig sicher gewesen, wie sich die Haie verhalten würden.

Er streckt ihnen seine Hände entgegen. »Ihr habt euch gut und richtig verhalten, meine Freunde«, lobt er sie. »Ihr seid ein wichtiger Bestandteil der Gemeinschaft und werdet in den Wäldern von Aleph nicht vergessen werden. Auch eurer Kinder und Kindeskindern wird gedacht werden. Ihr habt gute Arbeit geleistet. Nun kehrt zurück und erfüllt eure Pflicht.«

Der Hai, der mir am nächsten ist, dreht ab und berührt mich fast dabei. Als sein Maul an mir vorbeigleitet, erkenne ich einen vertrauten Ausdruck. Saldowrs Lob lässt ihn tatsächlich lächeln.

»Ihre Pflicht bedeutet ihnen alles«, erklärt Saldowr, nachdem die Haie wieder ihre Wachposition eingenommen haben und wir in die sicheren Wälder von Aleph zurückgekehrt sind. »Ein Hai würde eher hundert Mal sterben, als seine Pflichten zu vernachlässigen.« Nach einer Weile fügt er in einem anderen Ton hinzu: »Aber sie können auch sehr empfindlich sein. Man muss ihnen

das Gefühl vermitteln, dass sie geschätzt werden. Sie hassen Spott und Gelächter. Vergesst das nie. Beleidigt man einen, beleidigt man alles, womit sie zu tun haben. Außerdem mögen sie es nicht, um etwas gebeten zu werden, das nichts mit ihren Pflichten zu tun hat.«

Als wolle er seine Kritik relativieren, fügt er sogleich hinzu: »Aber sie sind wirklich hervorragende Wächter und unermüdlich, was ihre Aufgabe betrifft.«

»Darauf wette ich«, murmelt Conor.



Sobald uns der erste Delfin erreicht, wird mir bewusst, wie groß meine Angst vor den Haien war. Ich habe das Gefühl, einem Freund zu begegnen, der einen dunklen, gefährlichen Wald mit seiner Laterne erhellt. Diesen wunderschönen, warmblütigen Tieren gehört meine ganze Sympathie. Ihre Augen sprühen vor Intelligenz und ihre Stimmen dringen durch das Wasser zu uns.

»Hallo, kleine Schwester.«

»Hallo, Bruder.«

Ich habe keinerlei Mühe, die Delfine zu verstehen, ganz anders als neulich im Boot von Mals Vater. Ich blicke zu Conor hinüber. Er hebt lächelnd seine Hand zum Gruß.

»Kannst du sie verstehen, Con?«

»Jeder könnte sie verstehen. Dazu braucht man keine Sprache.«

Doch mir fällt es leicht, mit ihnen zu reden. Heißt das, dass ich jetzt fließend Mer spreche? Ich weiß es nicht. Doch Conor hat recht. Die Sprache der Delfine besteht aus mehr als Wörtern. Sie umkreisen uns im Wasser und stupsen uns spielerisch in die Seite. Es ist ein Willkommensritual, getragen von Wärme und Zuneigung. Mit überschäumender Freude wird mir klar, dass wir in der langen Nacht, in der wir um das Leben ihrer gestrandeten Schwester kämpften, das Vertrauen der Delfine erworben haben. Sie sind nicht nur hier, weil Saldowr es ihnen befohlen hat, sondern aus eigenem Antrieb. Sie freuen sich, uns zu

sehen.

»Sie danken uns, Conor.«

»Ich weiß.«

»Er muss überlebt haben, der gestrandete Delfin.«

Saldowr lächelt beim Anblick der Delfine. Ich denke daran, was der Wal gesagt hat. Weil die Delfine so intelligent sind, verbringen sie ihr ganzes Leben mit Spielen. Auf seine eigene sanfte Art war der Wal durchaus neidisch auf die Delfine. Auch er würde so gern spielen. Und natürlich hätte er es gern gehabt, wenn man über seine Scherze gelacht hätte.

»Ich grüße euch, Brüder!«, ruft Saldowr den Delfinen entgegen. Noch nie habe ich so viel Zuneigung in seiner Stimme gehört. Dann wendet er sich an uns. »Sie sind bereit, euch jetzt nach Hause zu bringen. Sie werden euch aus Indigo heraustragen, ehe der Sturm losbricht.«

Es sind junge, männliche Delfine. Sie schwimmen an unsere Seite, damit wir auf

ihre Rücken klettern können. Ich erinnere mich daran, was Faro mir letzten Sommer gesagt hat. Ich muss *mit* ihnen reiten, nicht auf ihnen.

Ich sitze auf dem Rücken des Delfins und beuge mich weit nach vorne, passe meinen Körper seiner Gestalt an. Ich schlinge meine Arme um ihn und schmiege mein Gesicht an seine Haut. Spüre seine Energie. Er kann es kaum erwarten, wieder durch das Wasser zu fliegen. Conor und sein Delfin setzen sich schon in Bewegung. Conor dreht sich zu mir um, sein Gesicht glüht vor Aufregung. »Ist das wirklich wahr, Saph?«

»Ja, es ist aufregend.«

Mit einem lässigen Schlag seiner Schwanzflosse beschleunigt Conors Delfin das Tempo und deutet an, zu was für einer Geschwindigkeit er in der Lage sein wird, wenn er erst richtig loslegt. Plötzlich springt er nach vorne, macht einen perfekten Salto und taucht neben mir aus dem sprudelnden Wasser. Der Delfin und Conor lachen.

»Ich versteh nicht, dass du nicht

runtergefallen bist, Con!«

Doch Conor ist schon wieder verschwunden, weil der Delfin ein neues Spiel mit ihm spielt. Ein ums andere Mal schießen sie mit Höchstgeschwindigkeit durchs Wasser und machen dann eine Vollbremsung, sodass es um sie herum schäumt und brodelt. Danach gleiten sie in großen Kurven dahin, zeichnen eine Acht ins Wasser, drehen sich so anmutig im Kreis und um die eigene Achse, dass jeder Eiskunstläufer vor Neid erblassen würde. Mir wird vom Zuschauen ganz schwindelig. Ich kann den Delfin und Conor kaum noch voneinander unterscheiden.

»Bist du bereit, kleine Schwester?«, fragt mein Delfin sanft.

»Ja.«

Ich schließe die Augen. Ich weiß, dass wir das Territorium der Haie durchqueren müssen, doch lege ich keinen Wert darauf, sie jemals wiederzusehen.

»Hab keine Angst, mein Kind«, sagt Saldowr. »Mach die Augen auf und schau

mich an.« Widerwillig öffne ich meine Augen. Saldowr sieht mich fragend an. »Du bist ein merkwürdiges Kind. In der Tiefe hast du überlebt, obwohl das eigentlich unmöglich ist. Wenn du Angst haben solltest, dann hast du keine, doch wenn es keinen Grund zur Angst gibt, gerätst du in Panik. Ich habe dir doch gesagt, dass dir die Haie nichts tun werden?«

»Ich weiß, aber ...«

»Fass dir ein Herz! Mit jedem Mal wird dein Mut größer werden. Dies ist nur der Anfang.«

»Der Anfang wovon?«

»Von der Zeit, in der du all deinen Mut brauchen wirst.«

Saldowr ist doch älter, als ich gedacht habe. Sein Gesicht ist straff und glatt, doch seine Augen sehen so aus, als lebte er schon seit Jahrtausenden und hätte mehr gesehen, als ich mir jemals vorstellen könnte. Conor hat recht – Saldowr ist wie Granny Carne, obwohl er andererseits ihr komplettes Gegenteil verkörpert. Ihre Weisheit gehört zur Luft und zur Erde, seine Weisheit gehört zu Indigo.

Doch teilen sie eine Eigenschaft, die bedeutsamer ist als alle Unterschiede. Ich weiß nicht genau, was es ist, doch ich spüre es. Macht ist nicht das richtige Wort. Granny Carne und Saldowr sind wie Magneten, die alles anziehen. Menschen und Tiere und Wissen.

Vielleicht ist Saldowr wirklich schon seit Tausenden von Jahren am Leben. Vielleicht kann er in die Vergangenheit und in die Zukunft blicken, wie Granny Carne. Ich schaudere. Es muss eine Bürde sein, so viel zu wissen.

Saldowr ist eine beeindruckende Erscheinung, wie er so durchs Wasser pflügt, die Hand zum Abschiedsgruß hebend, während sein Umhang sich um ihn bauscht. Doch vielleicht fühlt er sich auch allein. Er weiß so viel mehr als jeder andere, und dieses Wissen muss ihn einsam machen, denke ich – so wie ein Umhang aus Eis.

Jeder, der einen Rat sucht, geht zu Granny Carne. Und doch ist sie allein, weil sie ein

Leben führt wie niemand sonst. Wie sollte das auch anders sein, wenn sie wirklich schon Hunderte oder gar Tausende von Jahren auf dem Buckel hat.

»Vergiss nicht, dass du beschützt wirst, mein Kind«, sagt Saldowr. »Die Haie werden dir nichts anhaben. Wenn *du* daran denkst, werden auch die Haie daran denken. Du darfst keine Schwäche zeigen.«

Er ist sehr ernst. Mir wird klar, dass Saldowrs Schutz nicht wie ein Zaubertrick funktioniert. Wir müssen unseren eigenen Beitrag leisten, damit er wirksam wird.

»Ich weiß«, erwidere ich. Doch kann ich nichts dagegen tun, dass mir bei dem Gedanken an die kaltblütigen Augen der Haie, die über Conor und mich hinweggleiten, schon wieder der Schreck in die Glieder fährt.

»Bitte sagen Sie Faro ...« Welche Botschaft soll ich ihm übermitteln? »Sagen Sie ihm, dass ich ihn so gern noch gesehen hätte. Versichern Sie ihm, dass ich zurückkomme.«

»Natürlich, das werde ich tun. Doch jetzt

beeilt euch. Der Sturm braut sich bereits zusammen.«



Obwohl ich meine Augen fest geschlossen halte, spüre ich, dass wir das Territorium der Haie erreicht haben. Ein kalter Strom wandert durch mich hindurch wie eine Radarwelle. Meine Haut zieht sich zusammen. Kälte, Leere, Feindschaft. Die Haie mustern uns und befragen ihre Erinnerung, was sie mit uns tun sollen.

Ich muss meine Augen öffnen. Ich sollte sie nicht verschlossen halten wie ein Baby, das Verstecken spielt. *Wenn ich dich nicht sehe, kannst du mich nicht sehen.* Das ist es, was Babys denken. Doch die Haie sehen mich nur zu gut. Ich öffne die Augen. Die Vielzahl der Haie macht das Wasser grau. Hier sind sie, in einer Linie, und halten Wache. Ich schaudere, als sie auf mich zukommen, prüfend und hungrig.

Wer ist das?

Die Stimme ist streng, doch ohne jedes

Gefühl. Der Hai geht emotionslos seiner Pflicht nach. Die Delfine, die uns tragen, schwimmen dicht nebeneinander und berühren sich fast.

»Hab keine Angst, Saph«, sagt Conor leise. Er hebt den Kopf. »Sieh den Haien in die Augen und sag ihnen, wer wir sind.«

»Wir sind ... wir sind ...« Meine Stimme ist dünn. Plötzlich spüre ich, wie die Haie meine Schwäche wittern. Aus dem Augenwinkel heraus sehe ich, dass der Hai, der am weitesten entfernt ist, uns zu umkreisen beginnt.

»Wir stehen unter Saldowrs Schutz«, sagt Conor. Seine Stimme ist ruhig. Ja, das ist es, was ich sagen muss. Ich nehme all meinen Mut zusammen und versuche, das wilde Pochen meines Herzens zu ignorieren. Mein Mund ist voller Salzwasser. Dieser Geschmack macht mich stark. Saldowrs Stimme in meinem Ohr: *Du darfst keine Schwäche zeigen. In der Tiefe hast du überlebt.*

Hab keine Angst, sage ich mir. »Wir sind ... wir stehen unter Saldowrs Schutz«, wiederhole ich, diesmal mit festerer Stimme, und dann fallen mir die richtigen Worte ein. »Erinnert euch an uns, Freunde, so wie wir uns an euch erinnern. Saldowr beschützt uns.«

Der eisige Griff der Haie löst sich. Die Delfine sammeln all ihre Stärke, gleiten empor und rauschen davon. Das Territorium der Haie entschwindet in der Ferne. Es ist, als käme man aus einer klammen Höhle an die Sonne. Wir jagen mit den Delfinen dahin, teilen die wilde Freiheit ihrer Sprünge, indem wir plötzlich vom Grauen ins Blaue schießen und uns für einen Augenblick über der Wasseroberfläche befinden – in der Welt der Luft, der Möwen und der schäumenden Gischt –, um im nächsten Moment wieder in die Wellen einzutauchen.

Conors Delfin bleibt dicht an der Oberfläche und nie länger als ein paar Sekunden unter Wasser. Unsere Delfine springen parallel in

die Luft – das Wasser strömt von ihren Körpern, indem sie sich hoch über der See wölben – und tauchen durch den schaumigen Wellenkamm.

Conor dreht sich mit strahlendem Gesicht zu mir um. Das ist es, was er will – in Indigo und doch nicht in Indigo sein, die Freiheit der Delfine teilen und ungehindert atmen können.

Als wir das nächste Mal an die Oberfläche kommen, sehe ich ein Schiff am fernen Horizont, einen schwarzen Felsen und einen Leuchtturm. Das Tageslicht blendet mich.

»Der Bishop Rock!«, ruft Conor, »wir sind fast zu Hause.«

Die Erde wird immer Conors Zuhause sein. Ich wünschte, ich wäre da ebenso sicher. Ich schmiege mein Gesicht an den Rücken des Delfins und rieche das Salz von Indigo. Ich will nicht fort. Solange ich auf dem Rücken des Delfins reite, bin ich immer noch in Indigo. Irgendwo in der Tiefe, in einer steinernen Wiege, liegt mein kleiner Bruder. Irgendwo im Wasser führt mein Vater ein anderes Leben.

Ich kann nicht fort, nicht jetzt ...

Doch bleibt mir keine Wahl. Ohne die Delfine kann Conor nicht überleben, und die Delfine sind keine zahmen Tiere. Sie nehmen uns mit auf die Reise, doch danach kehren sie zu ihrem eigenen Leben zurück. Ach wäre ich doch ...



Wir schwimmen die Küste entlang, befinden uns an der Luft, sind aber nicht auf sie angewiesen, weil wir immer noch in Indigo sind. Neben uns ragen mächtige Granitfelsen aus dem Wasser. Auf ihrer Kuppe eine Handvoll Wohnhäuser, die aussehen wie Spielzeughäuschen. Ich kann das Land riechen. Nie zuvor habe ich seinen Geruch so intensiv wahrgenommen. Wir kommen ihm näher. Wenn jetzt jemand auf den Felsen stünde und Conor und mich auf den Rücken der Delfine sähe, er würde seinen Augen nicht trauen. Und selbst wenn – es würde ihm niemand Glauben schenken. Kann man allen Ernstes einem Freund erzählen, man habe

einen Jungen und ein Mädchen auf Delfinen reiten sehen, weit draußen auf dem Meer?

Gleich werden sich die Delfine der Küste zuwenden und mit Höchstgeschwindigkeit davonschießen, unmittelbar unter der Wasseroberfläche. Sie werden uns zum Strand bringen, und wir werden tropfnass an Land taumeln, während uns der eisige Wind ins Gesicht schlägt.

Erst jetzt spüren wir, wie aufgewühlt die See ist. Die Sonne ist verschwunden und die Farbe des Wassers hat sich von Blau in Bleigrau verwandelt. Der Schaum wird von den Wellenkämmen geblasen. Saldowr hat recht gehabt – ein Sturm zieht auf. Der Himmel verdüstert sich. Die Wolken am Horizont sehen aus wie eine Ansammlung von Blutergüssen.

Wir sind fast am Ziel. In wenigen Minuten werden uns die Delfine verlassen. Indigo wird sich vor uns verschließen, so wie sich der Stein vor dem Gezeitenknoten geschlossen hat.

Vierzehntes Kapitel



Conor, Sapphy, um Himmels willen! Wie seht ihr denn aus?«

Ich rechne jeden Moment damit, dass Mum aufspringt und mich an den Schultern packt, doch stattdessen steht sie langsam – sehr langsam – von ihrem Stuhl auf, der vor dem Kamin steht. »Ihr seid ja völlig durchnässt. Lasst mich eure Hände fühlen. Die sind ja eiskalt! Sapphy, deine Kleider ... ist das etwa Blut an deinem Arm? Und Conor, du hast ja überall blaue Flecken!«

»Das ist kein Blut, Mum, das ist nur ... ein kleiner Kratzer. «

»Was ist hier los?«, ruft Mum erregt. »Habt ihr einen Unfall gehabt? Ihr wart im Meer, nicht wahr?«

Ich habe Mum nicht mehr so außer sich vor Angst erlebt, seit wir nach St. Pirans gezogen sind.

»Beruhige dich, Mum«, sagt Conor. »Es ist doch gar nichts passiert. Wir waren bei Pedn Enys und haben zwei Delfine beobachtet, die ganz nahe an die Küste geschwommen waren. Saph ist ausgerutscht und ich bin ihr zu Hilfe gekommen, das ist alles.«

»Ihr hättet ertrinken können! Ihr hättet aufs Meer hinausgezogen werden können! Diese Felsen sind so gefährlich bei rauer See.«

»*Wir konnten* gar nicht hinausgezogen werden, Mum!«, entgegnet Conor geduldig. Im Gegensatz zu mir gerät er nie mit Mum in Streit. »Wir sind nur in das flache Wasser gefallen, das sich zwischen den Steinen angesammelt hatte. Niemand hätte darin ertrinken können.«

Ich hocke mich vor das Feuer und strecke meine Hände aus, um sie zu wärmen. Wir sind den ganzen Weg nach Hause gelaufen, mit nassen Kleidern und allem. Alles, was

Conor Mum erzählt hat, ist wahr. Kein Wort ist gelogen. Wir waren nur einen Tag fort, so wie wir es Mum versprochen hatten.

Aus der Zeit in Indigo werde ich einfach nicht schlau. Ihr Verhältnis zu unserer Zeit scheint sich ständig zu ändern. Das ist nicht wie eine mathematische Gleichung: x Stunden in Indigo = y Stunden an Land. Die Zeit in Indigo scheint genauso unergründlich wie das Wasser zu sein.

Die Delfine waren einfach unglaublich. Sie brachten uns direkt nach Pen Tyr, wo wir durch eine Felsnase geschützt waren, die den Wellen, die aus südwestlicher Richtung heranrollen, die Kraft nimmt. Die Delfine schwammen so dicht ans Ufer heran, dass ich schon befürchtete, sie könnten stranden, doch wussten sie ganz genau, wie weit sie sich vorwagen durften.

Das Wasser bei Pen Tyr ist sehr tief, und die Felsen ragen steil auf, doch findet man mit Händen und Füßen genug Halt, um hinaufklettern zu können. Delfine sind so

intelligent. Sie müssen ihr Gedächtnis nach einem Ort abgesucht haben, der die perfekte Mischung aus geschütztem Ufer, tiefem Wasser und zugänglichen Felsen bot.

Delfinen scheint alles leichtzufallen. Wir mussten nur kurz schwimmen und konnten dann die Felsen hinaufklettern. Sogar an diesem geschützten Ort war die See ziemlich rau, doch Conor und ich sind es gewohnt, vom Wasser aus direkt auf die Felsen zu gelangen. Man muss eine Zeit lang im Wasser strampeln, bis man von einer Welle so nah an die Felsen herangetragen wird, dass man einen Stein zu fassen bekommt, an dem man sich hochziehen kann.

Dabei haben wir uns allerdings einige blaue Flecke geholt und ich habe mir an ein paar Muschelschalen den Arm aufgeritzt. Es hat ziemlich geblutet, ist aber halb so schlimm. Unsere trockenen Ersatzkleider konnten wir nicht anziehen, weil die Stelle, wo Conor sie in den Felsspalt gesteckt hatte, von großen Wellen überspült wurde. Ich liebe es, wenn die

Brandung sich schäumend an den Felsen bricht und in weißen Bächen über die schwarzen Steine läuft, während die Luft von sprühender Gischt erfüllt ist. Es ist wunderschön anzuschauen, wenn auch gefährlich. Dad hat uns immer gesagt, dass man am Meer keinen Fehler machen darf, weil der erste auch der letzte sein kann.

Ich hoffe, dass unsere Kleider und Turnschuhe nicht weggespült werden. Sie liegen eingewickelt in einer Plastiktüte, die Conor tief zwischen die Steine gepresst hat. Mum dreht durch, wenn sie uns beiden neue Turnschuhe kaufen muss.

Wir mussten also mit nackten Füßen und nassen Klamotten nach Hause laufen. Glücklicherweise hat es in Strömen geregnet, sodass unser Aussehen nicht allzu verwunderlich war. Mum fragte sofort nach unseren Turnschuhen, und ich habe geantwortet, wir hätten sie draußen gelassen, weil sie ohnehin nass seien, was ja auch stimmte. Conor will unsere Sachen gleich

morgen früh holen. Jetzt wird es schon dunkel. Wir sind in ein seichtes Wasserbecken gefallen. Auch das entspricht der Wahrheit. Es war meine Schuld, weil ich direkt an der Felskante stehen blieb, um den Delfinen nachzuschauen. Ich winkte ihnen hinterher, was vollkommen überflüssig war, weil sie natürlich nach vorne schauten.

Tatsächlich konnte ich es kaum ertragen, sie verschwinden zu sehen. Da stand ich also, an Land, und fühlte mich gestrandet. Der Felsen war hart und schroff, alles kam mir kalt und laut und irgendwie ... zu *massiv* vor. Ich sah den Delfinen also nach, bis ich sie nicht mehr erkennen konnte. Und dann rutschte ich aus – ich Idiotin –, fiel rückwärts ins Wasserbecken und schnitt mich erneut. Conor sprang zu mir, weil er glaubte, ich hätte mir den Kopf gestoßen. Das Becken war ziemlich tief und mein Kopf für ein paar Sekunden unter Wasser. Doch ich war nicht mehr in Indigo. Ich schluckte versehentlich ein bisschen Salzwasser, bekam es sofort in den falschen

Hals und musste husten und würgen. In diesem Moment wurde mir definitiv klar, dass ich zurück an Land war.

Indigo hatte sich zurückgezogen.

»Wo ist Sadie?«, frage ich plötzlich. Ich habe seit Stunden nicht an sie gedacht, aber kein schlechtes Gewissen wie damals, als ich sie an den Pfosten gebunden am Strand zurückließ. Zu Hause ist sie in Sicherheit und daran gewöhnt, dass wir den Großteil des Tages in der Schule verbringen. Da sie nicht weiß, dass ich in Indigo war, wird sie sich auch keine Sorgen gemacht haben.

»Roger ist mit ihr spazieren«, sagt Mum geistesabwesend, während sie meine nassen Haare mit dem Geschirrhandtuch abrubbelt. »Geh gleich unter die heiße Dusche, Sapphy! Conor, ich werf dir eine Bettdecke runter. Zieh die nassen Sachen aus und wickel dich vor dem Feuer darin ein. Du duschst nach Sapphy.«

»Danke«, sagt Conor. »Warum dürfen Mädchen eigentlich immer zuerst duschen?«

Aber das ist eine rhetorische Frage. Er kennt die Antwort: Es ist eben so.

»Warum bist du eigentlich zu Hause?«, frage ich Mum, als ich hinter ihr die Treppe hinaufgehe.

»Weil meine Erkältung schlimmer geworden ist. Ich kann schließlich nicht den Gästen andauernd auf den Teller niesen. «

Sie sieht wirklich nicht gut aus. Ich nehme ihre Hand. »Du bist ja glühend heiß! Warum legst du dich nicht ins Bett?«

»Das hat Roger mich auch gefragt. Aber ich finde einfach keine Ruhe. Ich weiß nicht, warum. Ich habe so ein komisches Gefühl ...« Mum macht ein Gesicht, als würde sie über ihre eigenen Ängste lachen. »Wie dumm von mir.«

»Was für ein Gefühl?«

»Als würde bald etwas Unvorhergesehenes passieren«, sagt sie so leise, als wolle sie nicht, dass sie jemand hört.

»Aber was soll denn passieren? Meinst du etwa, hier zu Hause?«

»Ich weiß es nicht. Ich wünschte, ich könnte es näher beschreiben. Ich fühle mich einfach so unwohl in meiner Haut. Sadie hat sich auch so merkwürdig benommen. Sie hat gewinselt und ist unruhig hin und her gelaufen, bis Roger schließlich genug hatte und sie mit nach draußen nahm.«

»Vielleicht hat sie sich nur gefragt, wo ich bin.«

»Nein, das war es nicht, Sappy. Ihre Nackenhaare haben sich gesträubt.«

»Aber Sadie hat doch so ein weiches Fell.«

»Trotzdem war es deutlich zu sehen. Ich musste daran denken, dass Hunde auch spüren, wenn ein Erdbeben bevorsteht. «

»Ein *Erdbeben*? Hier in St. Pirans gibt es doch keine Erdbeben! «

Ich bin ziemlich erleichtert. Wenn ein Erdbeben alles ist, wovor Mum Angst hat, dann darf ich ganz entspannt sein.

»Du weißt doch, dass Hunde und Katzen aus den Häusern laufen, wenn ein Erdbeben bevorsteht, doch niemand versteht, wie sie

das spüren können. Es liegt was in der Luft und Sadie spürt das. Etwas ... etwas Bedrohliches, Ominöses ... und ich spüre es auch.«

»Was heißt ominös?«

»Ach, Sapphy, du kennst doch mehr Fremdwörter als ich. Du weißt, was ein Omen ist: ein Zeichen, eine Warnung. «

Ich öffne die Badezimmertür. Ich habe keine Lust mehr, über eingebildete Erdbeben, Zeichen oder Warnungen zu reden. Was tatsächlich passiert, ist rätselhaft genug. »Du solltest ins Bett gehen, Mum. Wahrscheinlich ist es ganz normal, sich etwas einzubilden, wenn man so hohes Fieber hat.«

»Das sind keine Fieberfantasien!«, sagt Mum mit verschränkten Armen. »Ich dachte, *du* würdest mich verstehen, Sapphy.« Sie starrt mich an, ihre Augen sind sehr hell und glasig, ihr Gesicht voller Sorgen. Es geht ihr nicht gut. Für einen Moment habe ich das Gefühl, als sei ich die Mutter und sie die Tochter. Conor würde sie jetzt einfach in den

Arm nehmen, doch so kalt und nass wie ich bin, wäre das vermutlich keine gute Idee.

»Warum setzt du dich nicht zu Conor ans Feuer, wenn du nicht ins Bett gehen willst?«, schlage ich vor. »Du solltest dich ausruhen. Wenn ich geduscht habe, mache ich dir einen Tee.«

»Ich mag das Geräusch des Windes nicht«, sagt Mum plötzlich. »Hör nur, wie es heult und pfeift, wenn er über das Dach streicht. Und die Wellen schlagen frontal gegen die Kaimauer.«

»Das ist eben so, wenn es ... stürmt, oder?«

»Der Wind wird immer stärker. Mir gefällt das nicht. Ich wünschte, Roger wäre nicht rausgegangen.«

»Der kommt sicher gleich zurück. Wir kümmern uns schon um dich, Mum«, sage ich so sanft, wie ich nur kann. Als ich in Indigo war, konnte ich mich kaum daran erinnern, wie lieb ich sie habe. Wie konnte ich das nur vergessen? Doch jetzt ist sie keine ferne Erinnerung mehr, sondern meine Mum.

»Es ist doch nur ein Sturm. Er wird vorübergehen«, versuche ich sie zu beruhigen.

»Ich weiß«, entgegnet sie. »Ich weiß das alles.« Sie hält inne, als liege ihr noch etwas auf der Zunge, das sie nicht aussprechen will.

»Was ist es dann? Was ist los mit dir, Mum?«

»Ach nichts, Sapphy. Mach dir keine Sorgen wegen meines albernen Verhaltens. Es ist nur ... ich mag das Geräusch des Winds eben nicht.«



Als Roger mit Sadie zurückkommt, ist es schon dunkel. Aus Spaß sagt er, sie hätte sich die Pfoten wund gelaufen und werde sich jetzt hoffentlich beruhigen. Doch weit gefehlt. Sadie springt mich an, als hätte sie mich seit Jahren nicht gesehen, zittert vor Aufregung, legt dann den Kopf zurück und beginnt, so laut zu bellen, dass es weithin zu hören sein müsste. Mum hält sich die Ohren zu.

»Versuch, sie zu beruhigen, Sapphy«, sagt

Roger.

»Schluss jetzt, Sadie! Was ist denn los mit dir?« Ich nehme sie fest in den Arm, doch sie drückt sich an meine Schulter und bellt so laut weiter, dass mir die Ohren wehtun.

»Sadie, Schluss! Oder wir müssen dich in den Hof sperren und das magst du gar nicht. Mum ist krank.«

Sadie hört auf zu bellen und schaut mich vorwurfsvoll an. Ich kann die Gedanken in ihren sanften braunen Augen lesen: *Verstehst du denn nicht, dass ich dir etwas mitteilen will? Du gehst ohne mich weg, und ich weiß nicht, was du tust oder wann du zurückkommst, und dann willst du mich gleich zum Schweigen bringen. Na gut, ich bin ja schon ruhig, aber nur, weil ich keine andere Wahl habe.*

»Tut mir leid, Sadie«, flüstere ich ihr ins Ohr.
»Ich kann es dir jetzt nicht ausführlich erklären, aber ich *musste* einfach weg. Es war sehr wichtig. Und ich konnte dich nicht mitnehmen, weil Hunde dort nicht hinkönnen ... wo ich

war. Du brauchst mich gar nicht so anzuschauen. Du verstehst das nicht, weil du nicht einen Tropfen Mer-Blut in dir hast. Vielleicht ist das dein Glück.«

Aus der Tiefe ihrer Kehle dringt ein klagender Laut. Ihr ist immer noch unwohl, so wie Mum. Irgendwas raubt ihr die Ruhe. Vielleicht ist es nur der Sturm. Hunde sind viel wetterfähiger als Menschen.

»Ach, Roger, ich habe solche Kopfschmerzen«, sagt Mum. Sonst beklagt sie sich fast nie und ist auch fast nie krank.

»Du musst dringend ins Bett, Jennie«, sagt Roger. »Sapphire macht dir einen Tee und du solltest auch ein Paracetamol nehmen. Du glühst ja.«

Ich springe auf. »Tee ist gleich fertig, Mum. Geh schon mal rauf mit Roger.«

Roger lächelt mich an. Ein warmes, anerkennendes Lächeln, und ich kann nicht anders als zurückzulächeln. Ich muss zugeben, dass es manchmal gut ist, ihn hierzuhaben. Er sorgt sich wirklich um andere

Menschen ... und nett ist er auch. Nicht zu sanftmütig, sondern einfach nett.

Warum sollte ich nicht seine guten Eigenschaften anerkennen? Ich werde ihn noch lange nicht für meinen Stiefvater oder so was halten, nur weil ich ihn nicht mehr hasse.



Roger will bei Mum bleiben, bis sie eingeschlafen ist. »Eure Mutter hat hohes Fieber. Wenn es ihr morgen nicht besser geht, werde ich den Arzt anrufen. Stellt doch bitte die Musik leiser.«

Doch es ist bestimmt nicht die Musik, die Mum wach hält. Es sind der Wind und das wütende Brüllen des Meeres. Der Sturm ist beunruhigend und aufregend zugleich. So ungestüm war das Wetter noch nie, seit wir nach St. Pirans gezogen sind.

»Das Barometer fällt immer noch«, gibt Conor bekannt. Er steht im Eingangsbereich, wo das Barometer an der Wand hängt.

»Was zeigt es an?«

»Sturm. Es geht schon in Richtung schwerer

Sturm.«

»Was kommt danach?«

»Orkan. Aber es wird keinen Orkan geben, Saph.«

»Hör doch nur!«

Wir lauschen beide. Jetzt weiß ich, was Mum so Angst macht. Das Haus klingt wie eine Trommel und der Wind ist der Trommler. Durch den Wind hindurch hören wir das ungestüme Tosen der See.

In diesem Moment klingelt das Telefon. Mal ist dran. Sein Vater braucht dringend Hilfe und hat Mal gebeten, seine Freunde anzurufen.

»Er hat ein Boot mit seinem Bruder zusammen, du weißt schon, das große, klinkergebaute, mit dem er zu den Robben rausfährt«, erklärt Conor, während er seine Füße in die Stiefel zwängt. »Sie wollen es auf den Kai ziehen. Mal sagt, im Hafen geht alles drunter und drüber.«

»Ich komm mit!«

»Nein, Saph! Du bleibst hier. Sonst macht

sich Mum wieder fürchterliche Sorgen, wenn du an so einem Abend rausgehst. Diese Aufregung kann sie jetzt nicht gebrauchen. «

»Aber ich kann auch mit dem Boot helfen. Ich bin stark.«

»Saph, bitte! Könntest *du* nicht einmal diejenige sein, die im Haus bleibt und sich um alles kümmert?«

Widerwillig stimme ich zu. Ich will Conor nicht verärgern. Doch sobald sich die Tür hinter ihm geschlossen hat, wünschte ich, ich wäre mitgegangen. Das Haus kommt mir nicht mehr wie eine Trommel, sondern wie ein Käfig vor, an dessen Stäben der Wind rüttelt. Ein scharfer Luftzug pfeift unter der Tür hindurch, worauf etwas Seltsames geschieht. Der Luftzug hebt den hellroten Läufer empor, den Mum dort als Fußmatte hingelegt hat. Er hebt zwar nicht richtig vom Boden ab, doch der Wind hat ihn von unten erfasst und lässt den dicken Teppich pulsieren, als wäre eine Welle ins Zimmer geschwappt. Ein unheimlicher Anblick. Nach ein paar

Sekunden beruhigt sich der Teppich wieder. Doch als ich mich gerade frage, ob ich mir alles nur eingebildet habe, wird er erneut von einer Böe erfasst und schlägt mehrmals gegen die Holzdielen. Verglichen mit dem Lärm, den der Sturm veranstaltet, ist es nur ein schwaches Geräusch, doch bereitet es mir eine Gänsehaut. Als wäre der Wind die Katze und der Teppich die Maus.

Sadie gefällt das ganz und gar nicht. Sie kauert am anderen Ende des Raumes und lässt den Teppich nicht aus den Augen.

»Ich finde das auch unheimlich«, murmele ich, indem ich meine Arme um ihren Hals lege. »Mir gefällt es genauso wenig wie dir.«

Sadie winselt kläglich, steht auf, schüttelt sich und tritt der Treppe entgegen, während sie auf meine Reaktion wartet.

»Du weißt doch, dass du nicht raufgehen darfst, Sadie.«

Doch sie schaut mich so flehentlich an, dass ich nachgebe.

»Na gut, aber nur dieses eine Mal. Solange

dich keiner hört, darfst du in meinem Zimmer sein. Aber ich werde noch nicht ins Bett gehen, also musst du auf mich warten.«

Ich lasse Sadie neben meinem Bett liegen. Mein Zimmer ist so klein, dass ich über sie hinübersteigen muss, um zur Tür zu gelangen. Mein Bullauge ist fest geschlossen, und ich ziehe die Vorhänge vor, um die wilde Nacht auszusperren.

»Na, ist es besser so? Bist du jetzt zufrieden?«

Sadie schlägt mit ihrem Schwanz sanft auf den Boden. Sie weiß, dass sie keinen Krach machen darf. Sie ist hier wirklich sehr viel ruhiger als im Erdgeschoss. Warum nur?

»Bin bald wieder da, Sadie. Ich mache die Tür zu, damit Mum und Roger dich nicht sehen. Also ganz leise!« Ich lege den Zeigefinger an die Lippen, worauf Sadie mir einen verschwörerischen Blick zuwirft. Sie weiß ganz genau, dass wir etwas Verbotenes tun.

Ich gehe wieder nach unten, lege noch ein

Holz Scheit ins Feuer und räume das abgewaschene Geschirr in die Schränke. Vielleicht sollte ich jetzt auch ins Bett gehen. Es ist zwar noch früh, aber dann bin ich wenigstens mit Sadie zusammen.

Ich bin unruhig. Ich hasse es, im Haus eingesperrt zu sein, wenn es draußen stürmt. In unserem alten Haus hat mir das nie etwas ausgemacht. Wir wohnten so weit oben auf den Hügeln, dass es keine Rolle spielte, wie sehr das Meer auch tobte – es hätte uns doch nie erreichen können. Unser Haus bestand aus Granit, und seine Wände waren so dick, dass kein Sturm der Welt sie jemals zum Einsturz gebracht hätte.

Doch dieses Haus kommt mir weniger solide vor, und das Meer ist sehr nah – weniger als fünfzig Meter entfernt und fast auf derselben Höhe. Es scheint nur weiter weg zu sein, weil die Straße sich um das Haus herumwindet. *Sei nicht albern, Saph. Dieses Haus steht schon seit über hundert Jahren. Sie hätten es nicht an dieser Stelle gebaut, wenn es ein*

Risiko gäbe.

Ich schalte den Fernseher ein und sogleich wieder aus, weil ich auf dem Bildschirm nur Schneegestöber sehe. Der Empfang ist gestört.

Der Läufer wird erneut durchgeschüttelt. Sturmböen lassen den Regen gegen die Fenster klatschen. Plötzlich fühle ich mich völlig allein. Das Wohnzimmer mit dem brennenden Kamin müsste mir doch sicher und gemütlich vorkommen, aber das tut es nicht. Der Rauch wird durch den Schornstein wieder nach unten gedrückt und das Feuer kämpft ums Überleben.

Vielleicht ist Mum wirklich schwer krank. Vielleicht hätten wir den Arzt rufen sollen.

Ich gehe die Stufen hinauf und schleiche auf Zehenspitzen in ihr Schlafzimmer, um nach ihr zu sehen. Ich kann kaum glauben, dass sie wirklich schläft, während der Wind um das Haus tobt.

Doch sie liegt in der Mitte des breiten Betts auf dem Rücken und schläft tatsächlich. Die

Nachttischlampe brennt immer noch. Mum ist blass, doch ihre Wangen sind gerötet. Sie atmet schnell, ihre Lippen sehen rissig und spröde aus. Auch Roger ist eingeschlafen, auf dem Korbstuhl. Die Hälfte der Zeitung liegt auf seinem Schoß, die andere Hälfte ist auf den Boden gerutscht. Sein Mund steht offen, was seine Attraktivität zweifellos beeinträchtigt, doch wenn Menschen schlafen, dann fühlt man sich doch immer ein wenig für sie verantwortlich ... Ich schleiche zur Nachttischlampe und knipse sie aus.

Das Klicken scheint Mum zu stören. Im Licht, das vom Flur hereindringt, sehe ich, dass ihre Augen immer noch geschlossen sind, doch wirft sie sich murmelnd hin und her. Ich bleibe wie angewurzelt stehen, um sie nicht aufzuwecken.

»Mathew ... Mathew ... nein ... fahr nicht raus ... nicht mit der *Peggy Gordon*, nein, Mathew ...«

Sie scheint panische Angst zu haben. Nein, Mum, bitte nicht. Das ist doch alles längst

passiert.

Ich wünschte, ich könnte es ungeschehen machen. Ich wünschte von ganzem Herzen, wir könnten die Zeit zurückdrehen und dafür sorgen, dass Dad in jener Sommernacht nicht aus dem Haus geht. Warum hast du das getan, Dad?

Plötzlich muss ich an das Mer-Baby denken. An seine pummeligen, kleinen Hände. Seine weichen, schwarzen Haare, die im Wasser hin und her wogten. Und an das Gesicht seiner Mutter, als sie meinem Vater einen liebevollen Blick zuwarf.

Mum weiß nichts von all diesen Dingen. Wieder habe ich das Gefühl, ich sei die Mutter und sie die Tochter. Ich will nicht, dass sie es jemals erfährt. Ich will nicht, dass sie jemals das Mer-Baby zu Gesicht bekommt, weil ich weiß, wie traurig sie das machen würde.

»Nein, Mathew ... nein ... nein«, murmelt Mum erneut. Ich wage kaum zu atmen. Bitte, Mum, schlaf wieder fest ein.

Schließlich beruhigt sie sich, wirft ihren Kopf nicht mehr hin und her, sondern lässt ihn auf das Kissen sinken. Ganz langsam schleiche ich mich auf den Flur und schließe so leise die Tür, dass nicht einmal das Schloss klickt. Mum wird friedlich bis morgen früh schlafen.

Ich gehe zu meiner Tür und lausche. Kein Geräusch zu hören. Auch Sadie muss eingeschlafen sein. Doch ich will nicht hineingehen, damit sie nicht wieder zu bellen anfängt. Alle sind ruhelos heute. Alle sind so nervös, als läge etwas in der Luft.



Conor ist immer noch nicht zurück. Ich würde gerne zum Hafen gehen und ihn suchen, aber das würde ihn nur verärgern. In diesem Haus will ich jedenfalls keine Minute länger bleiben. Es ist wie ein Käfig voller Traurigkeit, als hätte sich Mums Zorn auf Dad aus ihren Träumen befeuert, um nun von Raum zu Raum zu flattern und alles zu berühren.

Ich dachte, Mum hätte Dad aus ihrem Gedächtnis gestrichen. Ich dachte, sie würde

nur noch an Roger denken. Doch im Schlaf redet sie mit Dad.

Ich muss aus dem Haus, nicht weit, nur bis zum Strand hinunter. Ich werde rechtzeitig stehen bleiben und mir die Wellen ansehen. Die Flut hat ihren höchsten Punkt noch nicht erreicht, es kann also nicht gefährlich sein.

Mum schläft, wird also nicht davon erfahren. Selbst Roger ist eingeschlafen – und das bei einem Sturm wie diesem.



Ich hatte recht. Die Flut hat ihren Scheitelpunkt noch nicht erreicht. Es ist immer noch ein circa zwanzig Meter breiter Streifen Sand zu sehen, der von den schwachen Lichtern der Stadt erleuchtet wird. Die Wellen schlagen krachend an den Strand. Sie scheinen sehr hoch zu sein, obwohl es schwerfällt, ihre Größe von hier aus zu beurteilen. Der Wind ist so stark, dass er den Schaum von den Wellenkämmen bläst. Die Luft ist von Gischt erfüllt, und wenn ich mir die Lippen lecke, schmecken sie nach Salz.

Der Wind hat sich gedreht, sodass er mir nicht mehr so hart ins Gesicht schlägt. Er muss jetzt direkt von Westen auf St. Pirans zukommen. Die dröhnenden Wellen führen Sand und Steine mit sich und schleudern sie an die Küste. Nicht einmal der beste Surfer könnte auf ihnen reiten. Sie scheinen so außer Rand und Band, als wisse das Meer selbst nicht, wie ihm geschieht. Ich glaube, es regnet nicht mehr – der Mond ist nämlich zwischen den Wolken hervorgetreten, doch ist so viel Gischt in der Luft, dass ich froh bin, meine Regenjacke anzuhaben. Ich frage mich, ob Conor und die anderen das Boot in Sicherheit bringen konnten.

Ich kann nicht nach Hause zurückgehen. Ich bin zu unruhig, meine Haut prickelt am ganzen Körper. Unsichtbare Hände scheinen mich zu schlagen, aber es ist nicht der Wind, der mir Sorgen macht. Es ist etwas anderes, das über den Sturm hinausreicht. Das bereitet mir dieses prickelnde, verstörende Gefühl. Vielleicht ging es Mum ganz genauso,

andererseits bin ich sicher, dass ich kein Fieber habe.

Der Mond ist hervorgetreten und beleuchtet das aufgewühlte Meer. Doch für einen Moment sieht es nicht mehr wie ein Meer aus, sondern wie eine Ansammlung sich ringelnder Schlangen, die das Wasser peitschen und sich in die Luft winden.

Indigo ist wütend.

Wer hat das gesagt? Ich fahre herum. Ich bin mir sicher, eine Stimme gehört zu haben, doch niemand ist da. Nur die Nacht und der Sturm.

Indigo ist wütend.

Es muss eine Stimme in meinem Kopf sein. Vielleicht leide ich ja an Fieberfantasien.

Indigo ist wütend.

Beim dritten Mal wird mir bewusst, dass es gar keine Stimme ist, die ich höre. Jedenfalls keine Stimme, die von außen kommt. Es ist mein Mer-Blut, das sich zu Wort meldet.

Manchmal weiß man mehr, als einem bewusst ist. Alle Puzzleteile befinden sich

plötzlich am richtigen Platz. Das Wüten und Toben der Wellen hört sich nicht mehr nach einem normalen Sturm an, der in den Morgenstunden wieder abflauen wird. Saldowrs Worte über den Gezeitenknoten schießen mir durch den Kopf. Saldow befürchtet, der Knoten könne sich lösen und die Gezeiten nicht mehr an ihrem Platz halten. Er hat auch gesagt, dass manche Bewohner von Indigo dies begrüßen würden. Sie wollen, dass unsere Welt in den Fluten versinkt, damit Indigo noch mächtiger wird.

Dass unsere Welt in den Fluten versinkt. Das Blut stockt mir in den Adern, als der scharfe Wind, der unter unserer Haustür hindurchpfeift, mir mit einem Mal mitten ins Gesicht schlägt. Wäre es möglich, dass unsere Welt ebenso dem Untergang geweiht ist wie die versunkene Stadt auf den Verlorenen Inseln? Könnte das wirklich geschehen?

Neue Wolkenpakete sind dabei, den Mond zu verschlucken. Doch was mir der Mond

offenbart hat, ist tief in mein Bewusstsein eingebrannt: sich ringelnde, windende Schlangen. Als ich den Gezeitenknoten betrachtete, kam er mir ebenfalls wie ein Schlangennest vor, doch damals waren die Schlangen Gefangene des Steins ...

Ich werfe einen Blick auf die lange Reihe der Häuser. Licht blinkt zwischen den Vorhängen hindurch. Rainbow und Patrick wohnen in einem dieser Häuser – demjenigen, das sich ganz am Ende befindet. Vermutlich sitzen sie im Wohnzimmer vor dem Kamin, lauschen dem Wind, fühlen sich aber vollkommen sicher, weil sie davon ausgehen, dass sich der Sturm schon wieder beruhigen werde, so wie dies immer der Fall war. Außerdem wissen sie, dass die Flut nur bis zu einem gewissen Punkt steigt und nicht weiter.

Saldowr will nicht, dass unsere Welt untergeht. Er will das Gleichgewicht zwischen dieser Welt und Indigo erhalten. Doch die Gezeiten haben eine ungeheure Gewalt. Voller Ehrfurcht habe ich ihr Schlängeln und

das bläuliche Licht beobachtet, das die glatten Seiten des Steins, der sie barg, beleuchtete. Vielleicht können die Gezeiten nun tun und lassen, was ihnen gefällt.

» *Sapphy ...*«

Jetzt ist die Stimme nur mehr ein Flüstern, sehr leise und sehr weit entfernt, doch kämpft sie darum, an mein Ohr zu dringen. Und mit einem Mal weiß ich auch, wem die Stimme gehört. Ich antworte nicht, sondern bleibe einfach stehen. Jede Faser meines Körpers ist angespannt, darauf wartend, dass die Stimme wiederkehrt. Sie bricht ab und ist plötzlich wieder da, wie die Stimme eines Radios, dessen Sender man nicht richtig einstellen kann.

» *Myrgh ... myrgh ...*«

Die Stimme kämpft sich durch einen Albtraum und ruft mir so laut wie möglich eine Warnung zu, doch höre ich nur ein Flüstern. Sie gehört meinem Vater. Er versucht verzweifelt, mir etwas mitzuteilen, doch ich komme nicht nahe genug an ihn heran.

Plötzlich weiß ich, wo er sich befindet. Er ist draußen in der Bucht, so nahe am Ufer wie nur irgend möglich, ehe ihn die Wellen packen und gegen die Felsen schleudern können. Er hat die Gesetze von Indigo gebrochen. Er hat sein Mer-Baby und seine Mer-Frau verlassen, um mich zu suchen und mir etwas mitzuteilen, das ich eigentlich nicht wissen darf. Doch ich kann ihn nicht verstehen.

Ich schreie zurück: »Dad, Dad, wo bist du? Ich kann dich nicht hören!« Doch der Wind reißt meine Stimme entzwei.

»Dad!«

Ich warte darauf, dass der Lärm des Sturms noch einmal Dads Stimme hindurchlässt. Der Wind reißt meine Kapuze zurück, worauf mir die Haare ins Gesicht wehen. Da ist die Stimme wieder! Oder bilde ich mir alles nur ein? Sie ist sehr weit weg und so dünn wie ein Spinnennetz. Doch wenn sie so dünn wie ein Spinnennetz ist, dann müsste sie auch so stark sein. Die Dringlichkeit der Stimme geht

mir durch Mark und Bein.

» *Sapphy* ...«

Die Stimme ist real. Ich weiß es. Dad will, dass ich zu ihm komme. Ich weiß es so genau, als wären seine Worte in den Sand geschrieben. Und ich kann es schaffen. Wenn ich am Strand entlanglaufe, vorbei am Café, am Strandladen und der Rettungsstation, dann kann ich hinter der Landzunge die Felsen hinunterklettern. Mir kann nichts passieren, rede ich mir ein, wenn ich oberhalb der Gezeitenlinie bleibe. Dort fallen die Felsen steil zum Meer hin ab. Vielleicht... vielleicht könnte es Dad gelingen, so nah an sie heranzuschwimmen, dass ich ihn verstehen kann.

Ich schiebe alle Bedenken beiseite. Und als könnte der Mond meine Gedanken lesen, bricht er in diesem Moment zwischen den Wolken hervor. Es ist hell genug, um einen Versuch zu wagen.



Sobald ich die Landzunge erreicht habe,

begebe ich mich auf alle viere, um nicht vom Sturm ins Meer geschleudert zu werden. Auf Händen und Füßen krieche ich vorwärts und halte mich an Grasbüscheln fest. Das Mondlicht ist jetzt sehr hell, doch will ich lieber keinen Blick aufs Meer werfen, um nicht wieder die sich windenden Schlangen zu sehen. Ich schaue allenfalls ein Stück nach vorne, um meinen Weg zu finden.

Ich krabbele ein wenig abwärts, die Steine hinunter. Eine gewaltige Welle bricht sich auf der anderen Seite der Landzunge und lässt die Felsen erbeben. Unter mir höre ich einen zischenden Knall, gefolgt von einem lang gezogenen, saugenden Geräusch, als das Wasser in alle Ritzen und Spalten des Felsen hineinschießt. Ich traue mich nicht einmal mehr zu krabbeln, sondern lege mich flach auf den Bauch und schlängele mich voran, während ich jede Gelegenheit nutze, mich irgendwo festzukrallen. Ich presse meinen Körper gegen den Untergrund, damit der Wind mich nicht wegreißt.

Das Tosen des Meeres klingt bedrohlicher als je zuvor. Es geht nicht. Dad kann nicht nahe genug herankommen, ohne Gefahr zu laufen, gegen die Felsen geschleudert zu werden.

Sehr vorsichtig hebe ich meinen Kopf und spähe nach rechts, wo die Felsen dem Meer Schutz geben. Das Wasser ist an dieser Stelle ein bisschen weniger aufgewühlt. Die Felsen bilden ein natürliches Bollwerk, das dem Sturm die Spitze nimmt. Wenn ich noch ein wenig näher an die Kante heranrobbe, kann ich nach unten blicken. Wenn Dad irgendwo eine Chance hat, dann hier. Doch ich darf mich nicht zu weit vorwagen.

»*Sapphy ...*«

Die Stimme dringt kaum hörbar durch den Sturm. Doch sie kommt von unten, aus dem Wasser. Ich forme meine Hände zu einem Trichter und schreie so laut ich kann: »*Daaaaad! Hier bin ich!*«

Als ich den Kopf hebe, sehe ich ihn für einen kurzen Moment. Er schwimmt in der Bahn, die

der Mond durch das brodelnde Wasser zieht, und kämpft mit aller Kraft gegen den Sog der Flut an, die ihn dem Felsen entgentreibt. Er kommt dem Ufer zu nah ...

»Dad!«

Er dreht mir seinen Kopf zu. Sein Gesicht und seine Haare glitzern im Mondlicht, bevor eine Welle über ihm zusammenschlägt. Als er wieder auftaucht, ist er den Felsen noch näher gekommen. Er hält inne und hebt die Hände zum Mund, formt sie zu einem Trichter, wie ich es getan habe.

»Der Gezeitenknoten hat sich gelöst! Laut und sag ihnen, dass sich der Gezeitenknoten gelöst hat! Bringt euch in Sicherheit! Ihr müsst höher hinauf! Hörst du mich?«

Die Strömung treibt ihn auf die Felsen zu. Er muss weiter hinausschwimmen. Auf den Knien richte ich mich auf. Der Wind füllt meinen Mund, sodass ich kaum atmen kann. So laut ich kann brülle ich ihm entgegen: *»Ja, ich höre dich!«*

Er hebt die Hand, zum Zeichen, dass er mich verstanden hat. Doch er muss sich in Sicherheit bringen, muss sich von den Felsen entfernen. Ist ihm das nicht klar?

»Schwimm, Dad, schwimm! Das ist zu gefährlich! Schwimm raus!«

Der Mond verschwindet wieder hinter den Wolken und das Wasser ist schwarz wie Tinte. Für den Bruchteil einer Sekunde, bevor es ganz dunkel wurde, meine ich gesehen zu haben, wie er ins Wasser eintauchte. Er hechtete in die Wellen hinein und versuchte mit aller Kraft, sich vom Ufer zu entfernen. Doch sicher bin ich mir nicht.

Fünfzehntes Kapitel



Conor! Oh, Con, ich bin so froh, dass du wieder da bist!« Ich werfe die Haustür hinter mir zu, ziehe Stiefel und Regenjacke aus. Conor kniet vor dem Feuer und wärmt sich auf.

»Hätte mir ja denken können, dass du dein Wort nicht hältst«, sagt Conor mit schneidender Stimme, ohne sich umzudrehen.

»Was?«

»Du hattest versprochen, hierzubleiben, weißt du das nicht mehr? Damit Mum sich keine Sorgen macht!«

»Ach ... das hab ich wirklich ... total vergessen.«

»Wer's glaubt.«

»Jetzt hör schon auf, Con. Ich muss dir was Wichtiges erzählen: Ich hab Dad gesehen!«

Jetzt dreht er sich um, die Augen weit aufgerissen. »Dad? Was soll das heißen, du hast ihn gesehen? Er ist nicht hier. Wir wissen, wo er ist.«

»Jetzt hör zu!«

»Pst, sei leise! Sie wachen auf, wenn wir nicht aufpassen. Mum redet im Schlaf, sie hat wirres Zeug gefaselt, als ich gerade oben war.«

»Was für wirres Zeug?«

»Ach, ich hab's nicht genau verstanden«, antwortet er nach einer Pause, die mir zeigt, dass er sehr wohl etwas verstanden hat. Er sieht angespannt und unglücklich aus, und ich spüre einen Anflug von schlechtem Gewissen, dass erneut *ich* es war, die Dad gesehen hat. Aber ich muss ihm erzählen, was Dad gesagt hat.

Conor hört mir aufmerksam zu, ohne mich zu unterbrechen. Er zeigt weder Angst noch Erstaunen noch irgendwelche anderen

Gefühle. Sein Gesicht ist blass unter der üblichen Bräune. Nachdem ich fertig bin, sitzen wir beide schweigend da.

»Glaubst du mir nicht, Conor?«

»Warte kurz, Saph. Lass mich nachdenken.«

Ich warte gespannt. Ich habe solche Angst, dass Conor mir nicht glaubt. Dass er denkt, ich hätte mir alles nur eingebildet, weil ich mich nach Dad sehne.

»Conor ...«

»Das Problem ist, Saph, dass wir nicht einfach in der Gegend rumrennen und an alle Türen klopfen können, um den Leuten zu erzählen, wir hätten eine Nachricht von unserem Vater erhalten, der gar nicht ertrunken ist, sondern inzwischen im Meer lebt. Wenn wir ihnen dann noch sagen, dass eine Flutwelle auf St. Pirans zurollt, weil es sich an der Grenze zu Indigo befindet, werden sie uns für verrückt halten.«

»Aber *du* glaubst mir doch.«

»Ja, aber vielleicht nur deshalb, weil ich genauso verrückt bin wie du.«

»Irgendwas müssen wir doch unternehmen!«

»Natürlich. Hör zu, Saph, ich werde jetzt Roger aufwecken. «

»Roger?«

»Reg dich ab! Vielleicht gelingt es uns, ihn zu überzeugen, und wenn er die Leute warnt, wird ihm jeder Glauben schenken. Die Leute respektieren ihn.«

»Aber das dauert doch alles viel zu lange. Was meinst du, wie lange wir allein brauchen werden, um Roger zu überzeugen. Nein, Con, wir müssen sofort etwas unternehmen. Dad hat gesagt, der Gezeitenknoten hätte sich schon gelöst. «

»Aber Dad ist nicht da. Also müssen wir auf Roger setzen. «

Ich folge Conor die Stufen hinauf und versuche ihn verzweifelt davon abzubringen, Roger zu wecken. Doch ich kann nur flüstern, wegen Mum. Das macht alles noch irrealer, als wenn man in einem Albtraum zu schreien versucht.

Roger ist sofort wach, und zu meiner

Verwunderung begreift er nicht nur, dass Conor ihm etwas Wichtiges zu erzählen hat, sondern auch, dass wir versuchen, Mum nicht aufzuwecken. »Hat sich ihr Zustand verschlechtert?«, flüstert er.

»Nein, es geht nicht um sie.«

Roger hat ein wenig Mühe, sich aus dem Korbstuhl hochzustemmen, der Rest der Zeitung fällt dabei zu Boden. Doch ist er gleich beeindruckend präsent und bereit, das Kommando zu übernehmen. Vermutlich ist er als Tauchlehrer darauf trainiert, mit Notfällen umzugehen.

Sobald wir unten im Wohnzimmer sind, platzt Conor heraus: »Wir müssen dir etwas Wichtiges erzählen. Es hört sich wahrscheinlich völlig verrückt an, und vielleicht wirst du uns nicht glauben, aber hör bitte bis zu Ende zu, ohne mich zu unterbrechen.«

Conor erwähnt Dad mit keiner Silbe. Er sagt nur, wir wären ganz sicher, dass eine große Flutwelle auf St. Pirans zurolle. Der Sturm kündige sie an. Er könne Roger nicht sagen,

woher wir das wüssten, aber er sei vollkommen sicher. Wir müssten rasch alle Leute in der Umgebung wecken und warnen, damit sie noch rechtzeitig die Hügel hinaufkämen, um sich in Sicherheit zu bringen.

Die Worte klingen so schwach, so ärmlich. *Es wird eine Flutwelle geben.* Wer wird schon zwei Kindern Glauben schenken, die alle auffordern, die Häuser zu verlassen und sich in Sicherheit zu bringen? Die Leute werden lachend sagen: *Ist ja interessant, aber ich bleibe doch lieber im Bett, wenn ihr erlaubt.*

Doch Conor ist überzeugend. Ernst und mit großer Intensität redet er auf Roger ein. Seine Augen funkeln entschlossen. Roger lässt den Blick zwischen uns hin und her wandern. Sein Gesicht ist hochkonzentriert und zusammengezogen, sodass man glauben könnte, er sei zornig, aber das ist er nicht. Plötzlich zeigt er auf mich, weil ihm plötzlich etwas durch den Kopf zu gehen scheint. »Du weißt doch immer genau, wann die Gezeiten

sich umkehren, Sapphy.«

Daran kann sich Roger also erinnern. Ich habe einmal solch eine Bemerkung gemacht, als wir noch in unserem alten Haus gewohnt haben. Ich sagte, ich würde spüren, wenn die Gezeiten sich umkehren. Daraufhin hat mich Roger auf die Probe gestellt, weil die Gezeiten für ihn als Taucher von lebenswichtiger Bedeutung sind.

»Ja«, sage ich. »Und was hältst du davon, was Conor sagt? Kannst du spüren, dass eine Flutwelle heranrollt?«

»Ja«, antworte ich. Eigentlich will ich dem nicht viel hinzufügen, doch ehe ich mich besinne, sind die Worte bereits heraus: »Das liegt am Gezeitenknoten. Er hat sich gelöst.«

»Gezeitenknoten? Was soll das sein, Sapphire? Willst du mir jetzt irgendein Märchen erzählen? Es geht hier um viele Menschenleben.«

Verzweifelt gehe ich ein noch größeres Risiko ein. »Roger ...«, beginne ich und hoffe inständig, dass er den Ernst und die Wahrheit

in meinem Gesicht erkennt. »Du weißt doch, dass manchmal etwas geschieht, wofür man keine Erklärung hat. Ein-, zweimal im Leben kommt so etwas vielleicht vor. Wie man die Dinge auch dreht und wendet, irgendwie passen sie nicht zusammen ... wie damals, als du den Tauchunfall hattest und dir später nicht erklären konntest, wie wir so weit hatten rausschwimmen können, um dich zu retten. Theoretisch war das unmöglich. *Und jetzt ist es auch so, Roger!* Erinnerst du dich noch daran, wie du einmal über den Bootsrand geschaut und ein Mädchen unter Wasser gesehen hast, das so aussah wie ich?«

Roger zuckt heftig zusammen. »Woher weißt du...?«

»Das kann ich dir jetzt nicht erklären. Außerdem würdest du mir doch nicht glauben. Aber es ist wahr. Genauso wahr wie die Tatsache, dass eine Flutwelle auf uns zukommt.«

Ich sehe ihm an, dass er sich an alles erinnert. An damals, als ich in der Sonne unter

der Wasseroberfläche trieb und ihn anschaute. Als ich in Indigo und er in seinem Boot war. Ich erinnere mich, wie ich von unten sein ungläubiges Gesicht sah. Roger wird diesen Augenblick niemals vergessen, genauso wenig wie die Ereignisse des letzten Sommers, als er beinahe gestorben wäre. Er muss seitdem oft daran gedacht haben. An den Moment, als er mit geschundenem Körper zu sich kam und keine Ahnung hatte, wie das geschehen war. Tief in seinem Unterbewusstsein hat er vielleicht die Erinnerung daran gespeichert, dass er sich nach Indigo verirrt hatte und fast von den Wächterrobben getötet worden wäre. Gewisse Albträume bleiben einem manchmal erhalten.

Roger starrt mich grübelnd an und weiß nicht, was er von all dem halten soll. »Kann ich dir wirklich glauben?«, fragt er langsam.

»Du *musst*! Bitte! Auch wenn du es noch so unwahrscheinlich findest, du *musst* mir glauben!«

Die Zeit steht still – wie die Nahaufnahme in einem Film, die kein Ende nimmt. Es gibt weder Indigozeit noch Menschenzeit, nur diesen Moment, in dem Roger sich entscheiden muss, ob er sich auf etwas ganz und gar Unglaubliches einlassen soll oder nicht. Seine Stirn liegt in tiefen Falten. Sein Blick ist scharf, suchend. Er wägt das Für und Wider ab. Auf der einen Seite liegen Normalität, Realität und Vernunft, all die Dinge, auf die sich Rogers Leben gründet. Dem gegenüber befindet sich das Unerklärliche, alles, was nicht zusammenpasst und keinen Sinn ergibt.

In diesem Moment wird die Haustür von einem krachenden Windstoß erschüttert. Das Brüllen des Meeres ist mit einem Mal so laut, als hätte jemand, der wilde Musik liebt, die Anlage voll aufgedreht. Oben beginnt Sadie panisch und ohrenbetäubend zu kläffen, worauf in den umliegenden Häusern ein ganzer Hundechor antwortet. Sie alle bellen wie rasend gegen den Wind an, als wittere

jeder Hund in St. Pirans die nahende Gefahr.

»Hunde haben einen sechsten Sinn«, murmelt Roger wie in Trance. »Ich weiß noch, wie Rufie ...«

Er hält inne. Indem das Bellen der Hunde zu einem Crescendo anschwillt, wird die Spannung unerträglich. Ich kann weder sprechen noch mich bewegen. Das Pochen meines Herzens ist noch lauter als das Pochen der Wörter in meinem Kopf: *Er muss uns glauben. Er muss uns glauben. Er muss uns glauben.* Dann springt Roger so entschlossen auf, dass es mir den Atem verschlägt.

»Okay, los geht's! Sapphy, nach oben! Weck deine Mutter, hilf ihr sich anzuziehen, pack sie in die Bettdecke ein. Ich bin mit dem Auto zurück, so schnell ich kann. Conor, wir nehmen uns systematisch jedes Haus vor. *Das ist eine offizielle Katastrophenwarnung! Eine Flutwelle steht unmittelbar bevor!* Das ist alles, was du sagst. Bleib nicht stehen, und beantworte keine Fragen, lauf gleich zum

nächsten Haus. Hämmer gegen die Tür, rufe es laut! Sag allen, sie sollen auch ihre Nachbarn informieren. Jeder ist angewiesen, Schutz auf den Hügeln zu suchen. Wer krank oder ans Haus gebunden ist, soll sich ins Obergeschoss begeben und dort auf Hilfe warten. Lass dich auf keine Diskussionen ein. Wenn sich einer bewegt, werden sich alle bewegen. Ich alarmiere die Küstenwache und den Seerettungsdienst. Und Gott schütze uns alle, wenn ihr Unrecht habt.«



Minuten später sind Conor und Roger aus dem Haus. Ich stehe auf der Schwelle, drücke die Tür gegen den Wind und spähe die Straße entlang. Schatten springen und tanzen, es gießt in Strömen. Da drüben ist Roger und hämmert gegen die Haustür der Trevails. Nach ein paar Sekunden geht im ersten Stock das Licht an. Die Trevails sind alt. Um neun Uhr gehen sie in der Regel ins Bett. Sie werden sicher völlig verängstigt sein. Das Fenster im Obergeschoss öffnet sich, dann

höre ich Rogers Stimme:
»Katastrophenwarnung! Eine Flutwelle! Alle
müssen evakuiert werden!«

Darauf die brüchige Stimme von Mrs Trevail:
»Was sagen Sie da, junger Mann?«

Ich knalle die Tür zu. Mum braucht Hilfe. Doch als ich die Treppe hinaufrenne, stößt Sadie einen so kläglichen, herzerreißenden Laut aus, dass ich zuerst zu ihr gehe. Ich öffne die Tür zu meinem Zimmer. Sadie steht direkt dahinter, am ganzen Körper zitternd, das Fell gesträubt, so wie Mum vorhin erzählt hat.

Wir haben allen Grund, die Stadt zu alarmieren. Hätte ich noch irgendwelche Zweifel, sie würden beim Anblick von Sadie verfliegen. Sie winselt eindringlich und starrt mich an. Sie ist so verzweifelt darauf bedacht, mich zu warnen, dass sie mit den Zähnen meinen Ärmel packt und mich hinausziehen will.

»Ich weiß, Sadie. Die Welle kommt, nicht wahr? Aber jetzt müssen wir erst mal Mum helfen.«

Sadie klebt wie ein Schatten an mir, als wir in Mums Zimmer gehen. Sie schläft immer noch tief und fest und nimmt nichts von dem wahr, was um sie herum geschieht. Ich knipse die Nachttischlampe an, doch diesmal stört sie das Klicken nicht. Regenschlieren laufen quer über das Fenster. Der Sturm ist hier weniger zu hören, weil Mums Zimmer nach hinten rausgeht. Mum sucht sich immer ein Zimmer, das nicht auf der Seeseite liegt. In diesem Moment höre ich das Anschwellen einer Sirene. Ein Polizeiauto oder ein Krankenwagen. Vielleicht auch der Rettungsdienst, der bereits auf Rogers Hilferuf reagiert hat.

Sehr vorsichtig berühre ich Mums Hand. Ich will sie nicht erschrecken. »Mum?«

Doch sie murmelt nur vor sich hin und dreht ihren Kopf weg.

»Mum!«, sage ich etwas lauter.

Schließlich öffnet sie die Augen. Sie sind sehr hell, doch Mum sieht verwirrt aus. Sie scheint mich noch nicht zu erkennen.

»Mum, wir müssen aufstehen. Roger wird uns gleich abholen. Es ist ein Notfall.« Ich traue mich nicht, Mum reinen Wein einzuschenken, ehe sie nicht richtig zu sich gekommen ist. Sie hat so schreckliche Angst vor dem Meer.

»Sapphy!« Nur mit Mühe hebt sie ihren Kopf. Ihre Stimme ist heiser und trocken. Ich strecke meine Hand nach dem Wasserglas aus, das auf ihrem Nachttisch steht, und halte es ihr an die Lippen. Sie nimmt einen kleinen Schluck und lässt ihren Kopf erschöpft aufs Kissen zurücksinken. »Ich habe solche Schmerzen in meiner Brust, Sapphy«, flüstert sie.

Mum ist wirklich krank. Ich sehe es ihr deutlich an, obwohl ich von Krankheiten eigentlich keine Ahnung habe. Sie ist sehr heiß, atmet schnell und stoßweise.

»Hör mir zu, Mum! Du musst jetzt aufstehen und dich anziehen. Roger glaubt, dass es eine Flutwelle geben wird.«

Mums Gesicht erstarrt. Ich weiß, dass sie mich gehört und verstanden hat. Sie drückt meine Hand mit erstaunlicher Kraft.

»Er alarmiert die Leute in der Umgebung und fordert sie auf, sich in Sicherheit zu bringen. Conor tut dasselbe. Roger hat gesagt, du sollst dich schon mal anziehen und auf ihn warten. Er wird gleich zurück sein.«

Mit großer Anstrengung schlägt Mum ihre Decke zurück, schwingt ihre Beine aus dem Bett und versucht aufzustehen. Ich halte sie am Arm, sie schwankt ein wenig und fällt dann aufs Bett zurück. »Entschuldige, Sapphy, aber mir ist so schwindelig.«

Ich gebe ihr mehr Wasser zu trinken. Sadie zieht an ihrem Nachthemd, als wolle sie Mum ganz allein retten, wie ein Hund in einem Märchen.

»Lass das, Sadie. Das ist keine große Hilfe.«

Alles läuft schief. Ich sollte draußen bei Conor und Roger sein, um die Leute zu warnen. Was Rainbow und Patrick wohl machen? Rainbow ist wie Mum. Sie hat ohnehin große Angst vor dem Meer. Was ist, wenn Roger und Conor ihr Haus vergessen? Es steht direkt am

Wasser, und sollte es eine Flutwelle geben, dann wird ihr Haus zuerst betroffen sein.

Mum öffnet erneut die Augen. »Geh, Sapphy. Geh jetzt. Ich komme schon allein zurecht.«

Sie ist genau wie Dad, denke ich verzweifelt. Beide bitten mich zu gehen, als spiele es keine Rolle, was mit ihnen passiert. »Ich habe schon meinen Vater verloren«, sage ich grimmig. »Ich will nicht auch noch meine Mutter verlieren. Entweder du kommst mit oder wir bleiben alle hier.«

»Nein, Sapphy, du musst gehen ...«

»Ich meine es ernst, Mum. Ich bleibe hier. Ruh dich noch ein wenig aus«, sage ich so beruhigend wie möglich, »dann bist du bestimmt gleich wieder auf den Beinen.«

Ich stöbere in Mums Schubladen, um möglichst warme Kleidung zu finden.

»Sadie, bitte hör auf zu ziehen! Ich möchte genauso gern weg wie du, aber jetzt geht das noch nicht.«

Mit nahezu übermenschlicher Anstrengung versucht Mum erneut, auf die Beine zu

kommen, aber es will ihr einfach nicht gelingen. Ich sehe den bleichen, verwirrten Ausdruck in ihrem Gesicht. Doch dann kommt ihr eine Idee. »Den Brandy, Sapphy! Hol mir den Brandy von unten! «

Sadie und ich rennen die Treppe hinunter. Sie weicht mir nicht eine Sekunde von der Seite. Ich öffne die Küchenschränke und suche nach dem Weinbrand. Ich wusste nicht einmal, dass wir so etwas haben, doch Mum hält alle Flaschen zusammen, also muss sich der Weinbrand hinter der merkwürdig aussehenden Flasche Tequila befinden, die ihr jemand aus Mexiko mitgebracht hat ... so, das ist er.

Meine Hände zittern so stark, dass ich die Hälfte verschütte, als ich ihn in ein Glas fülle. Was soll's. Plötzlich beginnt Sadie wieder so hysterisch zu bellen, dass ich zusammenzucke und noch mehr Brandy verschütte. Vielleicht sollte ich ihr auch welchen zu trinken geben, um sie zu beruhigen. Dürfen Hunde Weinbrand trinken?

Reiß dich zusammen, Sapphire! In diesem Moment höre ich, wie jemand mit den Fäusten gegen unsere Haustür trommelt. Zunächst denke ich verwirrt, dass es Roger sein muss, der uns vor der Flutwelle warnen will.

Aber es ist Rainbow. Sie trägt eine Regenjacke ohne Kapuze. Ihre Haare sind klatschnass. Mit panischer Stimme ruft sie mir entgegen: »Schnell, Sapphire, nichts wie weg hier! Sie kommt!«

»Was ... schon?«

»Das Meer spielt völlig verrückt. Der Wind hat sich gelegt, und plötzlich war das Wasser spiegelglatt, als würde es zusammengepresst. Dann hat es sich zurückgezogen. Es wurde förmlich zurückgesaugt, Sapphire, es ist schrecklich. Alle rennen!«

»Wo ist Patrick?«

»Mit Conor unterwegs.«

»Oh mein Gott, Rainbow! Schau ...«

Am Ende der Straße, im Licht der

Straßenlaternen, steht etwas. Schwarz und glitzernd, eine Wasserwand. Wir sagen nichts, denken nichts. Wir rasen mit Sadie die Stufen hinauf. Wenige Sekunden später geht ein zitternder Ruck durchs Haus, als es vom Wasser getroffen wird.

Sechzehntes Kapitel



Als wir die oberste Stufe erreichen, geht das Licht aus. Ich greife nach Rainbows Hand. »Hier lang!«

Sadie bellt in einer Tour. Ich höre Mums Stimme: »Sapphire! Sapphy! Ist alles in Ordnung?«

»Alles okay, Mum, wir sind hier. Ruhig, Sadie, ganz ruhig.«

»Ich halte sie fest«, sagt Rainbow, die plötzlich zu wissen scheint, was sie in diesem Moment tun muss. »So, liebe Sadie, es ist alles gut. Du kannst Sapphire jetzt loslassen.« Offenbar hält Rainbow Sadie am Halsband fest, denn ich spüre ihr Gewicht nicht länger. Gemeinsam eilen wir den Flur entlang zu Mums Schlafzimmer.

Die Dunkelheit ist fast undurchdringlich. Aus dem Erdgeschoss dringen unheimliche Geräusche herauf, die ich noch nie innerhalb des Hauses gehört habe. Zuerst ein Ziehen, dann ein Platschen, gefolgt von einem dumpfen Laut, als würde etwas umhertreiben und an die Wände schlagen. Das Geräusch des Wassers ist überall. Das Meer ist ins Haus eingedrungen und nimmt bereits das Wohnzimmer in Besitz.

Rainbow und ich halten uns an den Händen, schweigend, lauschend. Sadies Hecheln ist unüberhörbar. Rainbow zittert. »Das Wasser wird die Treppe heraufkommen«, flüstert sie entsetzt.

Wir drücken Mums Tür auf und stolpern an ihr Bett.

»Sapphy! Sapphy! Gott sei Dank, dass du da bist«, kommt es aus der Dunkelheit. »Was geschieht hier?«

»Das ist die Flutwelle, Mum. Wir haben gesehen, wie das Wasser die Straße hinunterkam.«

»Ich habe gehört, wie das Haus getroffen wurde.« Mums Stimme klingt jetzt fester. »Geh ans Fenster, Sapphy! Mach es auf und schau nach, wie hoch das Wasser schon steht.«

»Ich kann nichts sehen, nicht mal das Fenster.«

»Das liegt an den Jalousien, die Roger befestigt hat.« Natürlich, die hatte ich ganz vergessen. Roger hat die Jalousien angebracht, damit Mum nach der Spätschicht richtig ausschlafen kann. Vielleicht ist es draußen nicht ganz so dunkel wie hier.

Plötzlich wird mir bewusst, dass ich immer noch das Glas Brandy in der Hand halte.

»Rainbow, halt das mal kurz.«

»Was ist das?«

»Weinbrand.«

»Ich wusste gar nicht, dass du trinkst.«

Es tut so gut, dass Rainbow sich gefangen hat und einen Witz macht. »Der ist für Mum.«

Rainbow nimmt das Glas, während ich um das Bett herum zum Fenster gehe. Zunächst

verheddere ich mich im Vorhang, bevor ich die Schnur der Jalousie zu fassen bekomme. Doch als ich fest daran ziehe, kommt mir ratternd das ganze Rollo entgegen.

»Ich glaub, ich hab die Jalousie kaputt gemacht, Mum.«

»Macht nichts«, entgegnet sie. »Ich meine... wenn sowieso alles weggeschwemmt wird.« Sie lacht hysterisch auf.

Sobald die Jalousie am Boden liegt, ist es nicht mehr völlig dunkel. Ein fahles, bläuliches Licht scheint ins Zimmer. Ich hebe den Kopf und sehe den Mond klar und hell am Himmel stehen, als hätte sich nichts geändert. Dann schaue ich nach unten, um einen Blick auf die Straße ...

Aber ich sehe keine Straße, sondern nur schwarzes, glänzendes Wasser. Beim Haus gegenüber ist bereits die halbe Haustür verschwunden. Eine Welle läuft durch das Wasser, das weiter an der Hauswand emporsteigt, als lecke es an der Farbe. Rainbow ist neben mich getreten, um

ebenfalls hinauszusehen. Ich höre, wie sie heftig die Luft einzieht.

»Es ist alles okay. Wir haben genug Zeit. Ich mache jetzt das Fenster auf«, sage ich.

»Nein, Sapphire!«

»Wenn ich mich rauslehne, kann ich direkt auf die Straße sehen.«

Das Fenster schwingt auf und sofort wird das Zimmer vom Geruch des Meeres erfüllt. Mit dem Geruch kommen Geräusche, die mich erschauern lassen. Das Donnern des Meeres muss schon die ganze Zeit da gewesen sein, doch erst jetzt – ohne vom Fenster, der Jalousie und dem Vorhang gedämpft zu werden – hört es sich erschreckend nah an. Alle Geräusche dringen mit voller Lautstärke auf uns ein: Rufe und Sirenen, schreiende Möwen am schwarzen Himmel, ein Wirrwarr sich überschlagender Stimmen im Dunkeln sowie das blindwütige Bellen der Hunde, das die gesamte Stadt erfüllt.

»Halt mich an den Hüften fest, Rainbow, dann

kann ich mich rauslehnen und vielleicht mehr erkennen. Könnte ja sein, dass ein Boot kommt.«

Fernsehbilder von Rettungsbooten gehen mir durch den Kopf, die Straßen entlangschippern und Menschen aus den oberen Etagen überfluteter Häuser retten. Ein Rettungsboot müsste doch inzwischen unterwegs sein.

»Hast du die Signalarakete gehört, Rainbow?«

»Nein. Meinst du, die Männer sind rechtzeitig zur Rettungsstation gelangt? Das Wasser kam doch so schnell.« Rainbows Stimme klingt jetzt gefasster. Sie ist so tapfer, hält ihre Angst im Zaum. Ich habe es da leichter, weil ich nicht Rainbows und Mums Furcht vor dem Meer teile.

»Halt mich gut fest, Rainbow!«

Ich lehne mich so weit wie möglich aus dem Fenster und suche die Straße nach einem Lebenszeichen ab. Am Ende der Straße flackert ein Licht auf. Seltsamerweise hat sich der Wind vollkommen gelegt, als hätten die entfesselten Gezeiten ihm den Garaus

gemacht. Aber das Wasser steigt immer noch. Seine Oberfläche hat sich beruhigt, doch liegt ein tödlicher Ernst über der gurgelnden See und ihrem pulsierenden, langsam steigenden Pegel. Niemand scheint sie aufhalten zu können.

Bei den Nachbarn brennt Licht. Ich beuge mich noch etwas weiter vor. Sie haben ebenfalls ein Fenster geöffnet. Der alte Mr Trevail schaut heraus. Seine Gesichtszüge sind im Mondlicht klar zu erkennen. Er sieht nicht entsetzt aus, sondern wie ein Matrose auf See, der einen aufziehenden Sturm erwartet.

»Mr Trevail!«

Er dreht sich zu mir. »Alles in Ordnung bei euch?«, ruft er herüber.

»Ja, alles in Ordnung. Wie geht es Ihrer Frau?«

»Die ist auf dem Dachboden. Das Wasser scheint schnell zu steigen. Ihr solltet auch weiter nach oben. Wird schon irgendwann ein Rettungsboot kommen, mach dir keine

Sorgen, mein Kind. Haltet das Pulver trocken.«

Das Pulver trocken halten? Was meint er damit? Mr Trevail hebt die Hand zum Gruß und ist wieder verschwunden. Besonders besorgt schien er nicht zu sein.

Doch wie sollen wir weiter nach oben kommen? Wir haben keinen Dachboden. Ich besinne mich einen Moment, dann forme ich meine Hände zu einem Trichter und rufe so laut ich kann: »Hilfe! Wir brauchen Hilfe!«

Ein weiterer Wasserschwall wogt heran und führt einen massiven, dunklen Gegenstand mit sich, den ich nicht identifizieren kann. Das Haus erbebt unter dem Druck der anschwellenden Wassermassen. Wird es ihm standhalten?

»Hilfe!«, rufe ich erneut, doch die Nacht verschluckt meine Stimme und niemand antwortet.

»Da ist niemand«, stellt Rainbow fest. Sie sagt nicht: *Wir müssen uns selber helfen*, aber ich weiß, dass sie genau das meint.

»Komm wieder rein, Sapphire.« Sie zieht mich ins Zimmer zurück.

»Kerzen!«, sagt Mum. Sie kämpft sich aus dem Bett.

»Mum, sei vorsichtig.«

Als sie zu ihrer Kommode wankt, fällt mir ein, dass Mum stets Duftkerzen in ihrem Schlafzimmer aufbewahrt. »Ich hab eine«, murmelt sie. Wenige Sekunden später flammt ein Streichholz auf. »Gott sei Dank ist es eine neue Kerze«, sagt Mum. »Die wird für mehrere Stunden reichen.«



Bis heute habe ich nicht gewusst, wie tröstlich das Licht einer einzigen brennenden Kerze sein kann. Sie flackert auf und brennt dann mit beständiger, heller Flamme. Mum sitzt auf der Bettkante und stützt den Kopf in die Hände. Die Kerze beginnt einen schwachen Geruch nach Vanille zu verströmen.

Ein seltsamer Moment – wie eine Insel des Friedens inmitten des Krieges. Selbst Sadie

hat sich beruhigt und drückt sich an mich. Rainbow legt Mum den Arm um die Schultern. »Geht's Ihnen schon etwas besser, Mrs Trewhella?«

»Bin noch ein bisschen schwach auf den Beinen«, antwortet Mum leise. »Wird schon gehen.«

Sadie schnüffelt in meiner Hand und beobachtet die Flamme, die sich in ihren Augen spiegelt.

»Conor!«, sagt Mum plötzlich, als hätte sie jetzt erst bemerkt, dass er nicht da ist. »Wo ist er? Geht's ihm gut?«

»Er ist bei Roger, Mum, alles in Ordnung. Bei Roger kann ihm nichts passieren.«

»Ich hab immer gewusst, dass einmal so etwas passieren wird«, fährt Mum fort, als spräche sie zu sich selbst. Ich weiß, woran sie denkt: an die Wahrsagerin. Jene Wahrsagerin, die ihr vor vielen Jahren prophezeite, dass der Mann, der sie liebe, sie einst durch das Wasser verlieren würde. Seitdem hat die Angst vor dem Meer ihr das

Leben vergällt. Und nun glaubt sie, die Prophezeiung würde sich erfüllen.

Hüte dich vor dem Meer. Das Meer ist die größte Gefahr für dich.

Ich denke an den Brandy. Wo hat ihn Rainbow nur hingestellt? Ach ja, auf den Boden. Zum Glück habe ich das Glas nicht umgeworfen. Ich halte es Mum entgegen. Sie scheint zu überlegen und nimmt dann einen Schluck, was einen gewaltigen Hustenanfall zur Folge hat.

»Geht's wieder, Mum?«, frage ich kurz darauf.

»Ist schon ... okay«, keucht sie.

»Vielleicht sollten wir alle einen Schluck nehmen«, sagt Rainbow.

»Kommt überhaupt nicht in Frage!«, entgegnet Mum mit fester Stimme.



Ich gehe erneut zum Fenster und werfe einen gründlichen Blick zur gegenüberliegenden Haustür. Ja, das Wasser steigt langsam, doch unerbittlich weiter.

»Wir müssen höher hinauf.«

»Wie denn?«, fragt Rainbow.

»Ich weiß nicht. Ich muss nachdenken ...
Haben wir eigentlich einen Dachboden?«

»Ja«, sagt Mum. »Die Falltür ist im
Badezimmer.«

»Und wo ist die Leiter?«

»Im Schrank unter der Treppe.« Mum hört
sich schon besser an. »Wenn du nach unten
gehst, Sapphy, dann bring mir doch bitte mein
Handy mit. Es liegt auf dem kleinen Tisch
neben dem Kamin.«

»Oh.«

Rainbow und ich tauschen Blicke. Offenbar
ist Mum nicht bewusst, wie hoch das Wasser
bereits gestiegen ist. »Ich schau mal nach,
wie's unten aussieht«, flüstere ich.

»Ich komm mit.«

»Vielleicht steht das Wasser ja noch gar
nicht so hoch. Bleib hier, Sadie! Bleib bei
Mum!«

Sadie will auch gar nicht mitkommen. Sie
weiß, dass unten Wasser ist, und hat Angst.

Doch gleichzeitig will sie unbedingt bei mir bleiben. Sie ist so anhänglich, aber dafür ist jetzt nicht der richtige Moment. »Nein, Sadie! Pass auf Mum auf!«

Schließlich gehorcht sie. Wir schließen die Schlafzimmertür hinter uns. Ich trage die Kerze vor mir her, während wir den Flur entlanggehen und die Treppe hinunterschauen. Unten hat sich eine dunkle, ölige Wasserfläche gebildet. Doch die Haustür ist immer noch geschlossen. Das Wasser muss unter ihr hindurchgedrungen sein. Schwer zu sagen, wie tief es ist.

»Zähl mal, wie viele Stufen noch zu sehen sind«, sagt Rainbow.

»Acht Stufen sind noch da.«

»Wie viele sind es insgesamt?«

»Ich weiß nicht, zwölf oder dreizehn.«

Gegenstände treiben im Wasser: ein Buch, eine Orange, die Kochlöffel, die eigentlich in einem Behälter auf der Arbeitsplatte stehen. Während wir hinunterstarren, nimmt das schwappende Wasser die nächste Stufe in

Besitz.

»Sie werden uns retten«, sagt Rainbow, doch ihre Stimme zittert. »Wir müssen die Ruhe bewahren und abwarten.«

»Hm, ich weiß nicht...« Ich würde Rainbow zwar gern beruhigen, doch gibt es keinen Grund, ihr etwas vorzumachen. »Wenn alle Häuser unter Wasser stehen, ich meine, alle Häuser in dieser Reihe, dann betrifft das viele alte Leute, wie die Trevails. Die müssen zuerst gerettet werden. Da kann es doch ewig dauern, bis auch zu uns ein Boot kommt.«

Rainbow zittert. Erneut wird mir bewusst, wie unglaublich mutig sie ist. Sie beherrscht ihre Angst und überlegt nüchtern, was zu tun ist.

»Was meinst du, wie tief es ist?«, frage ich.

»Keine Ahnung. Aber du darfst nicht nach unten gehen, Sapphire. Sonst kommst du vielleicht nicht wieder raus.«

»Ohne Leiter kommen wir aber nicht auf den Dachboden. «

»Und wenn wir auf einen Stuhl steigen? Wir schieben eine von uns hinauf, und diejenige,

die oben ist, zieht dann die anderen ...«

»Das schafft Mum nicht, sie ist krank, Rainbow. Ich geh jetzt runter und hol die Leiter. Halt die Kerze hoch.«

»Nein, Sapphire, bitte ...«

»Ich muss.«

Ich ziehe Jeans und Oberteil aus und werfe sie auf den Boden. Das Wasser gurgelt unheilvoll zu meinen Füßen. Schwarzes, unheimliches Wasser. Nicht Indigo, sondern etwas ganz anderes. Ich hole tief Luft und gehe ein Stück ins Wasser hinein. Es ist sehr kalt. Ich möchte die Augen schließen, um nicht zu sehen, was im Wasser auf mich lauern könnte. Ich unterdrücke einen Schrei, als etwas gegen meine Beine stößt. *Schau nach unten, Sapphire. Sei tapfer.*

Es war nur die hölzerne Obstschale. *Komm schon, Sapphire, lass das Geländer los.*

Ich löse mich von den Stufen und lasse mich ins Wasser gleiten. Jetzt muss ich bloß noch tauchen. Der Schrank befindet sich direkt unter der Treppe, nur ein paar Meter von mir

entfernt.

Ich tauche. Doch in diesem Moment gibt die Haustür dem Druck der gewaltigen Wassermassen nach und bricht krachend auf. Ich werde sogleich nach oben gehoben, quer durch den Raum gespült und gegen die Wand gepresst. Ich strampele verzweifelt mit den Beinen und versuche, an die Oberfläche zu gelangen. Wie tief mag das Wasser sein? Ich kann so gerade den Boden berühren, aber nicht auf den Beinen stehen.

»Sapphire!«

»All...s okay.«

Ich spucke Wasser aus und will meine Füße gegen die Wand stemmen. Doch mein rechter Fuß tritt ins Leere. Mir fährt der Schreck in die Glieder. Vielleicht sind die Wände bereits eingestürzt. Doch dann stoße ich gegen einen harten Gegenstand und kann mich wieder orientieren. Ich bin mit meinem Fuß in den Kamin geraten, das ist alles. In den Kamin, in dem vorhin noch ein Feuer brannte.

»Sapphire! Sapphire! Halt durch! Ich komme!«

»Nein, lass ...«

Doch sie hat sich schon von den Stufen abgestoßen und schwimmt mir entgegen. Die Kerze flackert hinter ihr. Es dringt immer mehr Wasser durch die Haustür, doch der schreckliche Druck hat nachgelassen. Wir müssen schnell die Leiter holen, ehe der Raum bis zur Decke vollläuft und wir gefangen sind.

»Können wir immer noch die Leiter rausholen?«, keucht Rainbow, als sie mich erreicht.

»Wir können es versuchen, aber ich fürchte, wir schaffen es nicht mehr. Das Wasser steigt zu schnell.«

Die schwellenden Wassermassen führen den Abfall der Straße mit sich. Ich will in dieser Brühe nicht tauchen, doch mir bleibt keine Wahl. Wie Hunde paddeln wir durch den Raum.

»Die Schranktür ist unter den Stufen. Ich

versuche, sie aufzumachen.«

»Ich komm mit.«

Wir holen beide tief Luft und tauchen. Unter Wasser ist es finster. Ich kann die Schranktür nicht erkennen. Ich muss mich an der Oberfläche entlangtasten, doch werde ich immer wieder vom Schrank weggetrieben. Aber dann bekomme ich plötzlich den Türgriff zu fassen. Ich ziehe mit aller Kraft, doch die Tür lässt sich nicht öffnen. Rainbow ist neben mir. Ich nehme ihre Hand und führe sie zum Griff. Wir ziehen mit vereinten Kräften, aber vergeblich. Die Tür will einfach nicht aufgehen.

Wir steigen an die Oberfläche. Das Wasser steht inzwischen so hoch an der Wand, dass wir aufpassen müssen, dass uns nicht der Rückweg abgeschnitten wird.

Wir schwimmen zu den Stufen zurück, um kurz zu verschnafen. »Ich glaube, es ist der Druck«, sagt Rainbow. »Wir müssen irgendwie versuchen, die Tür einzuschlagen.

«

Ich überlege fieberhaft, womit wir das tun können. Doch alle infrage kommenden Gegenstände sind irgendwo unter Wasser. Vielleicht sollten wir die Leiter einfach vergessen. Doch was soll Mum dann tun? Sie wäre nie in der Lage, von einem Stuhl aus auf den Dachboden zu gelangen, auch mit unserer Hilfe nicht. Und was ist mit Sadie? Sie würde in Panik geraten und nicht verstehen, was wir vorhaben. Ich bin nicht einmal sicher, dass Rainbow und ich es ohne Leiter schaffen würden. Die Badezimmerdecke ist hoch und schräg. Wenn Mum und Sadie es nicht schaffen, dann bleibe ich bei ihnen im Schlafzimmer.

»Lass es uns noch mal versuchen.«

Wieder hinunter ins dunkle Wasser. Dieselbe Mühe, die Tür zu finden, derselbe qualvolle, hoffnungslose Kampf, sie zu öffnen. Wir ziehen und ziehen, und als wir endlich wieder an die Oberfläche kommen, ringt Rainbow nach Luft. Zurück zu den Stufen.

»Es geht nicht.«

»Nein.«

In diesem Moment geht mir etwas durch den Kopf. Etwas, das ich schon wusste, doch erst jetzt ziehe ich die richtigen Schlüsse daraus.

»Rainbow – die Haustür ist offen!«

Der Druck des hereinflutenden Wassers hat nachgelassen, doch immer noch strömt es regelmäßig weiter, als speise es sich aus einer endlosen Flut.

Die Flut ist tatsächlich endlos. Es gibt kein Ufer mehr, das die See aufhält. Es gibt keine Gezeitenlinie. Die Grenze zwischen Indigo und der menschlichen Welt ist hinweggespült worden. Wo St. Pirans ist, da ist auch das Meer. Es sieht nicht wie Indigo aus und es fühlt sich auch nicht wie Indigo an. Das Wasser ist zu schmutzig und mit Hausmüll vermischt, doch der Weg zwischen Indigo und unserem Aufenthaltsort ist frei ...

Der Weg zwischen mir und den Mer. Ich könnte meinen Vater rufen. Er würde kommen. Mit Sicherheit. Väter kommen immer zu ihren Kindern, wenn diese in Gefahr

sind.

Doch was würde Mum dazu sagen? Wie würde sie reagieren, wenn sie erführe, was seit seinem Verschwinden alles geschehen ist?

Es gibt noch eine andere Angst, so tief in mir, dass ich kaum Worte dafür finde. Es klingt so ... so ... als würde ich ihn verraten. Doch meine allergrößte Angst ist, dass Dad nicht kommt, obwohl ich ihn rufe ...

Nein, das will ich mir nicht vorstellen.

Aber ich könnte Faro rufen. Faro ist mutig und für ein Abenteuer immer zu haben. Er würde kommen. Seine Kraft ist viel größer als meine. Faro würde vielleicht auch die Schranktür aufbekommen.

Wenn er immer noch tief in Indigo ist – bei Saldowr, in den Wäldern von Aleph –, hat er von der Flutwelle vielleicht gar nichts mitbekommen. Ob Saldowr ihn inzwischen geheilt hat?

Meine Gedanken sind so wild und ungestüm wie die Flutwelle. Rainbow darf Faro nicht

sehen. Niemand darf die Mer zu Gesicht bekommen: Das ist gefährlich für sie. Aber ich *muss* Faro rufen. Er ist jetzt unsere einzige Hoffnung.

»Schnell, Sapphire, wir müssen wieder nach oben!«, drängt Rainbow. »Wir kriegen den Schrank ja doch nicht auf.«

Mir fällt die richtige Antwort ein. »Geh du schon rauf, Mum sollte in ihrem Zustand nicht länger alleine sein. Ich werd's noch einmal versuchen.«

»Sei nicht verrückt. Ich werde dich nicht allein lassen.«

»Rainbow, bitte! Hörst du? Mum ruft. Sie ist krank und braucht Hilfe. Und ich kann wirklich lange die Luft anhalten. Ich mache noch einen allerletzten Versuch.«

Als hätte sie meine Gedanken gelesen, höre ich plötzlich Mums Stimme: »Sapphy, komm *schnell!*«

Im Schein der Kerze starren wir uns an.

»Geh schon rauf!«, sage ich rasch, »und lass die Kerze oben am Treppenabsatz stehen.

Einen Versuch ist es noch wert. Ich rufe, wenn ich die Tür aufkriege. Dann kommst du runter und hilfst mir mit der Leiter.«

Das Wasser leckt an meinen Füßen, obwohl ich auf halber Höhe der Treppe stehe. Ich sehe Rainbow an, wie sie mit sich ringt. Ihr Gesicht zeugt von Angst und Verantwortungsgefühl und der Qual, nicht zu wissen, was sie tun soll.

»Sapphy!«

Zögernd geht Rainbow die Stufen hinauf, Mum entgegen. »Ich schau schnell nach ihr, und dann komm ich zurück.«



Faro, wo bist du?

Wie soll ich ihn am besten rufen? Plötzlich weiß ich es. Im Gewirr der überschwemmten Straßen und Häuser wird er Schwierigkeiten haben, mich zu finden. Er ist ja auch noch nie in einer Stadt gewesen. Ich muss ihm den Weg zeigen.

Ich öffne mein Bewusstsein und stelle mir ein Bild vor. Diesen Raum, gefüllt mit Wasser.

Die Stufen und die offene Haustür. Dann gehe ich in Gedanken die Straße entlang, wie mit einer Kamera, um ihm zu zeigen, welche Route er nehmen muss. Die enge Straße, die einen scharfen Knick macht und dann hinunter zu den Stufen und zum Strand führt. Doch es gibt keinen Strand mehr. *Schau nach unten, Faro. Orientier dich an der Fahrbahn und den Häusern. Siehst du den Weg?*

Aber komm schnell! Wir haben nicht mehr viel Zeit.

Ich spüre, dass die Zeit in Bewegung geraten ist. Doch handelt es sich um Menschenzeit oder Indigozeit? Ich weiß es nicht. Jedenfalls ist sie nicht mehr konstant, sondern will so frei sein wie ein Wasserstrudel. Die Sekunden dehnen sich aus, werden zu Minuten, Stunden

...

Und da ist er plötzlich, taucht voller Anmut durch das trübe Wasser, wo früher die Tür war. Ich weiß, dass es Faro ist, bevor ich sein Gesicht sehe. Wer sonst hätte meine Gedanken lesen und mich finden können, um

mich zu retten?

»Hallo, kleine Schwester«, sagt Faro, streicht sich die Haare zurück und lächelt mich an, als säßen wir auf einem Felsen in der Sonne.

»Faro!«

»Ich hab *überall* nach dir gesucht. Viele Menschen habe ich gesehen, aber niemand, der so aussah wie du. Ich bin in all diesen Höhlen herumgeschwommen, in denen ihr Menschen lebt, und ...«

»Die heißen Häuser, das weißt du ganz genau.«

Doch Faro ignoriert meine Zurechtweisung.
»Du hättest mir ruhig etwas früher eine Nachricht schicken können. «

»Du warst also schon die ganze Zeit in St. Pirans!«

»Natürlich. Ich wollte doch das große Ereignis nicht verpassen, kleine Schwester. Indigo hat seine Grenzen gesprengt. « Er sieht mich mit funkelnden, triumphierenden Augen an. »Verstehst du, was das bedeutet? Das ganze Gebiet, das vorher unzugänglich

war, steht uns jetzt offen. Ich kann überall hinschwimmen!«

»Ja, Faro, ich weiß sehr genau, was das bedeutet. Ich hab schon versucht, unter Wasser einen Wohnzimmerschrank zu öffnen. Für euch mag es ja schön sein, dass jetzt überall Wasser ist, doch wir Menschen sind weniger begeistert, das kannst du mir glauben!«

»Jetzt sei doch nicht eingeschnappt, Sapphire.«

»Eingeschnappt? Es geht hier um Menschenleben«, fauche ich ihn an, bis ich merke, dass ich mich wie Roger anhöre.

»Warum bist du so zornig? Ich wollte mich doch nur vergewissern, dass es dir gut geht.«

»Nur mir?«

»Conor natürlich auch.«

»In der Stadt gibt es aber noch viel mehr Leute als Conor und mich.«

Faro zuckt die Schultern. Miteinem SchlagseinerSchwanzflosse hält er das Gleichgewicht, obwohl immer mehr Wasser

ins Haus strömt. Es kommt mir so unwirklich vor, dass Faro wirklich hier ist. Er gehört nach Indigo, nicht nach St. Pirans. Doch nun ist Indigo überall. Plötzlich überkommt mich ein traumhaftes Gefühl. Kann all das wirklich wahr sein?

»Ich wollte dir helfen«, sagt Faro. »Solange du dir deines Mer-Bluts bewusst bist, kann dir nichts passieren. Du kannst mit mir überallhin schwimmen. Du kannst sogar allein schwimmen. Komm. Indigo ist hier. Du musst nicht mehr danach suchen. Indigo ist zu dir gekommen.«

Doch in diesem Moment wird mir die Realität bewusst. *Mum*. Conor ist bei Roger in Sicherheit, da bin ich ganz sicher, doch Mum ist in großer Gefahr. Rainbow auch. Ich darf nicht nur an mich selbst denken.

»Du musst mir helfen, Faro. Wenn wir den Schrank unter der Treppe öffnen und die Leiter nach oben bringen, dann kann ich Mum helfen, auf den Dachboden zu kommen.«

Faro sieht mich verständnislos an.

»Da vorne, Faro, unter Wasser, befindet sich eine Tür. Wir müssen sie öffnen und eine Leiter herausholen. Du weißt doch, was ich meine. Mit ihrer Hilfe können wir in diesem Haus ganz nach oben klettern. Aber allein schaffe ich das nicht, wegen des Wasserdrucks.«

In diesem Moment ruft Mum erneut nach mir. Ihre Stimme ist voller Angst: »Sapphire! Komm hoch! Da unten ist es zu gefährlich für dich! Sapphire!«

»Alles okay, Mum!«, rufe ich zurück. »Ich komm gleich rauf!« Meine Stimme hallt, als wäre ich in einem Schwimmbad.

Faro schaut mich an. »Wer war das?«

»Meine Mutter.«

»Deine *Mutter*?«

Es ist schon seltsam. Als hätte Faro bis jetzt nicht geglaubt, dass ich wirklich eine Mutter habe. Vermutlich war das für ihn nur ein Luftgedanke, den er nicht ernst nehmen musste.

»Ich muss noch einen Versuch unternehmen,

die Tür zu öffnen, Faro. Wenn du mir nicht helfen kannst, dann versuche ich's eben alleine.«

Doch Faro ist neben mir, als ich ins trübe Wasser hinabtauche. Dies ist definitiv der letzte Versuch. Wir gleiten ins Dunkel.

»Eure Höhlen sind merkwürdig«, höre ich Faros Stimme, die so unbeschwert und spöttisch klingt wie eh und je. »So viele scharfe Ecken.«

Zu meinem Schrecken bemerke ich, dass seine Stimme so klar und deutlich klingt, als wären wir in Indigo. Ich drehe mich um und spähe durch die Düsternis, bis ich schließlich sein ironisches Lächeln sehe, das ich so gut kenne. Meine Lungen schmerzen kein bisschen. Mein Körper ist voller Sauerstoff. Ich bin im Wohnzimmer und dennoch – so unglaublich das auch klingt – in Indigo.

»Bitte hilf mir, den Schrank zu öffnen, bitte!«

»Wo ist der Schrank?«

»Hier.«

Faro fasst vorsichtig den Griff an.

»Du musst ziehen, Faro. Aber ich glaube, der Wasserdruck ist einfach zu stark.«

»Ich denke, die wird sich öffnen lassen«, sagt Faro beiläufig. Er zieht ein wenig. »Stimmt, das Gewicht des Wassers ist ein Problem. Wie müssen es austarieren. Leg deine Hand auf meinen Arm, um mir zu helfen.«

Faros Armmuskeln schwellen an. Die Schranktür leistet noch einen Moment Widerstand, ehe sie nachgibt.

Gott sei dank ist Roger so ordentlich. Es liegt kein Krempel mehr unter der Treppe, weil er alles vor ein paar Wochen zur Mülldeponie gefahren hat. Nur die Leiter schimmert wie ein Fisch im Dunkeln.

»Da ist sie!«

»Wolltest du die haben?«

»Ja, das ist die Leiter.«

Faro zieht die Leiter behutsam zurück, und ich helfe ihm, sie um die Ecke zu manövrieren, was ein schwieriges Unterfangen ist. »Bist du sicher, dass du sie brauchst?«

Das Wasser wogt mir entgegen und drückt mich erneut gegen die Wand, doch ich kämpfe mich zur Leiter zurück. »Zieh mehr in diese Richtung!«, keuche ich.

Dann haben wir die Leiter plötzlich ganz herausgezogen und bringen sie an die Oberfläche. Auf Faro lastet ein Großteil des Gewichts, als wir zur Treppe schwimmen. Ich strampele im Wasser, während Faro die Leiter so geschickt dreht, dass sie die Stufen hinaufzeigt. Jetzt werde ich keine Schwierigkeiten mehr haben, sie ins Badezimmer zu ziehen. Das Wasser steht jetzt fast bis zur Decke.

»Sapphy!«

»Ich komm schon, Rainbow. Ich hab die Leiter.«

Im Schatten der Wand lässt sich Faro wieder unter die Oberfläche gleiten, bevor Rainbow auf dem Treppenabsatz erscheint.

»Entschuldige, Sapphire. Deine Mum hat sich so schwach gefühlt, dass ich bei ihr bleiben und sie stützen musste ... wow, das

gibt's ja gar nicht! Wie hast du denn bloß die Leiter da rausgekriegt?«

»Könntest du ... könntest du sie die Stufen raufziehen? Ich bin total aus der Puste.«

»Ja, ich stelle sie schon mal unter die Falltür.« Rainbow packt die Leiter, zieht sie bis zum Treppenabsatz nach oben und schiebt sie in Richtung Badezimmer. Faro taucht wieder auf. »Das solltest du nicht tun, Faro. Ich weiß doch, welche Schmerzen du an der Luft hast. Du solltest besser unter Wasser bleiben.«

»Indigo ist heute überall sehr stark«, sagt Faro. »Nicht einmal die Luft macht mir heute viel aus.«

»Aber du warst krank, Faro. Du solltest dich schonen.«

»Saldowr hat mich geheilt«, entgegnet Faro stolz. »Ich hab dir doch gesagt, dass er ein großer Lehrer ist.«

Aber kein so großer Hüter des Gezeitenknotens, denke ich und achte darauf, diesen Gedanken vor Faro zu

verbergen. Was auch immer gerade in Indigo geschieht, Saldowr hat es nicht verhindern können.

»Und dir kann nichts passieren«, fügt Faro lächelnd hinzu, doch schon im nächsten Moment sieht man ihm an, wie erschöpft er ist. Das Schleppen der Leiter muss ihn sehr angestrengt haben. Vielleicht hat er sich doch noch nicht vollständig von seiner Krankheit erholt.

»Oh, Faro, du hast mich schon so oft gerettet, und ich habe dir noch gar nicht für das letzte Mal gedankt.« Faro schwimmt dicht neben mir und nimmt meine Hand. Das Wasser steht jetzt nur wenige Zentimeter unter der Zimmerdecke.

»Du musst mir nicht danken«, sagt er. Seine Stimme hat nichts Spöttisches, als er mich mit tiefem Ernst ansieht. »Unser Blut verbindet uns, kleine Schwester. Wir können uns niemals fremd sein. Wenn du mich rufst, werde ich immer kommen.«

»Dafür bin ich dir auch sehr dankbar, Faro.«

Ein Lächeln huscht über Faros Gesicht,
bevor er in einem Wasserwirbel
verschwindet. Ich glaube, noch seinen
Schatten über der Schwelle erkannt zu haben,
doch sicher bin ich mir nicht.

Siebzehntes Kapitel



Ruckartig schrecke ich aus dem Schlaf. Hat mein Wecker nicht geklingelt? Alles ist ruhig. Wo bin ich? Ich schaue mich um und versuche mich zu erinnern. Vor mir brennt eine Kerze. In ihrem matten Schein sehe ich die Umrisse von Kisten, Taschen und alten Möbeln. Drei Gestalten liegen zusammengekrümmt auf dem Boden.

Mum, Sadie und Rainbow. Ich kann mich nicht mal daran erinnern, eingeschlafen zu sein. Wir waren so erschöpft. Nur mit größter Mühe haben wir es geschafft, Sadie auf den Dachboden zu verfrachten. Sie wollte uns unbedingt helfen, wirbelte mit ihren Pfoten über die Leitersprossen und leckte uns ermutigend das Gesicht ab. Sie wusste, dass

wir sie retten wollten, und wollte ihren Teil dazu beitragen. Ich habe mich geirrt, als ich dachte, sie würde in Panik geraten. Sadie hat den Mut eines Löwen bewiesen.

Mum die Leiter hinaufzubugsieren, war ein Albtraum, obwohl sie die Zähne zusammengebissen und ständig gesagt hat, sie würde es schon schaffen. Aber sie war nicht in der Lage dazu. Wir hatten Angst, ihr wehzutun und damit noch mehr zuzusetzen. Schließlich ist es Rainbow gelungen, sie so weit die Leiter hinaufzuschieben, dass ich sie durch die Öffnung auf den Dachboden ziehen konnte. Mum konnte sich nicht länger auf den Beinen halten. Sobald wir sie oben hatten, stieß sie ein merkwürdiges leises Geräusch aus und brach zusammen. Nach einer Weile wiederholte sie immer wieder »Mit geht's gut! Mir geht's gut!«, doch selbst im schummrigen Licht der einen Kerze sah sie so erschöpft aus, dass wir ihr vorsorglich mehr Brandy gaben, damit sie nicht wieder in Ohnmacht fiel.

Rainbow ist dann wieder die Leiter hinuntergestiegen, hat unsere Bettdecken und Kissen eingesammelt und nacheinander durch die Öffnung geschoben. Wir haben sie auf dem Boden verteilt und uns hingelegt, um uns ein bisschen auszuruhen. Dann müssen wir eingeschlafen sein.

Rainbow hat die Kerze so auf einen Umzugskarton gestellt, dass nichts in Brand geraten konnte. Mum sagte, die Kerze müsste vierzig Stunden lang brennen. Vierzig Stunden! Wäre es möglich, dass wir vierzig Stunden lang warten müssen, bis jemand kommt, um uns zu retten? Dieser Dachboden ist eigentlich nicht für Menschen gemacht. Er ist niedrig und eng, voller Staub und Spinnweben. Vielleicht gibt es hier auch Mäuse. Mäuse machen mir nichts aus, ganz im Gegensatz zu Ratten.

Ich wünschte, ich würde immer noch schlafen, so wie Mum, Sadie und Rainbow. Sie sehen so friedlich aus. Ich frage mich, ob ich zum Fenster kriechen kann, ohne sie zu wecken.

Dann könnte ich einen Blick nach draußen werfen. Es wird doch bestimmt bald ein Boot kommen. Wir haben einen Hubschrauber gehört, als wir Mum die Leiter hinaufhalfen. Rainbow und ich meinten, es sei ein Rettungshubschrauber. Er flog sehr niedrig, es knatterte über unseren Köpfen, dann sahen wir den Lichtkegel eines Suchscheinwerfers. Doch plötzlich war er wieder verschwunden. Ich dachte eigentlich, dass im Nu zahlreiche Rettungsfahrzeuge auftauchen würden. So ist das jedenfalls im Fernsehen, wenn es eine Flutkatastrophe gibt. Dann sieht man überall Hubschrauber und Boote, und sogar Rundfunk und Fernsehen sind anwesend, um das Drama zu dokumentieren. Ich kann mir nur einen Grund denken, warum noch keine Rettungsfahrzeuge hier sind, und der ist äußerst beunruhigend. Vielleicht ist das Ausmaß der Katastrophe so groß, dass nicht genug Fahrzeuge vorhanden sind, um all die überfluteten Städte und Gemeinden entlang

der Küste zu versorgen.

Ich schaudere. *Indigo hat seine Grenzen gesprengt.* Verstehen die Mer überhaupt, was das für Folgen hat? Ist Faro das klar? Haben sie die Verwüstung gewollt?

Das kleine viereckige Fenster unterm Giebel ist wie Conors Fenster in unserem alten Haus. Der Mond scheint direkt hinein. Kann ich dorthin gelangen, ohne Sadie aufzuschrecken?

Auf einmal höre ich ein Geräusch, und sofort weiß ich, dass es dasselbe Geräusch ist, das mich geweckt hat. Ein Pfeifen. Irgendjemand pfeift.

Vorsichtig schlängele ich mich zur Falltür. Sadie liegt vollkommen unbeweglich da, obwohl ich normalerweise keinen Schritt tun kann, ohne dass sie mich begleiten will. Ich bin ihr so nah, dass ich die Wärme ihres Körpers spüre und ihren Atem höre. Es ist das tiefe, regelmäßige Atmen eines Hundes, der von sonnigen Feldern voller Hasen träumt. Ich erreiche die offene Falltür und schaue

nach unten. Niemand da. Woher sollte auch das Pfeifen in einem überfluteten Haus kommen? Die Leiter steht im Wasser. Es hat also inzwischen den ersten Stock erreicht und leckt bedrohlich an den unteren Sprossen. Ein Anflug von Panik erfasst mich. *Reiß dich zusammen, Sapphire. Das Wasser kann nicht immer weiter und weiter steigen. Bald wird es seinen höchsten Punkt erreicht haben. Hier oben sind wir in Sicherheit. Nie und nimmer wird die Flut höher steigen als das Haus. Sadie würde nicht so ruhig schlafen, wenn wir wirklich in Gefahr wären.*

All dies sage ich mir, dann kehre ich der Falltür und dem dunkel-bedrohlichen Wasser den Rücken und versuche, an etwas anderes zu denken. Ich muss nachdenken, einen Plan ersinnen. Wenn niemand zu unserer Rettung kommt, müssen wir uns selbst retten.

Wieder dieses Pfeifen! Nur noch lauter. Näher. Zwei Töne – ein langer und ein kurzer. Mein Herz macht einen Sprung. Es gibt nur einen, der so pfeift. Das ist ein Signal. Es

kommt von Conor.

Aber wo ist er? Doch nicht draußen in den Fluten. Irgendwo muss er in Sicherheit sein. Roger würde nicht zulassen, dass Conor ein Risiko eingeht.

Vielleicht sind sie beide da! Vielleicht sind sie in Rogers Boot gekommen. So muss es sein. Roger wird uns weiter nach oben in Sicherheit bringen. Ich öffne meinen Mund, um Mum und Rainbow die gute Nachricht zu überbringen, schließe ihn jedoch sogleich wieder. Was ist, wenn es sich nicht um ein Boot, sondern nur um *ein Produkt von Sapphires lebhafter Fantasie* handelt, wie Dad sich ausgedrückt hätte.

Ich drehe mich um und krieche über die unebenen, rauen Planken, schiebe Kisten beiseite und wirbele Staub auf, der mir das Atmen erschwert. Ich darf nicht husten oder niesen. Das Fenster ist schmutzig, doch das helle Mondlicht sickert trotzdem hindurch. Ich stütze meine Ellbogen auf die Kante und schaue hinaus.

Wasser. Schwarzes, öliges Wasser schwappt an den Wänden hoch. Das Haus auf der gegenüberliegenden Seite ist kaum noch zu sehen. Die gesamte Straßenseite liegt niedriger als unsere. Das Meer befindet sich auf der Höhe der Schlafzimmerfenster. Die Dächer und Schornsteine zeichnen sich scharf in der Dunkelheit ab.

Dann erkenne ich mit einem Mal, wie das Mondlicht zwei Gesichter aufleuchten lässt, die zu mir nach oben schauen. Sie sind's. Nicht Roger mit seinem Boot, sondern Conor und Faro im Wasser.

Im ersten Moment kann ich es nicht glauben. Vermutlich sehne ich mich so sehr nach ihnen, dass mir meine Fantasie einen Streich spielt. Ich zwinkere, um zu sehen, ob die Gesichter dann wieder verschwinden. Doch als ich erneut hinschaue, sehe ich sie deutlicher als zuvor. Ich winke, und Faro winkt zurück, bevor er abtaucht, um Luft zu holen. Ich fummele am rostigen Fensterhaken. Meine Finger zittern so stark, dass ich ihn

anfangs nicht lösen kann. Als es mir schließlich gelingt, klemmt das Fenster. Vermutlich ist es seit hundert Jahren nicht geöffnet worden. Ich werfe einen Blick über die Schulter. Mum, Rainbow und Sadie schlafen immer noch tief und fest. Ich beschließe, es darauf ankommen zu lassen, und schlage hart gegen das Fenster. Es fliegt auf. Ein weiterer Blick nach hinten. Niemand hat sich bewegt.

»Ist Mum da oben?«, ruft Conor hinauf. »Ist sie okay?«

Ich drehe mich um, doch nach wie vor sehe ich keine Regung, als hätte ein Zauber sie in tiefen Schlaf versetzt. Indigo ist stark heute Nacht und die Erde schwach. Sadie winselt zitternd vor sich hin und kommt dann wieder zur Ruhe.

»Ja, Mum ist hier!«, rufe ich so leise wie möglich zurück. »Sie ist okay. Rainbow ist auch da. Sie schlafen alle.«

»Weck sie nicht auf. Roger ist mit einem Schlauchboot unterwegs. Er wird bald da

sein. Sein eigenes Boot ist total kaputt. Aber wir sind auch wegen dir da, Saph. Wir brauchen dich.«

»Wozu?«

»Ist das Fenster groß genug für dich, um rauszuklettern?«

»Ja, aber ...«

»Dann komm, schnell! Wir fangen dich auf.«

»Ich weiß nicht ...«

»Nur keine Angst, kleine Schwester«, kommt Faros spöttische Stimme.

»Ich hab keine Angst!«, zische ich ärgerlich.

»Ich will nur wissen, was ihr vorhabt.« Erneut werfe ich einen Blick über die Schulter. Ich glaube, Mum, Rainbow und Sadie schlafen so tief, dass sie nicht mal aufwachen würden, wenn ich zu ihnen ginge und sie schüttelte.

»Jetzt komm schon!«, drängt Conor.

»Saldowr hat uns gerufen. Er braucht unsere Hilfe.«

»Saldowr!«

»Das stimmt«, bestätigt Faro, und diesmal ist seine Stimme frei von Ironie. Ich blicke zu

ihnen hinunter. Durch ihre nassen, zurückgestrichenen Haare haben beide eine merkwürdige Ähnlichkeit bekommen. »Es ist das erste Mal, dass Saldowr jemand um Hilfe bittet«, fährt Faro fort. »Er ruft euch zum Gezeitenknoten und hat mich gebeten, euch dorthin zu begleiten. Ihr müsst euch beeilen.«

Wenn ich mit den Füßen zuerst aus dem Fenster klettere und mich dann auf dem Fensterbrett umdrehe, kann ich mich von der Kante aus ins Wasser fallen lassen. Das wird kein allzu lautes Geräusch machen. Außerdem werden Conor und Faro darauf achten, dass ich nicht sofort abtreibe.

Aber ist dort unten wirklich Indigo? Das Wasser sieht dunkel und abweisend aus. Nicht wie das Meer, das ich so gut kenne. Als hätte Indigo seine Natur verändert, als es seine Grenzen sprengte. Doch ich habe keine Wahl. Ich kann nicht darauf warten, dass Roger mich mit seinem Schlauchboot rettet, wenn Saldowr uns ruft.

Doch was wird aus Mum werden? Sie wird

sich solche Sorgen machen, wenn sie aufwacht, und ich bin nicht da. Und die arme Sadie wird auf dem Dachboden hin und her laufen und sich die Seele aus dem Leib bellen. Sie wird wissen, wo ich geblieben bin. Aber daran kann ich nichts ändern. Ich lasse dich nicht im Stich, liebe Sadie. Ich versuche, uns allen zu helfen. Bitte schlaf weiter, damit du keine Angst bekommst. Mach dir keine Sorgen, Mum. Conor und mir wird nichts geschehen. Wir müssen gehen. Wir haben keine andere Wahl. Sadie und Rainbow werden auf dich aufpassen.



Sobald ich mit Conor und Faro unter Wasser bin, ist keine Zeit mehr für Gespräche. Das wäre zu gefährlich. Unmittelbar an unserem Haus ist das Wasser relativ ruhig, doch als wir uns von ihm entfernen, werden wir von Strudeln und Strömungen erfasst, die uns anderen Gebäuden entgentreiben, durch Türen hindurchziehen und in fremden Häusern einschließen wollen. Es erfordert meine

ganze Kraft, gegen die Strömung anzuschwimmen. Faro taucht, doch Conor und ich schwimmen an der Oberfläche. Ich weiß nicht, ob ich mich trauen soll zu tauchen. Ist dies Indigo, oder nicht? Freund oder Feind? Im Moment sieht es mir eher nach einem Feind aus, der die Stadt überfallen und erobert hat.

Auf einem umgedrehten Tisch treibt eine Katze vorbei, sie macht einen Buckel, ihr nasses Fell klebt am Körper.

»Oh, Conor, schau dir die Katze an! Können wir sie nicht retten?«

»Nein«, antwortet Conor knapp.

Ich habe noch nie so starkes Mondlicht erlebt. Es verleiht allem eine unwirkliche Atmosphäre, doch das erbärmliche Maunzen der Katze ist nur allzu real. Während sie vorüberdreht, starrt sie uns an, als wolle sie fragen, warum wir ihr nicht helfen.

Conor und ich schwimmen dicht nebeneinander her. Ich habe Angst, ihn im Chaos der umhertreibenden Gegenstände

aus den Augen zu verlieren. In solch einem Wasser bin ich noch nie geschwommen. Möbelstücke, Verkehrspoller, Äpfel, Windeln, Plastiktüten, durchnässte Pflanzen und Blumen wirbeln um uns herum. In der Ferne sehen wir ein halb mit Wasser gefülltes Auto, das sich langsam im Kreis dreht. In diesem Moment taucht Faros Gesicht neben mir auf. »Tauch, Sapphire! Sonst wird dich das Auto treffen.«

Uns bleibt keine Wahl. Zu dritt senken wir unsere Köpfe ins trübe Wasser und versuchen möglichst rasch Tiefe zu gewinnen. Dann drehen wir uns auf den Rücken und sehen das Auto über unseren Köpfen wie einen Hai vorüberziehen, dessen Silhouette sich im Mondlicht abzeichnet.

»Schwimm weiter!«, kommandiert Faro mit Schärfe.

Die Dinge geschehen einfach zu schnell. Häuser tauchen zu beiden Seiten vor uns auf, die Fenster wie starrende Augen. Wo sind all die Leute geblieben? Was ist mit ihnen

geschehen? Alles erinnert mich an die verlassene Insel, die Faro mir gezeigt hat. Ich hätte nie geglaubt, dass mit St. Pirans dasselbe geschehen könnte. Das Wasser stößt uns wie eine riesige Hand nach vorne, als wir versuchen, auf eine andere Straße abzubiegen.

»Wir müssen weiter nach unten«, sagt Faro angespannt, »sonst entkommen wir der Strömung nicht.«

Wir tauchen noch tiefer. Die Strömung wird schwächer, doch als ich schon glaube, mich ganz aus ihrer Gewalt befreit zu haben, reißt sie mich von den anderen fort und schleudert mich brutal gegen eine Granitmauer. Der Schmerz ist so stechend, dass ich aufschreie. Conor packt meine Hand und zieht mich in ruhigere Gewässer.

»Alles in Ordnung, Saph?«

Ich kann nicht sprechen. Faro und Conor stützen mich auf beiden Seiten.

»Wie geht es dir? Sag doch was, Saph!«

Mit größter Willensanstrengung bekomme ich

ein paar Worte heraus: »Geht schon ... Knie verletzt.«

»Ich kann nichts sehen. Blutest du?«

»Glaub schon.«

»Ist was gebrochen?«

Vorsichtig bewege ich mein Bein. Es schmerzt, doch nicht so, wie ich mir die Schmerzen bei einem gebrochenen Bein vorstelle.

»Willst du zurück?«, fragt Conor.

»Saldowr hat mich beauftragt, euch beide zu holen«, schaltet sich Faro ein. »Wir können uns jetzt keine Schwäche erlauben.« Mir schießen die Tränen in die Augen, teils wegen der Schmerzen, doch vor allem wegen Faros Bemerkung.

»Ich bin nicht schwach.«

»Das weiß er doch«, sagt Conor und drückt meine Hand. »Jeder weiß, dass du viel aushalten kannst, Saph. Aber kannst du immer noch schwimmen? Es ist eine lange Reise.«

»Wird schon gehen.«

»Sicher?«

Ich denke an Mum, Sadie und Rainbow, die schlafen, während das Wasser weiter steigt. Ob Roger inzwischen gekommen ist? Was ist mit all den anderen Leuten, deren Häuser überflutet wurden? Wird Saldowr ihnen helfen können? Werden die Gezeiten sich je wieder von ihrem Knoten kontrollieren lassen, damit das Wasser nicht ständig weiter steigt und immer größeren Schaden anrichtet? Das ist die alles entscheidende Frage. Ich kann schwimmen!

»Halt sie am Handgelenk fest, Faro«, sagt Conor. »Ich schwimme auf ihrer anderen Seite.«

»Aber du ... du kannst doch nicht atmen, Con, wenn Faro dir nicht hilft.«

»Mach dir deswegen keine Sorgen. Heute kommt es mir so vor, als wäre ich halb an der Luft und halb in Indigo.«

Es ist wunderbar, sie beide an meiner Seite zu wissen, wie Bodyguards, die mich vor der Flut beschützen. Plötzlich weiß ich, wo ich bin.

Wir sind bei den Häusern, die dem Strand am nächsten liegen. All diese Häuser, auch Rainbows ist darunter, liegen komplett unter Wasser. Die Silhouetten ihrer Schornsteine flimmern durch das Wasser, das schmutzig und trübe von all dem Unrat ist, den es mit sich führt. Man bekommt in diesem Wasser so wenig Luft, als versuchte man, in einer Garage bei laufendem Motor zu atmen. Ich kann nicht glauben, dass Conor hier besser atmen kann als tief in Indigo.

So muss es den Seevögeln gehen, wenn das Meer mit Öl verklebt ist. So müssen die Fische empfinden, wenn das Wasser voller Chemikalien ist. So muss es einem Delfin ergehen, der sich in einem Schleppnetz verfangen hat.

»Halt durch!«, flüstert mir Faro ins Ohr.

Plötzlich ändert sich die Farbe des Untergrunds. Statt schwarzem Asphalt ist es nun weißer Sand, der im Mondlicht schimmert. Das Wasser wird wilder, aber sauberer. Endlich haben wir das richtige

Meer erreicht. Dies ist das wahre Indigo – nicht das verbrecherische Indigo, das unsere Stadt überfallen hat. Hoffnung keimt in mir auf. Vielleicht hat Indigo – trotz allem – sein wahres Wesen bewahrt, was bedeutet, dass auch unsere Welt wieder ihre alte Gestalt annehmen kann.

»Pass auf!«, schreit Conor und zieht mich zur Seite. Ein Eiswagen türmt sich wenige Meter vor uns auf und rauscht uns entgegen. Er verfehlt uns um Armeslänge, weil wir rechtzeitig abtauchen.

»Eigentlich freue ich mich ja über jeden Eiswagen«, sagt Conor, nachdem wir uns von dem Schreck erholt haben, »aber ich bin gerade nicht in der richtigen Stimmung.«

»Du musst dich an Faro festhalten, Conor. Jetzt sind wir wirklich in Indigo.«

»Ich weiß«, entgegnet Conor. »Schaffst du's ohne mich, Saph?«

»Ja, ich glaub schon.«

Ich würde gern einen Blick auf mein Bein werfen, aber hier unten ist es zu dunkel, um

irgendwas zu erkennen. Der Mond erzeugt nur noch ein fahles Licht. Vermutlich blutet mein Bein, vielleicht sogar heftig. Ich habe das merkwürdige Gefühl, als würde mein Körper gar nicht richtig zu mir gehören. Ich wünschte, mir wäre weniger schwindelig. *Sei nicht blöd, Sapphire. In Indigo bist du sicher. Indigo – weißt du nicht mehr?*

Ich fühle mich krank. Doch wie kann man unter Wasser überhaupt krank sein? Faro und Conor werde ich davon nichts sagen. Faro würde mich für einen Waschlappen halten, außerdem ist es zum Umkehren zu spät. Und wenn Conor bemerkt, dass ich Schwierigkeiten habe, würde er versuchen, mich zu unterstützen, und selbst zu wenig Sauerstoff bekommen, und dann ... Ich will nicht länger darüber nachdenken. Das bereitet mir nur noch mehr Schwindel.

»Schaffst du es, uns zu Saldowr zu bringen, Faro?«, fragt Conor. »Weißt du, welche Strömung wir nehmen müssen? «

»Ich hoffe es ...« Noch nie hat sich Faros

Stimme so unsicher, fast ängstlich angehört. »Doch Indigo fühlt sich heute ganz anders an«, fügt er hinzu. »Die Strömungen sind mir fremd. Seit sich der Gezeitenknoten gelöst hat, ist alles verändert. «

»Ich dachte, alles würde so wundervoll werden, wenn Indigo stärker und die Menschen schwächer werden«, stichelt Conor. Doch diesmal geht Faro darauf nicht ein, und ich habe so wenig Energie, dass ich ohnehin nicht mehr sprechen kann. Ich bin nicht mal mehr in der Lage, richtig zu schwimmen. Langsam bewege ich die Arme und mein unverletztes Bein, doch meine Schwimmzüge sind kraftlos.

»Wir brauchen meine Schwester«, sagt Faro plötzlich und hält an. Conor strampelt auf der Stelle, Faro balanciert auf seiner Schwanzflosse, ich hänge schlaff im Wasser und frage mich beklommen, ob ich mich je wieder richtig werde bewegen können. Die See dröhnt in meinen Ohren wie unterirdischer Donner.

»Elvira?« Obwohl ich von Schmerz und Erschöpfung ganz benommen bin, höre ich die Veränderung in Conors Stimme. Er kann seine Aufregung nicht verbergen.

»Ja, meine Schwester wird deiner helfen. Elvira ist eine Heilerin, das heißt, eines Tages wird sie eine sein. Sie hat eine besondere Begabung.«

»Kannst du sie rufen?«

»Schon seit Sapphire sich verletzt hat, versuche ich, Kontakt mit ihr aufzunehmen. Doch Saldowrs Botschaft ist so stark, dass ich immer nur seine Stimme höre, die mich auffordert, euch zu ihm zu bringen. Da bleibt kein Raum mehr, um Elvira zu rufen. Aber Sapphire braucht ihre Hilfe.«

»Könnte ich...?«, murmele ich und will damit fragen, ob ich Elvira rufen könnte.

»Nein, spar dir deine Kräfte. Aber vielleicht könntest du mit meiner Schwester sprechen, Conor. Könntest du sie bitten, zu uns zu kommen?«

»Wie soll ich das machen?«

»Zeig ihr, woran du denkst. Zeig ihr, dass Sapphire verletzt ist. Zeig ihr, dass du sie gern hier hättest.«

»Aber ich weiß nicht, wie man das macht«, sagt Conor. »Ich bin nicht wie du und Sapphire. Ich bin nicht in der Lage, meine Gedanken ... mit jemand zu teilen.«

»Versuch es doch wenigstens«, entgegnet Faro ungeduldig. »Denk an Elvira. Versetz dich in sie hinein. Ruf sie zu dir. Und sobald du das Gefühl hast, dass sie dir zuhört, schildert du unsere Zwangslage. Gib ihr zu verstehen, dass Sapphire verletzt ist und geheilt werden muss, damit wir Saldowr erreichen können. Elvira wird zu uns kommen, wenn sie diese Nachricht empfängt. Selbst wenn sie am Grund der Welt sein sollte, dort wo die eisigen Berge sind, wird sie kommen, um uns zu helfen.«

»Ich werde es versuchen«, sagt Conor.

Es vergeht eine lange Zeit, jedenfalls kommt es mir so vor. Conor ist hoch konzentriert und versucht verzweifelt, Kontakt zu Elvira

aufzunehmen. Ich wünschte, ich könnte ihm helfen, doch ein Schleier der Erschöpfung befindet sich zwischen mir und den anderen. Vielleicht werden wir nie zu Saldow gelangen. Vielleicht wird das Wasser immer weiter steigen, bis es die höchsten Hügel von Cornwall erreicht. Es hat solch eine Gewalt und ich fühle mich so schwach ...

»Sapphire. *Sapphire*.«

»Was ist, Faro? Muss nur ... ein bisschen ... ausru ...«

»Du darfst nicht einschlafen. Elvira ist schon unterwegs. Sie wird sicher bald da sein.«

Dann höre ich Conors Stimme, die sehr erleichtert klingt. »Ich habe sie erreicht, Saph! Ich hab's geschafft. Am Anfang habe ich nichts gespürt, aber dann hat sich irgendwie mein Bewusstsein geöffnet. Ich habe an sie gedacht, und schon war sie da.«

»Fantastisch, Conor.«

»Halt durch, Saph! Sie kommt, so schnell sie kann.«



Die Zeit des Wartens kommt mir wie eine Ewigkeit vor. Am liebsten würde ich einfach weiterschlafen und meinen Traum fortsetzen, doch Conor und Faro haben etwas dagegen.

»Lass ... Con ... muss schla ...«

»Wach auf, Saph! Wach auf!«

Dann werde ich jäh aus dem Schlaf gerissen, als die atemlose Elvira erscheint.

»Ich habe die schnellste Strömung genommen, die ich finden konnte. Ist sie immer noch bei Bewusstsein?«

»Ja.«

»Wenn es doch nur ein bisschen heller wäre! Ich kann kaum was erkennen.«

»Wir bringen sie näher an die Oberfläche. Scheint der Mond immer noch so hell?«

»Heller als je zuvor«, antwortet Elvira.

Als Faro sagte, Elvira würde einmal eine Heilerin sein, dachte ich, sie wolle Ärztin werden. Ich habe auch gedacht, sie würde so eine Art Erste-Hilfe-Koffer mitbringen. Doch sie hat nichts dabei und benutzt nur ihre Hände. Sobald sie mich berührt, weiß ich,

was Faro meinte. Elviras Hände haben heilende Kräfte. Niemand sonst dürfte mein Bein berühren, doch Elviras Hände tun mir nicht weh. Sie runzelt die Stirn.

»Sie hat eine klaffende Wunde, die immer noch blutet. Deshalb ist sie auch so schwach. Außerdem hat sie schwere Blutergüsse. Ach, Faro, ich habe überhaupt keine Erfahrung mit Menschen. Ich habe Angst, einen Fehler zu machen.«

»Das wirst du nicht«, entgegnet Conor, der sie ermutigend anblickt.

Faro zwinkert mir zu. »Tja, es stimmt natürlich, dass du noch nicht viel gelernt hast«, sagt er mit zweifelnder Stimme, die sofort ihre Wirkung tut.

»Ich werde tun, was ich kann«, sagt Elvira. Ihre langen, dunklen Haare umhüllen uns wie eine Wolke und schaffen einen abgeschirmten Raum, in dem wir ganz unter uns sind. Sie drückt mit ihrem Handballen auf die Wunde und verstärkt den Druck mit der anderen Hand. »Sieh mich an, Sapphire, und

konzentrier dich ganz auf mich«, sagt sie so leise, dass nur ich sie verstehe. Ich gehorche. Es ist leicht, sich ganz auf sie zu konzentrieren. Als wäre ihr Bewusstsein ein Spiegel, in dem ich mich anschauen kann. Schon sehe ich die Wunde in meinem Bein. Doch sie blutet nicht mehr, sondern beginnt sich zusammenzuziehen. Die Verfärbungen der Blutergüsse verblassen.

»Sieh mir tief in die Augen«, fordert Elvira mich auf.

Ich bin hoch konzentriert und empfinde nicht mehr die geringste Angst. Es ist nur eine Schnittwunde, das ist alles. Daran stirbt man nicht. Elviras Heilkräfte durchdringen mich wie ein wärmendes Feuer. Mein Schwindel ist verflogen. Ich drifte nicht mehr in die Welt der Träume. Mein Bein schmerzt immer noch, doch weniger als zuvor.

»Das ist alles«, sagt Elvira schließlich, »was ich im Moment für dich tun kann. Du musst noch einen weiteren Heiler aufsuchen, um die Wunde nähen zu lassen, aber ich denke, du

hast genug Kraft, um zu Saldowr zu schwimmen. «

»Wirst du uns begleiten?«

»Ja.«

Achtzehntes Kapitel



Die Wälder von Aleph sehen aus, als hätte ein Orkan sie verwüstet. Riesige Bäume wurden entwurzelt und Felsblöcke auseinandergesprengt, weißer Sand türmt sich zu großen Haufen. Wir kämpfen uns durch ein Gewirr von Seegras hindurch, das vom Meeresgrund losgerissen wurde. Alles ist trübe und schlammig. Was einst wunderschön war, sieht aus wie ein sterbender Ort, nicht weniger verwüstet als St. Pirans.

Zumindest bin ich froh darüber, dass die Haie verschwunden sind. Ich hatte solche Angst, als uns die Strömung in die Nähe der Wälder spülte. Saldowr hatte uns zwar versichert, dass die Haie uns wiedererkennen

würden und keine Gefahr von ihnen ausginge, doch habe ich zu oft gehört, dass Haie das Blut ihrer Opfer kilometerweit wittern können. Ich fürchtete, sie könnten mich wegen meiner Wunde angreifen. Und die anderen fürchteten offenbar dasselbe, weil sie mich schützend in ihre Mitte nahmen.

Doch unsere Sorge war überflüssig. Wir entdecken nicht das geringste Lebenszeichen, als wir die Strömung verlassen und dorthin schwimmen, wo sich der Gezeitenknoten befand. Es herrscht eine gespenstische Stille. Ein grauer, kalter Morgen dämmt fahl durch das Wasser.

Wir sind nicht einmal ganz sicher, dass wir uns wirklich in der Nähe von Saldows Höhle befinden. Denn die Landschaft hat sich verändert. Auch Faro, der die lange Zeit seiner Genesung in der Höhle verbracht hat, findet sich kaum zurecht. Felsbrocken liegen im Sand begraben, als wäre ein Wirbelsturm über sie hinweggefegt. Derselbe Wirbelsturm hat eine lange Reihe scharfkantiger Felsen

freigelegt, deren Zacken und Scharten uns in Stücke reißen könnten.

»Wo ist Saldowr, Faro? Spürst du seine Nähe?«

Faro runzelt die Stirn. »Er weiß, dass wir hier sind. Warte.«

Und dann sehen wir ihn. Er muss uns schon die ganze Zeit lang beobachtet haben. Er befindet sich im Schatten des einzigen verbliebenen Baumes, eingehüllt in seinen Umhang, als müsse er sich vor einem eisigen Wind schützen.

»Saldowr!«

»Ja«, sagt er, indem er uns langsam entgegenschwimmt, als bereite ihm die Bewegung Schwierigkeiten. »Ich war es, der euch gerufen hat. Aber das wisst ihr ja. Vielleicht hätte ich das nicht tun dürfen, doch mir blieb keine andere Wahl.«

Als ich ihn ansehe, denke ich zunächst, seine Kraft sei geschwunden, doch ein Blick in seine Augen belehrt mich eines Besseren. Seine Kraft ist immer noch da, nur liegt sie

jetzt tief in ihm verborgen. Sein wunderschöner Umhang ist zerfetzt, als hätte ein wildes Tier ihn zerrissen. Dunkle Ringe unter den Augen zeugen von seiner Erschöpfung. »Die Gezeiten haben alles zerstört, indem sie sich selbst befreien«, sagt er. »Nur mit viel Glück habe ich überlebt.«

»Sind die Haie tot?«, frage ich rasch.

»Die Gezeiten haben sie mit sich fortgetragen. Schwer zu sagen, ob sie noch am Leben sind. Sie wollten weiter ihre Pflicht erfüllen und weigerten sich zu fliehen, selbst nachdem ich ihnen gesagt hatte, dass ich den Gezeitenknoten nicht mehr länger kontrollieren könne.«

Conor und ich tauschen Blicke. Wir können Saldowrs Besorgnis über das Schicksal der Haie nicht unbedingt teilen.

»Was ... was ist mit dem Gezeitenknoten passiert?«

»Seht es euch selbst an.«

Er schwimmt voraus und wir folgen ihm. Schon nach einer kurzen Strecke hält er an

und zeigt nach vorne. »Siehst du meine Höhle, Faro?«

Aber es ist keine Höhle zu sehen. Vor ihrem Eingang türmt sich der Sand. Nicht einmal die kleinsten Fische könnten in sie eindringen. Doch wenn dies Saldowrs Höhle ist, muss sich ganz in der Nähe, auf dem Meeresgrund, der Mund der Gezeiten befinden.

»Du hast recht«, sagt er, als könne er meine Gedanken lesen. »Der Mund der Gezeiten ist immer noch da, auch wenn die Gezeiten verschwunden sind. Kommt.«

Conor und Elvira befinden sich auf der einen, Faro und ich auf der anderen Seite von Saldowr. Er taucht zum Meeresgrund, wie er es schon früher getan hat. Sand wirbelt auf und trübt das Wasser. Doch diesmal muss er keinen schweren Stein hochheben. Es gibt nur eine klaffende Öffnung, den Mund der Gezeiten. Kein bläuliches Licht, keine sich schlängelnden Wasserstränge, funkelnd wie Juwelen. Der Mund der Gezeiten ist leer. Die Gezeiten sind verschwunden.

»Wo ist der Schlussstein?«, fragt Conor. Saldowr wirft ihm einen stechenden Blick zu.

»Du erinnerst dich an den Schlussstein? «

»Natürlich.«

»Erinnerst du dich auch an das eingravierte Muster?«

»Ja, die Schrift. Wo ist sie geblieben?«

Saldowr seufzt. »Deshalb habe ich euch hergerufen. Warst du in der Lage, die Schrift zu lesen?«

»Nein, das nicht, aber ...«

»Ich weiß, was du meinst. Du bist sicher, dass sie eine bestimmte Bedeutung hat.«

»Ja.«

»Deine Schwester ist in bislang unbekannte Tiefen vorgedrungen und hat überlebt. Du hast das Muster gesehen, das vor dir noch niemand erkannt hat. Ich habe euch hierher gerufen, weil Indigo, nach allem, was vorgefallen ist, eine neue und andere Kraft braucht. Niemand ist in der Lage, die Gezeiten zurückzuholen. Sie sind zu gewaltig. Sie haben den Schlussstein

auseinandergesprengt, wie auch meinen Spiegel. Das Muster besteht aus einzelnen Wörtern, meine Kinder. Es sind Wörter, die nicht ausgesprochen wurden, seit sich die Gezeiten dereinst zu einem Knoten verschlangen. Vielleicht ... vielleicht sind sie in der Lage, den Knoten neu zu begründen, wenn sie ein zweites Mal ausgesprochen werden.«

»Halten Sie das für wahrscheinlich?«, frage ich.

Saldowrs finsternes Gesicht hellt sich ein wenig auf. »Nein, sehr wahrscheinlich ist es nicht, *myrgh kerenza*. Aber wir müssen es probieren, sonst bleibt nur Zerstörung und ewiges Chaos.«

»Und ich dachte, Indigo wollte unbedingt stärker werden, um die Macht der Menschen zu brechen«, sagt Conor provozierend.

»Manche in Indigo haben dies gewollt und sehen jetzt ihren Fehler ein. Seht euch das an!« Wir alle lassen unseren Blick über die eintönige, verwüstete, leblose

Unterwasserlandschaft schweifen. »So wird es in Indigo und auf der Erde aussehen, bis die Gezeiten zurückkehren. Das Gleichgewicht zwischen der Erde und Indigo ist gestört. Ich habe versagt – *der Hüter der Gezeiten*«, fügt er erbittert hinzu. »Ich habe meine Aufgabe nicht erfüllt. Doch vielleicht kann mein Fehler wiedergutmacht werden.«

Am liebsten wäre ich nicht hier. Das alles ist zu traurig und furchterregend. Wie sollen wir etwas ausrichten, wenn selbst Saldowr machtlos ist?

»Wir werden es versuchen«, sagt Conor.

Saldowr streckt uns seine Hände entgegen.



Zunächst müssen wir versuchen, alle verstreuten Bruchstücke des Schlussteins zu finden und wieder zusammenzusetzen. Aber das scheint unmöglich. So vieles liegt unter Sand und Gräsern begraben.

»Wir müssen systematisch vorgehen«, sagt Conor. »Wir sollten uns in großer Entfernung

um den Schlussstein verteilen und immer näher an ihn heranschwimmen, indem wir den Boden absuchen. Jeder, der ein Stück findet, markiert die Fundstelle oder bringt es gleich zur Höhle, wenn es nicht zu schwer ist. Aber übernimm dich nicht, Saph.«

Saldowr scheint zufrieden damit, dass Conor zwischenzeitlich das Kommando übernommen hat. Faro, Elvira, Conor und ich schwimmen rückwärts und entfernen uns so weit voneinander, bis wir uns aus den Augen verlieren. »Fertig?«, ruft Conor. »Dann arbeitet euch jetzt langsam vor. Markiert jede Fundstelle. Und schaut überall nach. Grabt tief im Sand, wühlt im Seegras und dreht jeden Stein um.«

Saldowr ist ganz in meiner Nähe. Eigentlich dachte ich, er würde uns helfen, doch er tut nichts dergleichen. Als ich die erste Scherbe des Schlusssteins finde, halte ich sie triumphierend in die Höhe. »Dies gehört dazu, nicht wahr, Saldowr?«

Er nickt. »Gut gemacht, meine Tochter. Aber

dein Bruder hat recht. Du darfst dich nicht überanstrengen. Denk an deine Verletzung.«

»Wollen ... wollen Sie nicht auch mithelfen?«

»Ich helfe euch doch. Dein Bruder ist in der Lage, selbstständig zu suchen. Beim Atmen ist er nicht auf Faros Hilfe angewiesen, nicht wahr?«

»Ja, das stimmt. Daran habe ich gar nicht ...«

»Ich mag ein schlechter Hüter des Gezeitenknotens gewesen sein, doch bin ich immer noch der Wächter der Wälder. « Seine Stimme klingt so streng, dass ich keine weiteren Fragen stelle. Doch Saldowr fährt fort: »Versteh mich recht, Sapphire. Ich gehöre nicht zu den Lehrern, die Fragen stellen, deren Antworten sie bereits wissen. Ich hätte euch nicht zu mir gerufen, wenn ich diese Arbeit auch allein hätte erledigen können.«

Ich verstehe nicht ganz, was er meint, doch ist jetzt nicht der richtige Zeitpunkt, um eine Erklärung zu bitten. Es geht ausschließlich

darum, alle Teile des Schlusssteins zu finden, was ein schwieriges und anstrengendes Unterfangen ist. Ich muss mich noch ein wenig ausruhen, doch Elvira, Conor und Faro arbeiten unermüdlich. Ein Fundstück nach dem anderen bringen wir zum verschütteten Eingang der Höhle. Bei manchen handelt es sich nur um Splitter, die so scharf sind, dass sie unsere Finger bis zu den Knochen aufschlitzen könnten, falls wir nicht aufpassen. Andere Gesteinsbrocken sind so schwer, dass wir sie zu zweit oder zu dritt durch den Sand ziehen müssen. Jeder Brocken des Schlusssteins ist massiv und schwer, weitaus schwerer als jeder Stein an Land. Gemeinsam ergeben sie ein dreidimensionales Puzzle. Kaum vorstellbar, dass es uns gelingen sollte, den Schlussstein je wieder zusammenzusetzen.

Doch Puzzeln war schon immer ein Hobby von Conor. Als wir ungefähr dreißig Stücke beisammen haben, nimmt er sie näher in Augenschein, schwimmt um sie herum, um

sie aus verschiedenen Blickwinkeln zu betrachten.

»Siehst du irgendeine Ordnung?«, fragt Faro, der ihm über die Schulter blickt.

»Schau dir diese beiden Stücke an. Die gehören zusammen. Wenn man diesen Splitter dort in die Lücke steckt ...«

Faro zuckt die Schultern. »Da siehst du mehr als ich, Bruder. Am besten, du bleibst hier, während wir weitersuchen.«

Elvira bringt drei scharfkantige Gesteinsbrocken. »Wir müssen schneller arbeiten«, sagt sie mit angespannter Stimme. Conor blickt zu ihr auf.

»Wovor hast du Angst, Elvira? Die Flut ist doch schon vorüber.«

»Spürst du es nicht? Die Gezeiten sind völlig außer Kontrolle geraten. Sie reißen Indigo entzwei und werden uns alle vernichten.«

»Und Indigo ist alles, was zählt, oder? Warum soll ich den Schlussstein überhaupt zusammenfügen? Indigo hat meine Welt überflutet, und ihr wart froh darüber, nicht

wahr?«

»Nein, Conor! Glaub mir, ich war überhaupt nicht froh darüber. Ich bin eine Heilerin. Weißt du, was das bedeutet? «

»Eine angehende Heilerin«, schaltet Faro sich ein. Elvira ignoriert ihn.

»Wie kann ich eine Heilerin und gleichzeitig froh sein, dass überall Tod, Verderben und Angst herrschen?«

Conor sieht ihr ins Gesicht. »Ich glaube dir, Elvira«, sagt er sanft. »Aber erzähl mir nicht, dass alle in Indigo so sind wie du.«

Erschöpft stoße ich mich vom Meeresgrund ab und beteilige mich weiter an der zähen Suche. Ich kann das Puzzle nicht zusammensetzen. Ich habe die Schrift nicht einmal gesehen, als der Stein noch ganz war. Doch vielleicht finde ich ja noch einen Splitter im Sand ...



Schließlich müssen wir die Suche einstellen. Vielleicht gibt es noch Bruchstücke des Schlusssteins, die unauffindbar sind, doch

haben wir akribisch den Sand durchkämmt, im Seegras gewühlt, Felsblöcke emporgestemmt und jeden Stein umgedreht. Unsere Hände sind blau und zerschunden. Alle Bestandteile des Schlusssteins – jeden noch so kleinen Splitter, den wir finden konnten – haben wir zusammengetragen. Conor ist immer noch bei der Arbeit und langsam entsteht eine bestimmte Form. Doch natürlich halten die Teile nicht zusammen, auch wenn Conor herausbekommt, wie sie zusammenpassen. Ein dreidimensionales Puzzle lässt sich schließlich nicht auf dem flachen Sand vollenden.

»Ich werde die Teile nie richtig zusammensetzen können«, sagt Conor schließlich. Er sieht so frustriert aus, als würde er alle Teile am liebsten wieder durcheinanderbringen. Doch so was tut Conor nicht. »Wir verschwenden doch nur unsere Zeit.«

»Wir könnten Saldowr um Rat fragen.«

»Wo ist er?«

»Er war eben noch da.«

»Er ruht sich hinter dem Felsen aus«, sagt Elvira und deutet nach vorne. Und tatsächlich erblicken wir den zerfetzten Saum seines Umhangs im Wasser.

»Sollen wir ihn wecken?«

»Saldowr!«

Als er uns äußerst langsam entgegenschwimmt, wird mir mit Schrecken klar, wie alt er inzwischen aussieht.

»Habt ihr alle Stücke gefunden?«, fragt er.

»Wir haben überall gesucht. Aber es wird wohl ohnehin nichts nützen. Wir werden nie in der Lage sein, sie richtig zusammenzusetzen.«

»Wenn ihr das letzte Stück gefunden habt, wird sich der Schlussstein alleine zusammensetzen«, entgegnet Saldowr.

»Wollen Sie damit sagen, dass immer noch ein Stück fehlt? Aber wir haben wirklich überall gesucht. Es kann sich nirgendwo mehr verstecken.«

»Das fehlende Stück ist näher, als du

denkst«, sagt er und zieht sich den Umhang von den Schultern. In seinem Fleisch steckt ein schmaler, keilförmiger Gesteinssplitter. »Als der Schlussstein auseinanderbrach, war ich ihm zu nah«, sagt Saldowr, »oder nicht nah genug. Einer von euch viere muss ihn aus meinem Fleisch ziehen, damit der Schlussstein sich wieder vervollständigen kann.«

Unwillkürlich weichen wir alle einen Schritt zurück.

»Wer ... wer von uns?« Ich weiß, dass meine Stimme zittert. *Nicht ich, nicht ich, nicht ich.* Die Worte dröhnen so laut in meinem Kopf, dass Faro sie mit Sicherheit hören kann. Er blickt mich durchdringend an.

»Ich weiß es nicht«, antwortet er. »Ich weiß nur, dass einer von euch in der Lage sein wird, den Splitter herauszuziehen und den Schlussstein zu vervollständigen.«

»Aber Sie sind doch mein Lehrer!«, ruft Faro aus. »Wie sollte ich so etwas tun können?«

»Auf diese Frage, Faro, musst du selbst eine

Antwort finden. «

»Kannst du es nicht tun, Elvira? Du bist doch eine Heilerin. Du hast mein Bein behandelt.«

»Ich will es versuchen«, antwortet Elvira tapfer. »Manchmal muss eine Heilerin ihrem Patienten auch Schmerzen zufügen, um ihn zu heilen.«

Zögernd streckt sie ihre Hand aus und fasst behutsam um den Teil des Splitters, der aus Saldowrs Schulter herausschaut.

»Du hast gute Hände«, sagt Saldowr. »Zieh!«

Elvira wirft ihre Haare zurück, fasst sich ein Herz und zieht so fest wie sie kann. Saldowr schwankt, doch der Splitter bewegt sich nicht. »Ich kann es nicht. Es tut mir leid. Meine Hände ...«

»Es ist nicht deine Schuld, mein Kind.«

Faro ist der Nächste. Er ist sehr blass, und ich weiß, wie sehr ihm diese Situation zusetzt. Er liebt Saldowr wie einen Vater. Faro holt tief Luft und legt dann seine Hand um den Splitter. Doch im Gegensatz zu Elvira versucht er nicht

einmal, ihn herauszuziehen. Er schüttelt bloß den Kopf und lässt seine Arme sinken. »Ich kann diese Arbeit nicht tun.«

»Wie meinst du das?«, fragt Conor.

»Die Aufgabe ist nicht für mich bestimmt. Sie stößt mich zurück.«

Niemand zweifelt daran, dass Faro die Wahrheit sagt.

»Dann lass es mich versuchen«, sagt Conor. Konzentriert streckt er seine Hand nach dem dunkel leuchtenden Splitter aus, der sich in Saldowrs Schulter gebohrt hat. Mit äußerster Vorsicht, um Saldowr nicht zu verletzen, fasst er ihn an.

»Ich kann es nicht tun«, sagt er schließlich. »Meine Finger rutschen ab.«

»Du bist dran, Sapphire«, sagt Faro.

Ich wollte die Letzte sein, weil ich Angst davor hatte, doch jetzt wünschte ich nur, ich wäre die Erste gewesen und alles wäre vorüber. Zu viel hängt jetzt von mir ab. Wenn ich es auch nicht schaffe, den Splitter herauszuziehen, bleibt uns nichts mehr zu tun.

Vorsichtig strecke ich meine Hand aus. Als ich den Splitter berühre, schließen sich meine Finger sofort darum wie um einen Griff.

Es herrscht gespannte Stille. Alle warten. Tief in mir weiß ich, dass ich den Steinsplitter herausziehen kann. Doch was wird dann geschehen? Wird Saldowr an der offenen Wunde in seiner Schulter verbluten? Ich habe Angst.

»Ich denke, du bist die eine, *myrgh kerenza*«, sagt Saldowr sanft.

»Aber ich will Sie ... nicht verletzen.«

»Du bist es ja nicht, die mich verletzt. Der Schlussstein hat es bereits getan.«

Ich blicke in seine Augen und finde den Mut zu sagen, was ich wirklich denke. »Was ist, wenn Sie sterben, Saldowr?«

Auf seinen Lippen zeichnet sich ein vages Lächeln ab. »So leicht bin ich nicht umzubringen. Zieh den Splitter heraus. «

Ich presse meine Lippen zusammen, sehe ihm fest in die Augen und ziehe mit aller Kraft. Der Splitter gleitet ohne Widerstand aus

Saldowrs Fleisch und bleibt in meiner Hand liegen. Hinter mir höre ich Faro nach Luft schnappen. In Saldowrs Schulter ist eine klaffende, hässliche Wunde entstanden. Das Blut schießt hervor, und für einen kurzen, schrecklichen Moment kommt es mir so vor, als würde ich den pulsierenden Gezeitenknoten betrachten. Das Gefühl des kleinen steinernen Dolchs in meiner Hand lässt mich erschauern. Ich reiche ihn Saldowr, der ihn fest umfasst, wie eine Waffe. Saldowr ballt seine Hand und presst sie gegen die Wunde. Sein Gesicht ist bleich und verschlossen. Langsam, ganz langsam lässt er sich auf den Grund sinken.

»Kann Elvira die Wunde nicht heilen?«, flüstere ich Faro zu. Aber er antwortet nicht. Ich glaube, er hört mich nicht einmal.

»Elvira«, sagt Conor, »kannst du ihm nicht irgendwie helfen? «

Elvira beißt sich auf die Lippen. »Ich habe nicht genug Wissen. Ich bin nicht die richtige Heilerin.«

Eine Welle der Wut rollt durch mich hindurch. Wollen die Mer etwa tatenlos zusehen, wie Saldowr verblutet? Ich tauche zum bewegungslosen Saldowr hinab. »Kann ich Ihnen helfen? Sagen Sie mir, was zu tun ist.«

Er öffnet seine Augen und blickt mich an. Sie sind zwar von Schmerzen getrübt, doch immer noch seine Augen. »*Myrgh kerenza*«, sagt er sanft. »Du kannst jetzt nichts tun. Doch hab keine Angst. Ich werde nicht sterben.«

»Aber die Wunde blutet so stark. Wir müssen doch irgendwas tun.«

Der Anflug eines Lächelns huscht über sein Gesicht. »Jetzt denkst du wieder wie ein Mensch, liebes Kind. Wir tun doch etwas, wir heilen ...« Er hustet und drückt seine Faust stärker gegen die Wunde. » ... heilen den Gezeitenknoten. Zu etwas anderem haben wir jetzt keine Zeit. Conor ...« Er hält inne und ringt nach Luft. Conor beugt sich zu ihm hinunter. »Der Schlussstein ist komplett, Conor. Setz das letzte Stück ein.«

»Aber wo?«

»Du wirst die richtige Stelle finden.«

Conor schaut mich fragend an. Wie kann Saldowr nur glauben, dass er die richtige Stelle kennt?

»Schnell, Conor ... setz es ein. *Jetzt*. Der Schlussstein ... wird sich erinnern ...«

Saldowr hat gesagt, dass er nicht sterben wird, doch habe ich Angst, dass er es doch tut.

»Das letzte Stück ... jetzt, Conor, jetzt!«

Wir schwimmen zu der Ansammlung von Steinen, die wir zusammengetragen haben. Conor hält das letzte Stück, den keilförmigen Splitter, in der Hand. »Es wird nicht funktionieren«, sagt er. »Die Schrift ist nicht zu erkennen.«

»Tu, was Saldowr gesagt hat«, fordert ihn Faro auf.

Wir stehen um den Haufen von Gesteinsbrocken herum, die einst den Schlussstein bildeten. Conor wiegt den steinernen Dolch in der Hand. Er kneift die Augen zusammen und sucht nach einer

passenden Lücke. Doch er findet nirgends einen Hinweis, nicht das geringste Zeichen. Es scheint völlig unmöglich, dieses dreidimensionale Puzzle zu vervollständigen.

»Auch der Schlussstein ist verwundet«, sagt Elvira plötzlich, wie ein Arzt, der eine Diagnose stellt. »Er ist genauso verwundet wie Saldowr.«

»Ja, aber für den Schlussstein bist du wahrscheinlich auch nicht die richtige Heilerin«, sage ich spitz.

»Saph!«, ruft Conor, doch Elvira fährt ungerührt fort. »Das stimmt, Sapphire, aber der Schlussstein braucht mich nicht. Er will sich selbst heilen. Ich bin mir sicher, dass er es kann. Leg das letzte Stück hin, Conor, das Saldowr verletzt hat.«

Conor zögert. »Du meinst, ich soll es einfach irgendwo hinlegen?«

»Ja.«

Sanft säubert er ein kleines Fleckchen Sand, blickt dann der Reihe nach in unsere Gesichter und legt das keilförmige Stück

vorsichtig in die entstandene Lücke. Instinktiv weichen wir ein Stück zurück.

Es herrscht völlige Stille, als Conor das letzte Stück genau an den Platz legt, den er dafür geschaffen hat. Wir warten gespannt und hoffen inständig, dass etwas geschieht.

Stille. Ich wage nicht, irgendjemand anzuschauen. Wir haben versagt. Saldow wird vielleicht sterben, und wir haben versagt.

Plötzlich macht sich ein leises Geräusch bemerkbar. Es klingt wie das Glucksen der Heizung an einem dunklen Wintermorgen. Das Geräusch wird lauter. Es kommt von den einzelnen Bruchstücken des Schlusssteins. Ein entferntes Rauschen gesellt sich dazu. Ich weiß nicht, woher es kommt, doch bin ich gewiss, dass es von einer enormen Kraft verursacht wird. Es schwillt an wie das Dröhnen eines Wasserfalls, dem man auf einem ruhigen Fluss entgegengleitet. Sobald man die letzte Biegung hinter sich hat, ist nur noch ein ohrenbetäubender Lärm zu hören.

»Zurück!«, schreit Conor. Wir machen einen

Rückwärtssalto durch das Wasser, während der Lärm in unseren Trommelfellen schmerzt. Ich halte mir die Ohren zu, doch der Krach wird immer lauter.

Etwas Wunderbares und Erschreckendes geschieht mit den Bruchstücken des Schlusssteins, die im Sand liegen. Als hätte das Dröhnen sie mit Leben erfüllt, beginnen die Steine sich zu bewegen. Große Brocken gleiten aufeinander zu. Kleine Splitter des Schlusssteins wirbeln um sein zerbrochenes Herz. Es sieht so aus, als strebten alle Teile an ihren ursprünglichen Platz zurück. Für wenige Sekunden kreisen die fliegenden Scherben um einen imaginären Kern, bevor sich der gesamte Stein zu verfestigen beginnt. Und in der Mitte des Ganzen befindet sich der keilförmige Splitter.

Faro hat seine Hände ausgestreckt, um die Magie auf Distanz zu halten. Elviras Haare wirbeln um ihren Kopf und verdecken ihr Gesicht. Doch Conors Arm hält meine Schultern eisern fest, während der dröhnende

Lärm seinen Höhepunkt erreicht. Lichtblitze durchzucken den Stein, während sich seine Bruchstücke zusammensetzen. Der keilförmige Splitter ist ein letztes Mal zu sehen, bevor er im Herzen des Steins verschwindet. Der Schlussstein hat sich selbst geheilt.



Der Schlussstein ruht im Sand, glatt und massiv. Eine geraume Zeit rührt sich niemand von der Stelle, dann ist plötzlich Saldowrs schwache Stimme zu hören. Wir schwimmen zu ihm. Obwohl aus seinem Gesicht alle Farbe gewichen ist, sieht man ihm die Erleichterung deutlich an. »Der Schlussstein, Conor ... lies den Text... sofort.«

Wir gleiten nahe an den Schlussstein heran. Seine Oberfläche ist schwarz und so blank wie Glas. Ich sehe nichts, was an eine Schrift oder auch nur an ein Muster erinnert. Ich werfe Faro und Elvira verstohlene Blicke zu. Sie sehen genauso ratlos aus, wie ich mich fühle. »Du siehst in die falsche Richtung«, sagt

Conor und fasst mich am Arm. »Schau die Stelle an, die vom Licht erhellt wird.«

Ich kneife die Augen zusammen und versuche etwas zu erkennen, doch die Oberfläche des Steins sieht so glatt und unberührt aus wie zuvor.

»Kannst du die Inschrift lesen, mein Sohn?«, flüstert Saldowr eindringlich.

»Ja ... ja, jetzt sehe ich sie.« Conors Finger bohren sich in meinen Arm. »Die Schrift tritt hervor. Siehst du sie nicht, Saph?«

»Ich weiß nicht ...«

»Schau doch, Saph, da vorne!«

Dann bilde ich mir ein, dass sich auf dem glatten Stein ein gewisses Muster abzeichnet. Zeichen, die vor unseren Augen wie aus dem Nichts entstehen. Doch Wörter vermag ich nicht zu entziffern. »Conor, ich ...«

Conor lässt meinen Arm los. Er richtet sich zu seiner vollen Größe auf, die Haare umgeben seinen Kopf wie eine Krone. Wie Faro streckt er seine Hände aus, doch Conors offene Handflächen sind nach oben gerichtet, als

beschwöre er die Schrift, sich zu zeigen.

Ich erinnere mich an Conors Gesang, der die Wächterrobber an der Grenze zu Limina besänftigte. Doch dieser Gesang ist noch machtvoller. Es donnert, als würden Wassermassen aus großer Höhe auf darunterliegende Steine stürzen. Und während er singt, erkenne ich für einen winzigen Moment ein Muster, das tief in den Schlusstein eingeritzt ist.

Der Gesang ist verschwunden. Die Oberfläche des Steins so glatt wie zuvor. Conor ist wieder mein Bruder und schüttelt verwirrt den Kopf. »Was war das?«, fragt er, als wisse er nicht mehr, was er soeben getan hat.

Ich warte darauf, dass Saldowr sich erhebt. Doch sieht er sich offenbar weder zu einem Dank noch zu einer Erklärung veranlasst. *Vielleicht hat er nicht genug Kraft*, denke ich, bevor mir klar wird, dass Saldowr konzentriert lauscht. »Pst!«, zischt er, obwohl niemand von uns ein Wort gesprochen hat. Allmählich

zeichnet sich eine grenzenlose Erleichterung auf seinem Gesicht ab. »Sie kommen.«

»Wer kommt?«, flüstere ich Conor zu. Er schüttelt den Kopf.

Saldowr schaut uns an, als hätte er vergessen, wer wir sind. »Geht jetzt«, sagt er. »Sofort!«

»Was?«

»Auf der Stelle!« Mit großer Willensanstrengung wendet er sich uns zu. »Faro, Elvira, helft euren Freunden. Reicht ihnen die Hände und bringt sie nach Hause.«

»Aber Saldowr, was ist passiert?«, frage ich ihn.

Saldowr scheint alle Kraft für eine Antwort zu sammeln. Seine Faust ist immer noch gegen die Wunde gedrückt, doch vielleicht – vielleicht – blutet sie etwas weniger als zuvor. »Die Gezeiten ... sie kehren zurück. Der Schlussstein ruft sie ... nach Hause.« Er hustet und beißt sich auf die Lippen. »Geht jetzt... ihr könnt ihrer Gewalt nicht standhalten.

«

Das Rauschen der Gezeiten dröhnt in unseren Ohren, als hätten sich alle Wasserfälle der Erde verbündet, um über uns hereinzubrechen. Noch ist es fern, doch wie wird es sein, wenn die Gezeiten hier ankommen? »Können Sie ihnen standhalten, Saldowr?«

»Ich bin doch ... ihr Hüter.«

»Es darf Ihnen nichts passieren!«, sage ich eindringlich.

Erneut huscht der Anflug eines Lächelns über sein Gesicht. »Die Gezeiten trifft ... keine Schuld. Reicht euch jetzt die Hände. Faro, Elvira, bringt sie nach Hause.«

Neunzehntes Kapitel



Bei Rake's Point erreichen wir das Ufer. Elvira und Faro scheuen die Strömungen und den engen Zugang zu St. Pirans, falls die Flut immer noch in der Stadt sein sollte. Von Rake's Point aus gibt es einen Fußweg durch die Felder, der zum Hügel über den Häusern führt.

Ich kenne Rake's Point, doch normalerweise sieht es hier völlig anders aus. Der Küstenpfad führt eigentlich oberhalb der niedrigen Klippen entlang. Doch als wir dem Ufer entgegenschwimmen, befindet er sich unter uns. Ein Wegweiser mit der Aufschrift »St. Pirans 1 km« steht mitten im Wasser. Ich packe Faros Arm. »Faro, nichts hat sich geändert. Das Wasser ist immer noch da.

Glaubst du, Saldowr hat sich geirrt?«

Das Wasser wirbelt auf, als Faro herumfährt und mich ansieht. »Jetzt schau dir die beiden an.« Er nickt in Richtung Elvira und Conor.

»Ja, ich weiß.« Conor und Elvira nehmen ihre Umwelt nicht wahr. Sie haben nur Augen füreinander.

»Saldowr hat gesagt, dass die Gezeiten zum Schlussstein zurückkehren«, stellt Faro fest, als wäre damit alles gesagt.

»Aber warum steht der Wegweiser dann immer noch im Wasser?«

»Wir müssen Saldowr glauben.«

»Dir ist das wohl egal, was?«, bricht es aus mir heraus. »Deinetwegen könnte St. Pirans für immer unter Wasser liegen, so wie das Dorf, das du mir gezeigt hast.«

»Habe ich dir etwa nicht geholfen?«, gibt er zurück. »Wärst du ohne mich heil nach St. Pirans zurückgekommen? Und denk daran, Sapphire, was Saldowr alles für uns getan hat.«

Ich schäme mich. Wir haben Saldowr

zurückgelassen. Er hat sich allein der Gewalt der Gezeiten entgegengestellt, als sie zum Schlussstein zurückkehrten. Kein Wunder, dass Faro sich große Sorgen um ihn macht. »Es tut mir leid, Faro.«

»Saldowr wird nicht sterben«, sagt Faro rasch. »Du hast ihn gehört. Er wird einen Heiler finden. Wenn Saldowr sagt, dass er überlebt, dann wird er auch überleben.«

Faros Stimme erzeugt ein seltsames Echo in meinem Kopf. Er erinnert mich an jemand ... Ich forsche eine Weile in meinem Inneren, und dann trifft es mich wie ein Blitz. Faro erinnert mich an mich selbst. Auch ich habe wider alle Wahrscheinlichkeit die Hoffnung nie aufgegeben, dass Dad noch am Leben ist.

»Ja«, sage ich ruhig. »Saldowr ist stark. Aber die Flut ist immer noch da. Sieh dich um.«

»Mach dir keine Sorgen«, beschwichtigt Faro mit unerträglicher Ruhe. »Du willst immer, dass alles sofort passiert. Für dich ist der Gezeitenknoten so etwas wie ein

Zaubertrick. Das ist Luftdenken, Sapphire.«

»Aber das Wasser ist sehr real, Faro.«

»Mag sein ... außerdem habe auch ich mich geirrt«, fährt Faro fort, als mache er ein großes Zugeständnis.

»Wie meinst du das?«

»Ich dachte immer, je mächtiger Indigo würde, desto mehr Glück und Frieden wäre in der Welt.«

»Du dachtest also, dass es egal ist, wenn Tausende von Menschen ihr Heim, wenn nicht ihr Leben verlieren, solange die Mer glücklich sind?«

Faro spricht weiter, als hätte er mich nicht gehört. »Aber auch Tausende von Mer haben sich verletzt, wurden von den Gezeiten fortgespült, sind in Höhlen gefangen und suchen nach ihren Kindern.«

Vielleicht ist Dad dasselbe passiert! Natürlich hat er uns nicht im Stich gelassen. Er kam doch, um uns zu warnen. Er hätte alles dafür getan, um uns in den Fluten zu finden, aber er konnte es nicht. Vielleicht wurde er in

einer Höhle eingeschlossen, deren Eingang jetzt von einem großen Felsbrocken versperrt ist. Vielleicht ist er verletzt ...

»Weißt du, wie es meinem Vater erging, als die Gezeiten sich verselbstständigt haben?«

Faro macht einen perfekten Rückwärtssalto, als würden wir an einem Sommertag unbeschwert miteinander herumtollen. »Ja.«

»Davon hast du mir nichts erzählt!«

»Er musste das Baby retten. Sie wären fast weggespült worden. Meine Tante hat sich verletzt.«

»Hm.«

Natürlich musste er das Baby retten. Das verstehe ich. Auch ich würde niemals wollen, dass einem Baby etwas zustößt. Es war so klein und hilflos. Aber Conor und ich waren doch zuerst da ...

Faro nimmt meine Hand in seine Hände. »Unsere Leben werden sich wieder verbinden, kleine Schwester«, sagt er ernst. »Wir gehören zusammen, das weißt du doch. Was immer die Gezeiten auch tun, sie können

uns nicht auseinanderbringen. «

Seine Hände und sein eindringlicher Blick erfüllen mich mit einem seltsamen Gefühl des Trostes. Ich werde Indigo nicht verlassen, nicht vollständig. Ein Teil von mir wird immer dort sein.

St. Pirans 1 km, sagt der Wegweiser, um den das Wasser schwappt. Ich bin noch in Indigo, doch die Menschenwelt macht sich immer deutlicher bemerkbar. Plötzlich werde ich von einer gewaltigen Sehnsucht nach Mum erfüllt. Ich vertraue Roger. Ich weiß, dass er sie in Sicherheit gebracht hat, aber ich muss sie mit meinen eigenen Augen sehen. Muss sie in die Arme schließen und an mich drücken und mich vergewissern, dass sie immer noch da ist. Auch Sadie wird in meine Arme laufen und mit ihrer rauen, warmen Zunge über mein Gesicht lecken. So vieles ist fortgespült worden, doch nicht alles.

»Komm, Conor.«

Conor reagiert nicht. Er ist immer noch in ein intensives Gespräch mit Elvira vertieft, doch

ihre Stimmen sind zu leise, als dass wir sie verstehen könnten. Faro und ich schauen uns an und heben die Augenbrauen.

»Conor!«



Als Conor und ich den letzten Abhang hinunterstolpern, zittere ich vor Kälte und Erschöpfung. Die Stadt zu unseren Füßen ist still. Ein Mitarbeiter vom Rettungsdienst in einer leuchtend gelben Jacke, dem wir auf dem Fußweg begegneten, verwies uns auf das Rettungslager im St. Mark's Gemeindesaal, der den höchsten Punkt über der Stadt bildet. Er wollte uns noch ein paar Fragen stellen, doch wir sagten, wir hätten keine Zeit, weil wir nach unserer Familie suchten. Vermutlich wird er sich gefragt haben, wie wir nach dieser Nacht der Verwüstung plötzlich wie aus dem Nichts auftauchen konnten. Unten im Ort befinden sich zahlreiche Rettungsarbeiter, die ihre Schlauchboote durch die überfluteten Straßen lenken. Aus der Ferne erkennen wir das

Neongelb ihrer Jacken und das Orange der Boote.

»Einer von denen ist bestimmt Roger«, sagt Conor und hält sich schützend die Hand über die Augen. Ein Hubschrauber knattert über uns hinweg. »Alles okay, Saph? Kannst du laufen?«

»Das Bein tut weh, aber es geht schon.«

»Ich wünschte, Elvira wäre hier.«

Das glaube ich dir, denke ich. Es ist erst ein paar Minuten her, seit wir uns von Faro und Elvira verabschiedet haben, doch sie scheinen schon zu einem anderen Leben zu gehören. Ich denke an Faros Worte. *Unsere Leben werden sich wieder verbinden, kleine Schwester.* Conors Gesicht sieht so aus, als würde auch er sich erinnern, und zwar an Elviras Worte.

Er hat mir den Arm um die Schultern gelegt und stützt mich, als wir den Gemeindesaal erreichen. Überall stehen Leute, in Decken gewickelt, und trinken aus Plastikbechern.

»Das Fernsehen ist auch schon da«, brummt

Conor. Ein Reporter, auf den eine Kamera gerichtet ist, spricht in ein Mikrofon.

»Hier ist Alex McGovern aus der schwer getroffenen Stadt St. Pirans, wo das trübe Morgenlicht das ganze Ausmaß der Verwüstung enthüllt ...« Verglichen mit dem Reporter, der warme, wasserdichte Kleidung trägt, sehen alle anderen Menschen wir Flüchtlinge aus. Plötzlich richtet sich die Kamera auf Conor und mich. »Die Menschen, deren Häuser zerstört wurden, befinden sich auf dem Weg ins Notlager. Viele von ihnen sind verletzt und suchen nach Familienangehörigen. « Der Reporter streckt Conor das Mikrofon entgegen und versperrt uns den Weg zum Eingang. »Seid ihr Geschwister? Könnt ihr berichten, was ihr erlebt habt?«

Conor zögert, bevor er in aller Ruhe antwortet: »Nein, das können wir nicht. Und jetzt lassen Sie uns bitte durch, meine Schwester ist verletzt.«

Während wir den Gemeindesaal betreten,

hören wir hinter uns die Stimme des Reporters: »Es scheint wie ein Wunder, dass bislang keine Todesopfer zu beklagen sind. Doch sobald die Rettungskräfte in der Lage sein werden, in die überfluteten Häuser einzudringen, wird sich das vielleicht ändern. An der gesamten Küste in dieser Gegend bieten sich dieselben Bilder der Verwüstung.«

Im Gemeindesaal drängen sich die Menschen. Manche kauern, in Decken gewickelt, auf dem Boden, andere lehnen an den Wänden. Babys schreien, doch die meisten Leute sind so stumm, als seien sie vor Schreck wie gelähmt. Nach und nach erkenne ich mehrere Gesichter. Dort drüben sind die Trevails. Sie sind in Rettungsdecken gehüllt und nippen an ihren Bechern. Als Mr Trevail mich sieht, winkt er mir zu. Er sieht nicht sonderlich mitgenommen aus. Doch wo ist Mum?

»Da hinten!«, ruft Conor.

Mum hat uns noch nicht gesehen. Sie hält

einen Plastikbecher in der Hand und redet mit einem Polizisten, der sich Notizen macht.

»Mum!«, rufe ich – viel lauter, als ich vorhatte. Die Leute drehen sich um, aber das ist mir egal. Ich renne los, stolpere über Decken und Füße. »Mum, Mum, geht's dir gut?«

Mum lässt ihren Becher fallen. Sie scheint regelrecht durch den Saal zu fliegen. Ihre Arme schließen sich wie Schraubstöcke um uns, und sie drückt so fest, als würde sie uns nie wieder loslassen wollen. »Sapphy! Con! Ich dachte, ich würde euch niemals wiedersehen.«

»Au, Mum, nicht so fest!«

»Entschuldige, Sapphy.« Mum wischt sich mit dem Handrücken die Tränen fort und schließt uns dann wieder in die Arme. Ihre Wangen sind schmutzig, ihre Haare nass und verfilzt. Sie sieht wunderschön aus.

»Ich kann euch einfach nicht loslassen«, sagt sie schließlich. »Ich kann noch gar nicht glauben, dass ich euch wiederhabe. Stundenlang habe ich die Tür angestarrt und

gebetet, dass ihr hereinkommt. Habe alle Leute gefragt, ob euch jemand gesehen hat ...«

»Jetzt sind wir ja wieder da«, sagt Conor. »Das Wasser hatte uns eine Zeit lang eingeschlossen, das ist alles. Wir waren aber nie ernsthaft in Gefahr.«

»Ich kann das alles gar nicht verstehen«, sagt Mum und zieht uns mit sich auf den Boden hinunter. »Ich dachte, du wärst bei uns auf dem Dachboden, Sapphy, doch als ich aufgewacht bin, warst du nicht mehr da. Ich kann dir gar nicht sagen, was für eine Angst ich um dich hatte. Rainbow meinte, du wärst bestimmt von einem Boot mitgenommen worden und würdest Hilfe holen. Und dann ist Roger gekommen.«

»Du hattest Fieber, Mum. Deswegen hat dich alles so verwirrt. Conor hat mich abgeholt und gesagt, dass Roger schon auf dem Weg wäre, um euch zu retten. Wir sind alle in Sicherheit.«

»Ja«, sagt Mum. »Ihr seid in Sicherheit.

Nichts anderes zählt.« Erneut drückt sie uns an sich. Ich schließe meine Augen und schmiege mich an sie. Ich bin so müde und möchte nur noch schlafen ...

Plötzlich zuckt ein fürchterlicher Gedanke durch meinen Kopf. Ich setze mich kerzengerade auf. »Sadie! Wo ist sie, Mum?«

»Alles in Ordnung, beruhige dich, Sapphy. Rainbow ist mit ihr spazieren. Sadie war so aufgeregt, dass sie alle verrückt gemacht hat.«

»Wo sind sie hingegangen?«

»Nein, Sapphy, du gehst nicht wieder nach draußen. Du musst dich ausruhen. Wir brauchen einen Arzt, der sich dein Bein ansieht.«

Plötzlich fällt ein Schatten auf uns. Ich blicke auf und sehe eine Gestalt, so groß und mächtig wie ein schützender Baum. Sie trägt erdfarbene Kleider und einen roten Schal. In der Hand hält sie einen braunen Tonkrug.

»Granny Carne! Was machen Sie denn

hier?«

»Aber, Sapphy!«, sagt Mum.

»Zeig mir dein Bein, Sapphire«, sagt Granny Carne. Sie beugt sich hinunter und begutachtet sorgfältig die Schnittwunde sowie die Blutergüsse. Schließlich sagt sie: »Das scheint mir gut versorgt worden zu sein.«

»Bist du schon bei einem Sanitäter gewesen, Sapphy? Das hast du mir ja gar nicht erzählt.«

Granny Carne schaut mir in die Augen.

»Ist unser altes Haus in Ordnung?«, frage ich sie. Ihr Anblick hat mich an unser altes Zuhause erinnert. An unsere Haustür, die immer sperrangelweit offen stand, den Weg zu unserer Bucht und den Garten, den Dad einst angelegt hat.

»Ja, so weit konnte das Meer nicht steigen. Den Fortunes geht es gut.« Die Fortunes? Wer ist das? Dann erinnere ich mich an Gloria und ihren Mann. Ich hatte sie vollkommen vergessen. Gloria hätte es mit ihren Krücken auch schwer gehabt, der Flut zu

entkommen. Wäre das Wasser noch weiter gestiegen ...

Wusste sie, dass es sich um Indigo handelte? Ich frage mich, ob es wirklich Indigo war, das ihr ins Gesicht geschrieben stand. Eines Tages muss ich einen Weg finden, sie danach zu fragen – einen Weg, um herauszufinden, ob sie eine von uns ist.

Mum drückt mich zitternd an sich. »Ich habe immer gewusst, dass man dem Meer nicht trauen kann«, sagt sie. Ich will bereits widersprechen, denn natürlich denke ich an Faro und Elvira, an den Wal, der mir in der Tiefe des Meeres geholfen hat, an die Delfine und sogar an die Haie, die aus Pflichtgefühl ihr Leben riskierten. Doch Granny Carnes stechender Blick hält mich zurück. Ich sage kein Wort.

»Kommt mit nach draußen«, fordert sie uns auf, »und seht euch an, wie das Wasser zurückgeht.«

»Granny Carne war die ganze Nacht hier und hat den Leuten geholfen«, flüstert Mum. »Es

heißt, sie sei den ganzen Weg von Senara aus gelaufen. Sie muss sofort aufgebrochen sein, als die Flutwelle kam.«

»Wahrscheinlich behaupten die Leute, sie sei geflogen«, flüstert Conor.

»Das reicht, Conor!«, zischt Mum und scheint schon wieder ganz die Alte zu sein.

Wir folgen Granny Carne aus dem Gemeindesaal. Der Wind hat aufgefrischt und treibt die Wolken auseinander. Matte Sonnenstrahlen treffen auf den kalten, nassen Boden. Wir laufen über das plattgetretene Gras, bis wir die Felskante erreichen. »Seht auch das an!«, sagt Granny Carne.

Zunächst kann ich keinen Unterschied erkennen. Die Häuser von St. Pirans stehen immer noch bis zu den Dächern im Wasser. Vor hier aus sieht man genau, wie weit die Flut vorgedrungen ist. Ganze Häuser und Scheunen, Boote und Straßen sind förmlich verschluckt worden.

»Seht genau hin, wie weit das Wasser auf dem Feld dort drüben steht«, sagt Granny

Carne. »Betrachtet den Bergahorn. « Der Stamm eines Bergahorns steht im Wasser. Doch nun sehe ich, wie es sich bewegt. Oder ist das nur eine Spiegelung des Lichts? Ich zwinkere und schaue erneut hin. Sehr langsam und völlig lautlos, wie eine Pfütze in der Sonne, schrumpft das Wasser um den Stamm zusammen und läuft den Hügel hinunter.

»Das Wasser fällt«, murmele ich und kann es kaum glauben.

»Ja«, sagt Granny Carne. »Das Wasser fällt.«

Conor stößt einen tiefen Seufzer aus. Erleichtert betrachtet er den Rückzug des Wassers, doch sein Blick, der sich auf den Horizont über dem Meer richtet, ist voller Sehnsucht. Ich bin mir sicher, dass er an Elvira denkt, die jetzt tief in Indigo ist.

*Ach wäre ich doch in Indigo
und teilte die salzige See
in den tiefsten Fluten,
wo weder Liebe noch Leid*

mich bedrücken ...

Doch niemand singt. Ich bilde es mir nur ein.
»Eigentlich müsste ein Regenbogen zu sehen sein«, sagt Mum.

»Bitte?«

»Na, so wie in der Bibel, nach der Sintflut. Ein Regenbogen als Zeichen dafür, dass die Welt nie wieder von einer großen Flut heimgesucht werden wird.«

Wenn du nur wüsstest, denke ich. Ich tausche einen Blick mit Conor, dem sicher derselbe Gedanke durch den Kopf geht.

Das Wasser um den Bergahorn ist verschwunden. Nun steht er mitten im Schlamm. »Das wird eine Heidenarbeit werden, hier wieder für Ordnung zu sorgen«, murmelt eine Frau, die neben Mum steht.

»Wir sollten dankbar sein, dass wir noch da sind, um diese Arbeit zu erledigen«, entgegnet Mum leise.

»Sapphire!«, ruft eine entfernte Stimme. Ich fahre herum.

»Rainbow!«

Und da kommen sie. Sadie springt mir im gestreckten Galopp entgegen. Rainbow, mit der Leine in der Hand, rennt hinter ihr her. Sadies Augen sind voller Freude auf mich gerichtet, während sie den grasbewachsenen Abhang hinunterjagt. Ich gehe in die Knie und öffne meine Arme.



cbj

ist der Kinder-und Jugendbuchverlag
in der Verlagsgruppe Random House

1. Auflage

Erstmals als Taschenbuch April 2011

Gesetzt nach den Regeln der

Rechtschreibreform © 2006 by Helen

Dunmore Konvertiert : von Darkmon

Die englische Originalausgabe erschien
2006

unter dem Titel »The Tide Knot« bei
HarperCollins

Children's Books, London

© 2007 für die deutschsprachige Ausgabe
bei cbj Verlag

in der Verlagsgruppe Random House GmbH,
München

Alle deutschsprachigen Rechte vorbehalten
Dieses Werk wurde erstmals unter dem Titel
»Indigo – Im Bann der Gezeiten« veröffentlicht

Übersetzung: Knut Krüger

Lektorat: Ulrike Hauswaldt

Umschlagabbildung: Mauritius

Images/Pixtal/RF,

Shutterstock/Vividfour

Umschlagkonzeption: zeichenpool, München

st · Herstellung: CZ

Satz: Uhl + Massopust, Aalen

eISBN 978-3-64103943-1

www.cbj-verlag.de

www.randomhouse.de

Table of Contents

[DIE AUTORIN](#)

[Erstes Kapitel](#)

[Zweites Kapitel](#)

[Drittes Kapitel](#)

[Viertes Kapitel](#)

[Fünftes Kapitel](#)

[Sechstes Kapitel](#)

[Siebtes Kapitel](#)

[Achtes Kapitel](#)

[Neuntes Kapitel](#)

[Zehntes Kapitel](#)

[Elftes Kapitel](#)

[Zwölftes Kapitel](#)

[Dreizehntes Kapitel](#)

[Vierzehntes Kapitel](#)

[Fünfzehntes Kapitel](#)

[Sechzehntes Kapitel](#)

[Siebzehntes Kapitel](#)

[Achtzehntes Kapitel](#)

[Neunzehntes Kapitel](#)